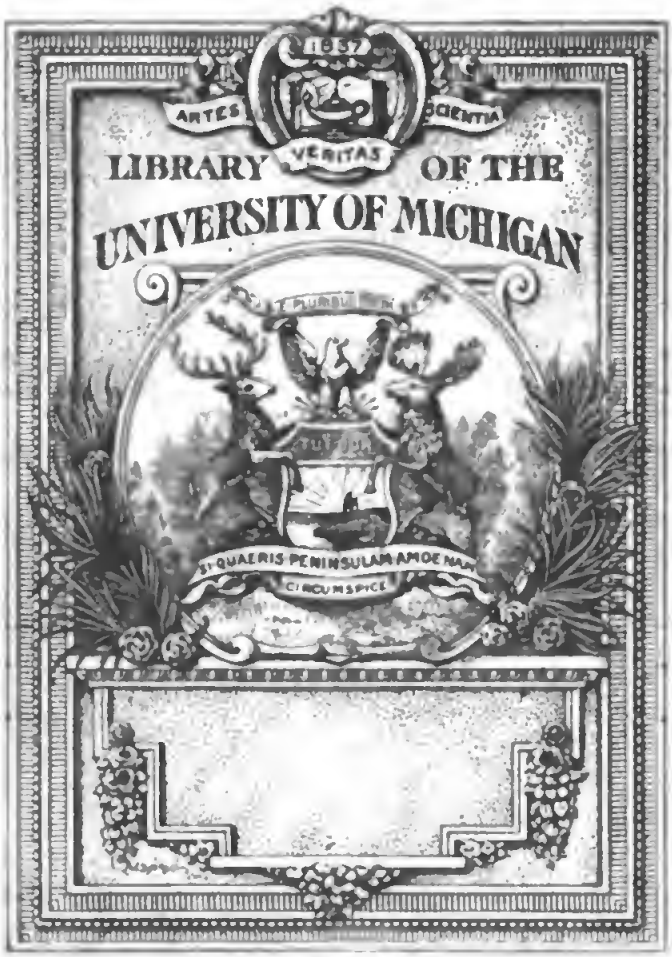
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz.

8 J 0. 6 5 8

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns ist erschienen:

Illustrierte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts.

Mit vielen Illustrationen, Karten im Text, sowie ein- und mehrfarbigen Kunstbeilagen.

In elegantem Ganzleinenband. Preis 9 Mark 50 Pfg.

Auch in 30 Heften à 25 Pfg. zu beziehen.

Mit diesem außerordentlich stattlichen und reichhaltigen Bande bieten wir wohl die der weitesten Verbreitung fähige illustrierte Geschichte des verflossenen Jahrhunderts. Im besten Sinne volkstümlich gehalten, schildert sie die ungeheuren Umgestaltungen während dieses Zeitraumes auf allen Gebieten, in den politischen und sozialen Verhältnissen, in Kultur und Wissenschaft, Litteratur und Kunst.

Im Anfang zittern noch in den europäischen Staaten die Stürme der großen Revolution nach. Unser Deutschland ist über den Rhein zurückgedrängt, die Napoleonische Weltherrschaft erhebt sich. Sie sinkt unter den Schlägen des verbündeten Europas zusammen. Nach kurzer Stille rollen neue Gewitter über unser Festland: die französische Revolution von 1830 und in der Mitte des Jahrhunderts ein fast alle europäischen Staaten erschütternder Märzsturm. Dann erheben sich aus schweren Kämpfen neue Einheitsstaaten: Amerika, Deutschland, Italien. Das alte Asien tritt wieder in die Geschichte; wie ein neuer Weltteil steigt Afrika aus dem Dunkel empor. Indessen sich im Innern der Völker ein vierter Stand aus der Tiefe emporringt und seine Forderungen an die Zukunft stellt, verändern die größten technischen Erfindungen das ganze Bild des menschlichen Lebens. Die Erde umspinnt sich mit Schienenwegen und Dampferlinien. Der elektrische Funke hebt die Entfernungen auf. Die Kultur aller Länder schmilzt immer mehr zu einem Ganzen zusammen. **Eine neue Welt!**

Unsere „Illustrierte Geschichte des Neunzehnten Jahrhunderts" reicht bis auf die Gegenwart; der Burenkrieg und die Ereignisse in China sind entsprechend berücksichtigt. Wir empfehlen das reich illustrierte Werk allen denen, welche sich über die Ereignisse, Erfindungen und Entdeckungen während des verflossenen Jahrhunderts auf angenehm unterhaltende Weise unterrichten wollen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima Sicilianische Roth-Weine

vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
verzollt ab Konstanz zu **70 Pfg. per Liter.**
1 Postkistchen m. 2 ganzen Flasch. franco gegen Einsendung von **Mk. 2.50**
1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier „ **10.–**

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 auserlesenen Sorten incl. Verpack. **Mk. 15.–**

Samos-Süss-Weine

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine
verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.– per Liter**
1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco **Mk. 2.80.**
Garantie für Naturreinheit. **Preisliste franco.**

Ziegler & Gross,
Konstanz 59, Baden und Kreuzlingen, Schweiz.

Neueste Flaschen-Verkapsel-Maschine
„Monopol" D.R.G.M. unübertroffenes System.
Zum eleganten zweifaltigen Anlegen v. Kapseln bis zu 50 mm Länge franco gegen Einsendung von M. 12.50 oder gegen Nachn. von M. 12.75.
Ziegler & Gross, Konstanz 59

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Moderne Romane aller Nationen.

Preis jedes Bandes elegant kart. 75 Pf. Geschmackvoll gebunden 1 Mark.

Diese modern ausgestattete Sammlung enthält wirkungsvolle Romane hervorragender Autoren. Wir halten die Bände, welche durchweg eine gediegene Unterhaltungslektüre abgeben, bestens empfohlen.

Bis jetzt sind die nachstehend aufgeführten Bände erschienen:

1. Richard Voß, San Sebastian.
2. Luise von François, Judith, die Kluswirtin.
3. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe. — Die Baronin Amalti.
4. Balduin Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks.
5. Iwan Turgenjew, Rauch.
6. Konrad Telmann, Gerichtet.
7. Ernst Pasqué, Zwei Eleven Worths.
8. Edgar A. Poe, Seltsame Geschichten.
9. Ouida, Die Leiden einer Anstandsdame.
10. Fr. Bret Harte, Im Walde von Carquinez.
11. Ernst Freiherr von Wolzogen, Basilla.
12. Maximilian Schmidt, Glasmacherleut'.
13. Theodor Dostojewski, Erniedrigte und Beleidigte.
14. A. Silberstein, Hochlandsgeschichten.
15. Iwan Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
16. Max Ring, Frauenherzen.
17. L. von Sacher-Masoch, Der kleine Adam.
18. August Becker, Das alte Bild.
19. Gg. Mengs, Hochsommerzeit war's.
20. Rudolph Stratz, Das weiße Lamm.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Novellette „Die Photographie“ von Emma Merk. (S. 83)
Originalzeichnung von Richard Mahn.

Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Elfter Band

Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Ich will. Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin (Fortsetzung) 7

Die Photographie. Novellette von Emma Merk . . . 63
Mit Illustrationen von Richard Mahn.

Aus dem Pharaonenlande. Aegyptische Reisebilder von Adolf Classen 87
Mit 11 Illustrationen.

Der Fall Francke. Kriminalnovelle von Otto Höcker . . 106

Polizeihunde. Ein Kapitel aus dem modernen Sicherheitsdienst. Von Benno Braun 180
Mit 7 Illustrationen.

Fritz Reuters Heimat. Biographische Skizze von Ernst Montanus 194
Mit 7 Illustrationen.

Grossstadt-Spezialitäten. Skizze aus dem sozialen Leben der Gegenwart. Von A. Oskar Klaussmann . . . 209

Mannigfaltiges:

Gefährliche Auszeichnung 218

Unerreichbare Schätze 220

Neue Erfindungen: Seite

I. Operationsrahmen für Pferde 222
Mit 2 Illustrationen.

II. Eine Flaschen-Reinigungsmaschine für Handbetrieb 224
Mit Illustration.

III. Patentierter Universal-Stiefelknecht 224
Mit 2 Illustrationen.

Der kleine Maler 225

Gewitterwolken 226

Das serbische Königspaar 229
Mit 2 Porträts.

Dortig 233

Ehrenjungfrauen auf der Guillotine 234

Indische Schildbürgerstreiche 234

Der Hof von Anhalt-Köthen 236

Seltsame Trauringe 236
Mit Illustration.

Banknoten in Versen 237

Das Suchen von Leichen im Wasser 238

Gut pariert 239

Drei Exemplare 239

Das Ende der Potsdamer Riesengarde 240

Noch ganz andere Dinge 240

Ich will.

Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Elftes Kapitel.

Hand in Hand trat das junge Paar der aufgeregt heimkehrenden Malerin entgegen.

„Wir lieben uns und wir wollen uns heiraten, teure Schwester," deklamierte der junge Schauspieler.

Der reine Bühnenknalleffekt war es. Und sie war so davon überrumpelt worden, daß sie sich die Hand an die Stirn legte und sich fragte, ob sie wache oder träume.

Da faßte der lange Mensch, der sich ihr Bruder nannte, ihre Hand, und das kleine, dumme Ding fiel ihr schluchzend um den Hals, und über sie kam's wie helle Wut.

„Laßt mich in Frieden!" rief sie. „Morgen früh wollen wir miteinander reden. Jetzt habe ich Wichtigeres zu denken."

Wichtigeres? Die zwei starrten sich an, als faßten sie's nicht, daß ihre Liebe nicht die Weltenachse sein solle, um die sich alles drehte. Dann gingen sie, der eine, um

ſich im Monolog des Mortimer auszutoben, die andere, um in irgend einer Ecke zu heulen.

Und ſie, Regine Erhard, ſaß nun im Dunkeln, ballte die Fäuſte und zerſann ſich den Kopf, was jetzt zu thun ſei. Da wurde draußen die Korridorklingel gezogen. Regine ſprang empor, griff nach der Lampe, und als ſie dieſelbe eben entzündete, wurde die Stubenthür geöffnet, und Adelheid trat über die Schwelle.

Mit ausgeſtreckten Händen lief ſie ihr entgegen, doch die warme Herzlichkeit erſtarb ihr auf den Lippen, als ſie Adelheid ins Geſicht geſchaut, und entſetzt ſtieß ſie hervor: „Um Gottes willen, Kind, was iſt denn noch geſchehen, wie ſehen Sie aus?“

Mit einem einzigen, wildſchluchzenden Laut ſtürzte Adelheid in einen Seſſel nieder. „Ich weiß nicht, ob ich's ertragen kann. Ob ich das ertragen kann!“

Regine beugte ſich über die völlig Faſſungsloſe und ſchlang den Arm um ſie. „Adelheid, reden Sie! Hat der Menſch Ihnen noch eine neue Niedertracht angethan?“

Der ſchlanke Körper, den ſie umfaßt hielt, bebte. Pötzlich ſprang Adelheid wieder auf und noch einmal klang ihr Stöhnen: „Ich weiß nicht, ob ich das ertragen kann!“

Die Augen geſchloſſen, hinter den geöffneten Lippen die Zähne zuſammengebiſſen, ſtand ſie wie erſtarrt in wütendem Schmerz. Und dann brachen ihr die Thränen hervor, ein bitterliches, herzzerreißendes Weinen.

„Adelheid, liebe, liebe Adelheid!“ Wie eine Mutter ihr Kind, hatte Regine, ſelbſt beinahe faſſungslos, ſie an ſich gezogen und redete ihr zu mit unzuſammenhängenden Worten der Zärtlichkeit, bis das Weinen zum leiſen Wimmern wurde.

„Sie wiſſen ja nicht, was er mir angethan, welches unerträglich Schwerſte er mir angethan hat.“

Regine kam eine Ahnung, daß hier noch anderes vorlag als das, was ihrer Kenntnis offenbar war. Doch sie that keine Frage. Sanft streichelte sie das thränennasse Gesicht. „Zwingen Sie sich zur Ruhe, Liebste. Wo haben Sie denn Ihren alten tapferen Mut? Wir müssen ja doch nachdenken zusammen, beraten, was nun geschehen soll."

„Nicht heute, nicht jetzt!" bat Adelheid.

„Nun gut, dann morgen also. Jetzt ruhen Sie sich aus. Sie bleiben doch gleich hier bei mir, nicht wahr?"

„Wenn Sie mich behalten wollen, wenn Sie mir noch einmal Zuflucht geben wollen —"

„Nur keine großen Worte um eine Selbstverständlichkeit! Ihre Sachen lassen wir morgen früh holen, oder lieber gleich heute abend noch. Und jetzt" — sie sah nach der Uhr — „ich habe noch zwei jungen Kunstgewerbeschülerinnen eine Zeichenstunde zu geben. — Hier, trinken Sie zunächst mal diesen Schluck Wein, und dann legen Sie sich dort derweilen auf die Chaiselongue."

Sie schob Adelheid nach dem Ruhebett, drängte sie darauf nieder und verließ eilig das Zimmer.

Eine Weile lag Adelheid mit geschlossenen Augen regungslos, dann erhob sie sich wieder, nahm die Lampe, ging an den Schreibtisch, schob sich einen Briefbogen zurecht und ohne weiteres Ueberlegen begann sie zu schreiben.

„Ich habe vor Ihnen gestanden wie eine entlarvte Abenteurerin, wie eine abgefeimte Lügnerin und Betrügerin. Ich will mich nicht rechtfertigen vor Ihnen, ich vermöchte das auch nicht in ein paar kurzen, geschriebenen Worten. Ich stand im Begriff, Ihnen mit meinem eigenen Munde die Wahrheit zu sagen, als man mir zuvorkam. Ja, er ist mein Gatte vor dem bürgerlichen Gesetz, doch er ist es nicht vor dem Gesetz, das mir höher, heiliger steht — vor meinem Herzen. Als ich erkannte, daß er

es nie und nimmer ſein würde, ſchied ich mich von ihm. Und der Tag, an dem ich das that, es war mein Hochzeitstag. Vielleicht kommt Ihnen mit dieſem Wiſſen doch ein Begreifen dafür, daß ich wähnte, mir vor mir ſelber das Recht zugeſtehen zu dürfen, mich zu nennen.

Adelheid Angreß."

Keine Ueberſchrift, auch kein nochmaliges Durchleſen deſſen, was ſie geſchrieben, kein Ueberlegen, ob es wohl ſo das Rechte ſei. Den Bogen in das Couvert gefaltet und die Adreſſe darauf: „Herrn Doktor Robert v. Selken."

Und hinaus in die Küche, den Brief dem Mädchen zur ſofortigen Beſorgung zu übergeben.

Dann ſaß ſie wieder auf der Chaiſelongue, jetzt wirklich ruhig geworden. Eine abwartende Ruhe. Eine Antwort würde wohl auf ihre Zeilen kommen, irgend eine. Und dann würde ſie's wiſſen, ob er groß zu denken vermochte, auch wo er nicht klar ſah, ob er es vermochte, zu glauben, auch gegen den Schein, ob die Sprache, die ſeine Augen zu ihr geredet, die Sprache eines Herzens war, das groß empfand, ob er der war, den ſie liebte, um den ſie litt in bitterſter Herzensqual. —

„Ich bin ſo müde!" Mit verlöſchender Stimme ſagte ſie es, als Regine nach beendeter Stunde zu ihr zurückgekehrt war.

„So gehen Sie zur Ruhe. Ihr Lager wartet auf Sie."

Adelheids Arm faſſend, führte Regine ſie in Annettes Stübchen. Die Kleine, die in den Ecken herumſchlich, als erwarte ſie morgen ihr Todesurteil, wurde in ihrem eigenen Schlafzimmer mit untergebracht.

Und Adelheid ſchlief ein, kaum daß ihr Haupt die Kiſſen des Lagers berührte.

Als in der Morgenfrühe Regine kam, nach ihr zu ſchauen, war ſie bereits fertig angekleidet. Sie gingen

in das Wohnzimmer, wo der Kaffee wartete. Neben Adelheids Taſſe lag ein Brief. „An Fräulein Angreß.“ Sie hielt das Couvert in den Händen, las wieder und wieder die mit vornehm klaren Schriftzügen geſchriebene Adreſſe: „An Fräulein — Fräulein —“

War's denn nicht eitel grauer Novembernebel draußen? Wollte ſich's durch die Scheiben brechen wie ein helleres Licht?

Sie hatte den Umſchlag erbrochen. Auf elegantem Papier nur wenige Zeilen. In vornehm klarer Handſchrift nur wenige Zeilen.

„Gnädige Frau!

Sie wollen ſich nicht rechtfertigen vor mir. Darauf Anſpruch erheben dürfte wohl auch nur der, dem durch irgend ein intimeres Band das Recht dazu gegeben wäre. Mir ſteht ein ſolches Recht nicht zu, darum blieb Ihnen völlige Freiheit, ſoviel Perſönliches vor mir geheim zu halten, als Ihnen gut dünkte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Robert v. Selken.“

Adelheid las die Zeilen, las ſie noch einmal, faltete ſie zuſammen ſchob ſie in den Umſchlag zurück und legte den wieder auf den Tiſch.

Regine verfolgte ihr Thun mit ſcheuem Blick. Dann ſagte ſie leiſe, zögernd: „Nun, Kind?“

Langſam hob Adelheid die Augen und ſah ſie an. Um ihre farbloſen Lippen zuckte ein wirres Lächeln. „Es iſt nichts von Belang. Der „höhere Standpunkt“, der iſt eben nicht jedermann gegeben. Sie Beſte“ —

„Adelheid!“ — Ein erſchreckter Ruf, denn das bleiche Haupt hatte ſich hintenüber geneigt. Aber ſie war nicht ohnmächtig geworden. Ein paar Sekunden nur hielt ſie die Augen geſchloſſen, dann ſetzte ſie ſich gerade im Stuhl auf.

„Verzeihen Sie mir die Heimlichkeit, Regine. Aber das ist etwas, woran auch Ihre lieben Hände nichts ändern und helfen könnten, darum möchte ich Sie damit verschonen. Ich meine auch, daß bald ein anderes Schreiben kommen wird, das mehr des Beratens erfordert."

Regine sah sie mit ihrem warmen, ehrlichen Blick an. „Ich glaube an Sie, Adelheid. Und wer da glaubt, der braucht nicht immer zu schauen."

Adelheid nickte vor sich hin. „Sie glauben an mich — Sie!" Dann begann sie den Kaffee zu trinken, den Regine ihr eingegossen. Als sie ihr Frühstück beendet, erhob sie sich wieder. „Ich möchte noch einmal in meine Stube gehen."

Regine widersprach nicht. Sie hatte ja ohnedies noch eine kleine Privatangelegenheit zu erledigen. Draußen im Vorzimmer hörte sie Schritte und Stimmenflüstern, und kaum daß Adelheid sich entfernt hatte, traten die beiden Delinquenten, für die noch am Frühstückstische gedeckt war, ein. Regine setzte sich breit in ihren Stuhl zurecht, legte die Arme auf den Tisch und blickte den zweien entgegen.

„Also ihr liebt euch und wollt euch heiraten?"

„Ja." Es war ein schöner Brustton, wie er auf der Bühne nicht überzeugungstiefer hätte erklingen können.

„So. Und das ist gestern nachmittag so plötzlich über euch gekommen?"

„Ja." Annettchens Blauaugen blickten schwärmerisch zur Decke empor. „Gestern nachmittag, wie ich so furchtbar unglücklich war und er mich so lieb tröstete."

„Tröstete —" wiederholte Regine. „Schön." Sie räusperte sich. „Ich habe euch ja nun eigentlich in der ganzen Sache nichts zu sagen. Du, lieber Ottomar, bist mündig, und du, Annette, hast deine Eltern, die für einen solchen Fall ausschlaggebend sind."

Zwei Ausrufe, die sie unterbrachen, zwei Paar Hände, die von beiden Seiten sich der ihren zu bemächtigen suchten. „O, du bist doch unsere Liebste, Beste, du gehörst doch zu uns!“

Eine Armbewegung schob die beiden zurück. Regines Stimme behielt ihre unerschütterliche Gelassenheit. „Ich habe also eigentlich in der ganzen Sache nichts zu sagen. Aber das eine, was ich darin zu sagen habe, gebe ich euch hiermit zu wissen. Eines von euch beiden geht mir aus dem Hause. Wer das sein wird, darüber können wir uns ja noch verständigen.“

„Ach!“ Ein Laut, als schwanke die Erde unter ihr, kam von Annettes Lippen.

Der Schauspieler trat einen Schritt zurück. „Aber liebe Regine, erlaube einmal —“

„Gewiß, lieber Bruder, du hast deine Mansarde vom Wirt gemietet, und wenn du der Ueberzeugung bist, daß eine minder hoch gelegene Wohnung niederdrückend auf dein Rollenstudium wirken müsse, so wird Annette zu ihren Eltern zurückkehren, um sich da erst einmal in Ruhe zu überlegen, ob du ihr für alle fernere Zukunft der unumgängliche nötige Tröster bist.“

„Ach ja! Ich habe ihn so furchtbar lieb und wenn ich fort müßte von hier —“

„Dann stürbest du,“ vollendete Regine den bewegten Ausruf.

Der Schauspieler machte eine erhabene Geste. „Teure Schwester, du kannst nicht die Absicht haben wollen, zwei liebende Herzen voneinander zu reißen.“

„Bewahre. Nur sagt mal — falls ihr überhaupt schon was gedacht habt — wie dachtet ihr euch wohl fürs erste so den weiteren Verlauf eurer Angelegenheit?“

„Wie?“ Ottomar streckte die Arme aus. „Dies ist ein Punkt, zum Augenblick zu sagen: Verweile doch, du

biſt ſo ſchön! — Wie? Nun, wie es eben iſt. Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen und haben einander ſo lieb.“

„Hm, zu dreien?“

„Ach ja, zu dreien!“ Annette ſchlug in kindlicher Freude die Hände zuſammen.

„Sehr wohl. Das heißt, ich gebe meine Stunden und ihr — vertreibt euch derweilen die Stunden.“

Ottomar ſchlug ſich dröhnend an die Bruſt. „Ich werde arbeiten, ich werde ſtreben, die Liebe wird mein Thun beflügeln, denn nichts iſt mir hinfort zu hoch, um kühnlich nicht die Leiter danach anzulegen.“

„Und ich werde arbeiten,“ flötete das Blondköpfchen. „Ich werde malen und in der Küche helfen und nähen und alles, alles thun.“

Regine nickte anerkennend. „Vortrefflich, eure beiderſeitige Abſicht! Und um dieſelbe ohne ſtörende Zwiſchenfälle durchzuführen, wird, wie geſagt, eines von euch hier aus dem Hauſe gehen.“

„Und du meinſt, daß ich das ſein müſſe?! Unmöglich! Verlaſſen ſollt' ich meine ſtille Klauſe, darin ich friedlich lebte, ohne Harm? Kein Segen würde fürderhin mein Thun begleiten, die hehre Flamme der Begeiſterung ſtrahlt mir allein in dieſen ſel'gen Räumen, drei Treppen unterm Dach. Wenn von der Brüſtung meines Fenſters mein Blick dahinſchweift übers Häuſermeer, wenn ich aus tauſend Schloten den Opferrauch empor ſich ringeln ſehe — dann quillt's empor in mir, dann drängt's, dann glüht's, dann hält der Arm der Muſe mich umſchlungen.“

„Ja freilich, dieſe Umarmung darf keiner ſtören! Dann alſo muß Annette —“

„Ich, Tantchen?!“ Die Kleine hatte ihre Hände gefaßt und küßte und ſtreichelte ſie. „Aber ſieh mal, da wäre ich ja aus allem herausgeriſſen. Ich habe doch ſchon ſo gute Fortſchritte im Malen gemacht, und du

glaubst gar nicht, was ich für einen Ehrgeiz habe, so recht weit darin zu kommen. Und müßt' ich nun nach Hause, das wäre doch geradezu furchtbar, ich — ich wäre doch vollständig aus meiner ganzen Carriere herausgerissen!"

Regine verbarg mit eiligem Abwenden des Gesichts das verdächtige Zucken um ihre Mundwinkel.

Ottomar aber rief enthusiastisch: „Jawohl, aus ihrer ganzen Carriere wäre sie herausgerissen. Würdest du es wagen, das zu verantworten, Schwester?"

Sie zuckte die Schultern. „Jedenfalls wärst du im anderen Falle genötigt, zu sehen, wie du dich mit deiner Muse auseinandersetztest. Denn noch einmal und zum drittenmal und in allem Ernst: ein Weiterzusammen zu dreien unter diesen veränderten Umständen giebt es nicht. Eines von euch muß aus dem Hause."

Wenn Regine in diesem Tone sprach, dann gab's kein Rütteln mehr. Ein paar Sekunden blieb es still, dann trat Annette vor Regine hin, das Blondköpfchen gesenkt, die Hände gefaltet, ein Bild schmerzgebrochener, doch heldenhafter Resignation.

„So werde ich nach Hause reisen. Ich kann gleich nachher meine Sachen packen. Aber wenn ich auch fort muß, werde ich ihn doch lieben, bis ich sterbe."

„Annette, Annettchen, Adrettchen" — Ottomar war auf sie zugestürzt — „kein Gedanke, Sonnenscheinchen, du bleibst hier! Ich bin ein Mann, ich ziehe in den Kampf hinaus. — Ich ziehe!" wiederholte er, zu Regine gewandt. „Doch ob ich auch ziehe, der Zug des Herzens bleibt meines Schicksals Stimme. Und in deinen Händen, Schwester, lasse ich mein Schicksal, bis du ihm so viel Malen, Flicken, Kochen beigebracht, wie du für deines Bruders Glück ersprießlich hältst. Und derweilen —"

„Derweilen," unterbrach ihn Regine," soll es dir unbenommen bleiben, mich hie und da einmal mit deinem

brüderlichen Beſuche zu erfreuen. Mich — verſtehſt du wohl, mich — und in den Stunden, da ich zu ſprechen bin. So, da hätten wir uns alſo verſtändigt," ſchloß Regine und erhob ſich. „Lieber Ottomar, ich denke, du bemühſt dich jetzt um deine Muſe, und du, Annette, widmeſt dich deiner Carriere. Ich habe gleichfalls zu thun."

Sie wartete, bis die beiden durch verſchiedene Thüren ſich entfernt hatten, dann verließ auch ſie das Zimmer, um noch einmal nach Adelheid zu ſehen, bevor ihre Schülerinnen kamen.

Den Kopf in die Hand geſtützt ſaß Adelheid und ſann, was nun das Erſte ſein müſſe, das ihr zu thun oblag. Der andere Brief, den ſie erwartet hatte, war ihr zugegangen, und ſein Inhalt hatte ſie nicht überraſcht, hatte ſie doch im voraus gewußt, was derſelbe ihr bringen würde. Der Ton ſelbſt, in dem es geſchah, berührte ſie kaum. Wendelburg ſchrieb ihr:

„Ich unterlaſſe es, Dich im Hauſe Deiner ſogenannten Freunde aufzuſuchen. Ich verzichte auch für den Augenblick darauf, Dich zu zwingen, mir noch einmal perſönlich Rede zu ſtehen. Ich ſage Dir heute nur das eine: daß ich mich von allem unterrichtet habe — von allem. Ich weiß, wer der iſt, mit dem ich Dich geſtern überraſchte, Du Lügnerin und Betrügerin. Der iſt's, von dem Du behauptet haſt, daß er Dich kaum wieder erkennen würde, wenn er Dich auf der Straße träfe. Nun, vielleicht kennt er Dich wirklich nicht richtig — aber ich könnte ihm zu der näheren Bekanntſchaft verhelfen und zu meiner dazu! Und ich thu's, wenn Du nicht umgehend Arberg verläßt und nie wieder dahin zurückkehrſt. Hüte Dich auch davor, irgend einen Verkehr, brieflich oder mündlich, mit dem anderen aufrecht zu erhalten. Ob ich anweſend bin oder nicht, mein Auge ruht hinfort auf Dir, ich werde unterrichtet ſein von dem geringſten Deiner

Schritte. Und hüte Dich, Dich nochmals in eine Familie einschleichen zu wollen. Gestern habe ich Dich dort fortgebracht, das nächste Mal würde die Polizei es thun. Du weißt, was ich von Dir verlange. Kehre zu Deiner Pflicht zurück, und ich werde versuchen zu vergessen, zu verzeihen. Beharrst Du bei Deinem Wahnsinn, so bin ich der Stein auf Deinem Wege, über den Du Dir eines Tages den Hals brechen wirst.

Hugo Wendelburg."

Einen Augenblick dachte Adelheid, wenn er, der andere, diesen Brief läse, ob ihm dann nicht doch vielleicht so etwas wie ein Begreifen käme? Dann —? Ein Zug herber Bitternis grub sich um ihren Mund. Er hatte ihn ja gesehen, gehört — und doch! — Vorüber, es mußte vorüber sein in ihr.

Regine war erstaunt, ihren Gast von einer Ruhe und Festigkeit zu finden, wie sie solche in gleichem Maße noch nicht an ihr gesehen. Adelheid hatte sich bereits einen ganzen Plan zurechtgelegt, dem die Malerin nur zustimmen konnte.

Sich von neuem eine Familienstellung suchen, wäre unter allen Umständen, auch ohne Wendelburgs Drohung, ausgeschlossen gewesen, da Adelheid erklärte: „Ich lüge nicht mehr. Ich will die Folgen meines Handelns auch nach außen hin tragen, und wird der Kampf dadurch schwerer, so ist es doch ein Kampf der Wahrheit, nicht der Lüge."

Für das erste beabsichtigte sie, sich um irgend eine geschäftliche Stellung zu bemühen, die nicht zu viel Vorkenntnisse erforderte, in der Folge würde ihr es dann vielleicht möglich sein, sich für einen Erwerbszweig oder Beruf vorzubereiten, der ihr eine selbständigere Existenz gewährte.

Die nächsten Tage waren damit ausgefüllt, Zeitungsinserate zu studieren, Gesuche zu schreiben und deren Beantwortung abzuwarten. Die Auswahl, die sich ihr bot,

war weder groß, noch verlockend, und als man Referenzen und Mitteilung ihrer persönlichen Verhältnisse erbat, zogen auf ihre Angabe, daß sie, ohne geschieden zu sein, von ihrem Manne getrennt lebe, auch diese wenigen Reflektanten sich noch zurück.

Da fiel ihr ein neues Inserat in die Augen. Ein großes Warenhaus in einer Provinzialhauptstadt suchte für den Weihnachtsverkauf zur Geschäftsbeaufsichtigung und besseren Orientierung des Kaufpublikums eine Dame.

Ohne Besinnen meldete sich Adelheid unter genauer Angabe ihrer Verhältnisse und Beifügung der gewünschten Photographie für die Stelle.

Nach zwei Tagen fieberischen Wartens hielt sie eine zusagende Antwort in den Händen.

Noch mit dem Nachtzuge reiste Adelheid ab. Sie schaute nicht zurück, wie hinter ihr die Lichter Arbergs mehr und mehr verschwanden; vorwärts hielt sie den Blick gerichtet, vorwärts führte ihr Weg.

Zwölftes Kapitel.

„Und Sie wollen wirklich fort, Herr Doktor? Und schon morgen?"

Ihre Hand, die sie zum Abschied in die seine gelegt, zitterte.

„Ja, Fräulein —"

„Ilse" — hätte er sie bald genannt, wie sie da so voller Liebreiz vor ihm stand, ein helles, klares Bild, gegen jene andere.

Sein Gesicht wurde starr und finster. „Ja, ich will, ich muß fort."

Die Professorin, bereits von ihrem Sessel aufgestanden, nickte ihm freundlich zu. „Sie haben recht, Doktor.

Mein Mann ſagt mir, bei jener Autorität zu aſſiſtieren, ſei eine Ehre für Sie.“

„Und nicht einmal Weihnachten kehren Sie heim! Wie wird ſich denn Ihre Frau Schweſter dazu ſtellen?“

„Ihr Sohn kommt zum Feſte nach Hauſe, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Selken. „Da tröſtet ſich eine Mutter über anderweitigen Verluſt. Ich ſagte Ihnen übrigens noch gar nicht, daß ich morgen erſt nach Rodenſtadt fahre, um meinem Neffen einen kurzen Beſuch abzuſtatten. Schade, daß Sie den lieben Jungen nicht kennen gelernt haben, da Sie ſo lange Zeit am gleichen Orte mit ihm lebten.“

„Aber Herr Doktor“ — Ilſe machte ihre allererſtaunteſten Augen und ſchlug die Hände zuſammen — „eine Leutnantsbekanntſchaft und ein Penſionsfräulein — shocking!“

Er lachte und tippte ſich gegen die Stirn. „Vergebung, daß ich das vergaß. Nun, wenn gnädige Frau geſtatten“ — eine Verbeugung gegen die Profeſſorin — „wird ſich mein Neffe Weihnachten erlauben, dem Hauſe, das ſeinem Onkel ſo liebenswürdige Gaſtfreundſchaft geboten, Beſuch zu machen.“

Noch ein paar gewechſelte Freundlichkeiten, und Robert v. Selken ſchied für die Dauer dreier Monate von Profeſſor Herberts.

Vierundzwanzig Stunden ſpäter legte er denſelben Weg zurück, den vor wenigen Tagen Adelheid gegangen war — zum Bahnhof. Als er an jener Stelle vorüber kam, da ſich ihres Lebens Geheimnis ihm enthüllt hatte, wendete er raſch den Kopf zur Seite. Auf der Straße war es geſchehen, in Gewöhnlichkeit, in Häßlichkeit. Und ähnlich häßlich hatte er empfunden, was ihm Profeſſors und namentlich Ilſe in ihrem kindlichen Unbegreifen von ſo viel Verſtellungskunſt, über die Entlaſſung ihres Fräuleins berichtet hatten.

Häßlich. Er verurteilte nicht geradezu — Adelheids Brief hatte ihm die Sicherheit dazu genommen — er ſuchte nur Sinne und Gedanken abzukehren von einem Weſen, das ihm häßlich geworden war.

— — — — — — — — — — — — —

Daheim vor ihrem Schreibtiſche ſaß Ilſe, ſah nach der Uhr und ſagte leiſe: „Jetzt iſt er fort.“ Er hatte ihr die Stunde ſeiner Abreiſe verraten müſſen.

Warum? Dort der Elfenbeinfederhalter, auf dem ihre Augen ruhten, der wußte es. Der hatte geſtern über das Papier fliegen müſſen, um Hans v. Ramhorſt die Freude zu bereiten, ihm den unverhofften Beſuch des Onkels rechtzeitig vor deſſen Ankunft zu melden.

„Niemand darf je erfahren, daß wir uns kennen! Hörſt Du, Hans! Seit Doktor v. Selken bei uns verkehrt, zittere ich vor Entdeckung. Aber nein, verzeih, Hans, ich weiß, daß ich Dir vertrauen kann, Deiner abſoluten Diskretion; auch Weihnachten werde ich es können, nicht wahr? Bedenke, als was ich daſtehen würde, wenn man erführe, wie wir uns kennen lernten — auf der Straße! Wenn es herauskäme, wie ich unzählige Male geſchwindelt und gelogen, aus Liebe zu Dir, um Dich heimlich zu treffen! Niemand, niemand darf je darum wiſſen, unſere Beziehungen müſſen geheim bleiben, bis —“

Ilſe brach ab, im Geiſt den Brief zu wiederholen, mit welchem ſie — pah! einen dummen Jungen hinhielt, bis ſie einmal heiraten würde.

Heiraten! — Ihre Gedanken gingen zu Selken zurück.

„Ah, ich wollte, es käme ein anderer, reicherer —“

Ihre Stirn war gefurcht, ihr Fuß ſtieß heftig gegen ein Kiſſen am Boden. Sie blickte darauf hernieder. Adelheid hatte es geſtickt. Schnöde lachte ſie auf. Adelheid Angreß — Frau Wendelburg! Frau eines Mannes,

der ſich ſchwarze Perlen leiſten konnte, und dabei trieb ſie ſich freiwillig bei Fremden ums tägliche Brot herum. Die Verbohrtheit mancher Menſchen zeitigte doch ſeltſame Blüten. Adelheid war ihr zum Kurioſum geworden, und ſie hätte gern dieſelbe noch einmal zu Geſicht bekommen. Aber da Ilſe auf Wunſch ihrer Mutter jede Verbindung mit Regine Erhard hatte abbrechen müſſen, war ihr vorderhand die Möglichkeit genommen, zu erfahren, was ſie gar zu gern gewußt hätte: ob Hugo Wendelburg aus Hartenau die abtrünnige Gattin mit ſich nahm oder nicht.

Die Zeit floß dahin. Weihnachten war herangekommen. Unterm brennenden Baum ſaß Frau v. Ramhorſt und hielt des Sohnes Hand in der ihren. All ihr Mutterſtolz und ihre Mutterliebe lagen in dem Blick, mit dem ſie zu ihrem einzigen aufſah, der, ſeine ſchöne Jünglingsgeſtalt zu ihr herniedergebeugt, zärtlich den Arm um ſie geſchlungen hielt. Und wieder und wieder, wie ſie ſeine ſtrahlende Miene, die Freudenlichter in ſeinen Augen ſah, klang es wie ein glückliches Lachen in ihr auf. All die Unraſt, der Schwermutsklang, der ſie in ſeinen Briefen ſo oft geängſtigt hatte, waren nichts geweſen als Heimweh, als Sehnſucht nach ihr, ſeiner Mutter.

Ihr Junge! Ihr Kind, ihr großes Kind von zwanzig Jahren.

Der Major, von freundlicherer Art als gewöhnlich, war beſchäftigt, eine Bowle zu brauen, und fragte vom Büffett herüber: „Was fangen wir denn morgen an. Haſt du was beſonderes vor, Hans?“

„Ich habe Beſuche zu machen,“ gab übereifrig der junge Leutnant zurück und wandte ſich ab, die dunkle Glut zu verbergen, die ihm in die Wangen ſchlug. „Onkel Robert bat mich, bei einer Profeſſorenfamilie vorzuſprechen, deren Bekanntſchaft ihr gemacht hättet.“

Frau v. Ramhorſt ſenkte ſchweigend den Blick.

Der Major aber, die Gourmandlippen leckend, mit denen er den Punſch gekoſtet, ſagte obenhin: „Ach ſo — die Herberts — nicht ganz mein Fall! So und nun langt zu, das Zeug iſt gut.“

Er bot Frau und Sohn die gefüllten Gläſer.

Hans erhob das ſeine langſam gegen die brennenden Lichter des Baumes, folgte ihm mit feierlichem Aufblick ſeiner Schwärmeraugen und legte die Linke auf das Herz. Ein Ausdruck unausſprechlich ſchöner, junger Begeiſterung verklärte ihn, wie Kerzenglanz die Poeſie des Weihnachtsbaumes verklärt.

„Dies Glas dem Glück, dem ſchönen Märchen vom Glück!“

Sie ſtießen an miteinander. In Frau Irmgards Glas war unbemerkt eine Thräne gefallen.

— — — — — — — — — — — —

Es hatte ſtark geſchneit in der Chriſtnacht. Wie lichtes Feſttagsgewand hing, im Sonnenſchein erglänzend, die dichte, weiße Decke über Bäumen und Sträuchern des ſtillen Stadtgartens, als Hans v. Ramhorſt um die elfte Morgenſtunde des erſten Feiertages durch die ſtillen Parkwege ſchritt. Und weiß wie Feierkleid und licht wie Sonnenglanz war's auch über ſeine Seele gebreitet, eilte er doch dem Glück entgegen, ſeinem Märchen vom Glück.

Und da ward er deſſen gewahr. An heimlich verborgenſter Stelle, dicht eingemummt in Federpelz, den Schleier feſt um das Geſicht gezogen, ſtand es und wartete ſein.

„Ilſe — Ilſe!“

Er hielt ſie nicht im Arm, küßte ſie nicht, war nur zu ihr hingeflogen und ſchaute ſie an, wie der verzückte Beter ſein Gottheitsbild.

„Ilſe — Ilſe! Ich ſehe dich wieder, ich hab' dich wieder — du — du!“

Seine Arme hatten sie an sich gerissen, er hielt sie am Herzen, sein Mund suchte den ihren.

Sie bog sich zurück, wollte sich ihm entwinden. „Nicht doch, Hans, nicht hier, unter freiem Himmel!"

Er lachte leise in ihr Ohr, voll aufgeregter Wonne. „Nicht unter freiem Himmel — o du — o du! Unterm freien Himmel, beim hellen Sonnenschein und beim stillen Mondlicht, da haben wir uns ja schon geküßt viel tausendmal. Weißt du's nicht mehr — unser erster Ausflug in die Berge, unterm Tannenrauschen, auf grünem Moos, unter Gottes freiem, weitem, seligem Himmel unser erster Kuß! Hast du's vergessen?"

„Nein, ich hab's nicht vergessen, Hans. Ich schwindelte ja die Hölle zusammen, wenn es galt, eine Zusammenkunft mit dir zu ermöglichen. Und weil ich das weiß, weil ich weiß, wie meine Eltern, wie alle, alle mich verdammen würden, wenn sie erführen darum — nicht wahr, Hans," — sie schmiegte sich an ihn, sah mit schmelzender Bitte zu ihm auf — „du wirst nie, nie durch ein unbedachtes Wort oder einen Blick verraten, daß wir uns bereits früher kannten. Um dich noch einmal daran zu mahnen, schrieb ich dir, mich hier zu treffen, bevor du bei uns Besuch machst."

„Nur darum, Ilse?"

Stürmisch umschlang er sie. Sie schob ihn zurück.

„Aber Hans, ich bitte dich, wenn jemand käme!"

„Nun und wenn!" Seine Augen blitzten. „Dann wärst du eben vor aller Welt meine Braut, wie du es im geheimen bist."

„Hans!" Es war ein Laut fast des Entsetzens. Ilse war jäh erbleicht. „Hans, so also kann ich mich auf dich verlassen?!"

Er sah sie an und lächelte — ein seltsam ernstes Lächeln in seinem jungen Gesicht. „Du kannst dich schon auf

mich verlaſſen. Ich weiß, daß ich, ein blutarmer Leutnant, jetzt noch kein Recht habe, um dich zu werben. Aber ich will mir das Recht verdienen. Ich arbeite Tag und Nacht, ich werde vorwärts kommen, werde Carriere machen. Inzwiſchen lieben wir uns. Und was ſind ſechs, acht Jahre, wenn man ſich liebt?"

„Freilich, was ſind ſechs, acht Jahre, wenn man ſich liebt!"

Mit ihrer weichſten Stimme ſprach ſie es ihm nach, den Blick zum leuchtenden Himmelsblau erhoben. Dabei war in ihr eine faſt unwiderſtehliche Luſt, dieſen jungen Thoren da vor ſich an den Ohren zu zauſen, ihn zu ſchütteln und unter tollem Lachen ihm zuzurufen: „O du dummer, dummer Junge! Sechs, acht Jahre! O du Narr, du närriſcher Narr!"

Er aber, der dumme Junge mit ſeinem närriſchen Glauben, hörte nichts von dem ſtummen Lachen in ihr, er hörte nur ihr ſüßes, hingebendes: „Freilich, was ſind ſechs, acht Jahre!" — er ſah ihr zum Himmel erhobenes Antlitz wie von unendlicher Treue übergoſſen, und er riß ſie an ſich und küßte ſie, küßte ſie, daß das feine Schleiergewebe zerfetzt ihr vom Geſicht fiel.

Wieder wehrte ſie ihm und lachte doch und ließ ihn gewähren, da ſeine junge Glut ihres Sträubens mißachtete.

„Ilſe, liebſt du mich noch?"

In ſeinem Arm ſich zurückbiegend, ſah ſie ihn an, die Lippen geöffnet, in den Augen ein lächelndes Lauern. „Und wenn ich dich nun nicht mehr liebte, ſondern — einen anderen?"

„Ilſe!"

Sie legte ihm jählings die Hand auf den Mund. „Still, nicht ſo laut!"

Ein fahles Antlitz ſtarrte ihr entgegen, und durch die,

ihm Stimmenmäßigung aufzwingenden, feinen Finger hindurch kam es leidenſchaftlich: „Ich würde ihn töten!“

Ilſes Hand glitt von ſeinen Lippen herab, ſie trat einen Schritt zurück und ſah ihn ſeltſam undurchdringlich an. „Was ich liebte, würdeſt du morden? Mein Glück würdeſt du morden? Denn meine Liebe wäre mein Glück! Ich hätte die deine für größer, für gewaltiger gehalten. Ich hielt ſie für ſo groß, ſo gewaltig, daß ſie es ſelbſt vermöchte, ſchweigend über ſich ſelbſt hinweg zu ſchreiten, ſchweigend dein eigenes Glück dem meinen zum Opfer zu bringen. — Meine Auffaſſung ſcheint zu überſpannt geweſen zu ſein.“

„Du biſt grauſam, Ilſe“ — ganz leiſe ſagte er es und ſeine Finger ſpielten unruhig an der Degenkoppel — „ich weiß nicht, was ich könnte oder nicht könnte um dich, Ilſe!“ Er hielt ihre Hände gegen ſein Herz gepreßt, daß ſie deſſen wilde Schläge fühlte, wie helle Todesangſt zitterte es aus ſeiner Stimme: „Ilſe, liebſt du mich noch?“

Fröſtelnd zog ſie die Schultern ein. „Ja, ich liebe dich noch, du thörichter Hans.“

„Schwör's mir zu, Ilſe, ſchwöre es!“

„Ich ſchwöre es dir.“

Ihr Haupt neigte ſich an ſeine Schulter, und über ihnen ſtand die helle, wahrhafte Sonne und leuchtete herab auch auf dieſes — Märchen vom Glück.

Dreizehntes Kapitel.

Draußen ſangen die Lerchen, duftete das erſte Grün. Es war Frühling. Ilſe trat an ihren Toilettentiſch, ſchaute in den Spiegel desſelben hinein und lächelte, als ihr die friſch ins Zimmer ſtrömende Luft die Locken verwirrte. Sie fand ſich ſchön in ihrem koketten, erdbeer-

farbenen Kleide, mit der kindiſchen, hochſtrebenden Schleife ſeitwärts im Haarknoten. Und ſie wollte ſchön ſein, unwiderſtehlich wie Frühlingszauber.

Selken war nach viermonatlicher Abweſenheit ſeit zwei Tagen wieder nach Arberg zurückgekehrt. Jetzt galt es mit letztem, klugem Schachzug im Schickſalsſpiele über ihn zu ſiegen, oder weiter nach einem anderen Partner zu ſuchen, wie ſie es die vergangene Winterſaiſon hindurch vergeblich gethan hatte.

„Ich würde ihn töten!“ Heiße Lippen hatten es geflüſtert, in eiſiger Winteröde war's verklungen, und hallte dennoch jetzt, wo's Frühling war, in Ilſe wieder, da ſie ſchön ſein wollte, unwiderſtehlich.

Sie lachte ihr lautloſes Lachen, verſchränkte die Arme hinter dem Kopfe, und ihre ſchmalen Lippen hoben ſich von den Zähnen.

„Man mordet nicht, wenn man ſo liebt wie du! — Einer wie du ſchweigt aus Liebe! Warum kamſt du, um mich das zu lehren?“

Sie lachte wieder und ließ die Arme ſinken. Sie war in ihrer vorzüglichſten Stimmung heute. Fiele doch Selkens Beſuch in dieſe Stunde! Er würde ja kommen, heute, morgen, oder übermorgen. Jetzt aber war ſie allein zu Hauſe, die Mutter hatte eine unaufſchiebbare Krankenviſite machen müſſen, die ſie vermutlich für längere Zeit in Anſpruch nahm. Käme er doch, käme er doch! Sie würde ihn empfangen, wie ſie Beſuche, welche ihr paßten, in der Eltern Abweſenheit empfing, trotz aller Verbote und Rügen.

Es wurde an die Thür gepocht. „Herr Doktor v. Selken bittet —“

Sie ließ die Ueberbringerin ſeiner Karte nicht ausſprechen. „Ja, ja!“ und ſie war ſchon wieder zum Spiegel hingeſtürzt, um ein wenig Freudenrot auf die Wangen zu tupfen.

Da sah er sie wieder, die gemütlichen Räume, die ihm in kurzer Zeit so lieb und vertraut geworden waren, und die er doch hatte meiden müssen, um eine zu vergessen, die in diesen Räumen ihre Lüge gelebt hatte.

Es war vergessen. Robert v. Selken wandte sich der Thür zu, hinter welcher es raschelnd näher huschte — Ilse. Er kannte ihren Schritt.

Und nun, wie von unsichtbaren Händen getragen, flog sie ihm entgegen, die Arme ausgebreitet, in rosiger, alles vergessender Wiedersehensfreude, die Augen strahlend in Glück, auf den Lippen besinnungsloses Stammeln: „Endlich — o!“

Dann im plötzlichen Erschrecken zu sich kommend, wich sie jäh wieder zurück, starrte ihn fassungslos, kindlich verwirrt an und brach in Thränen aus.

„Ilse, liebes, geliebtes Kind!“

Ohne fast zu wissen, was er that, überwältigt von ihrem rührenden, beschämten Weinen, selber aufs tiefste erregt von dem Anblick des reizenden, lichten Geschöpfes, das so jung, so thöricht sein Lieben verraten hatte, war er auf sie zugeeilt, hatte seine Arme um sie geschlungen und ihr die Thränen von den Augen geküßt.

„Ilse — Liebling, so hast du mich erwartet?“

Sie nickte leise an seiner Brust. „Und — du?“

Wie süß dies zögernde Du ihm klang! Ihre holde Schmeichelstimme hatte die Saite angeschlagen, auf der die Zauberweise tönte: „Was es zuvor besessen, dein Herz soll es vergessen.“

„Und du?“

„Ich habe dich lieb.“

Als er es ausgesprochen, ging ein Erschüttern durch ihn hin, als hätte eine Riesenfaust einen Eichbaum gerüttelt. Auf seinen Schultern lagen Ilses kleine Hände. —

Am selben Vormittage noch hielt Selken bei Professor

Herbert um die Hand ſeiner Tochter an und wurde mit Freuden als künftiger Schwiegerſohn begrüßt. Dann ſuchte er ſeine Schweſter auf, um ihr Mitteilung von dem Geſchehenen zu machen.

In kaum verhaltener Erregung trat er ihr entgegen. „Ich habe mich ſoeben verlobt, Irmgard.“

Sie erblaßte, auf ihr Geſicht trat ein finſterer, faſt feindlicher Ausdruck, die ihm gereichten Hände zogen ſich zurück, ſie ſagte kein Wort.

Betroffen blickte er ſie an. „Was heißt das, Irmgard? Du biſt ſeltſam! Keine Frage, keinen Glückwunſch —“

Sie atmete ſchwer auf. „Doch, ich wünſche dir alles Glück,“ ſagte ſie und ein bitteres Lächeln grub ſich um ihre Mundwinkel. „Ich fürchte nur, du biſt nicht reich genug für eine Ilſe Herbert.“

Seine Haltung ſtraffte ſich. „Ich hoffe, du wirſt meine Braut anders beurteilen lernen.“

„Das ſollte mich freuen in deinem Intereſſe. Ein Mann deiner Art ſieht eher einen Fleck an der Sonne, als einen Balken am Boden, über den er ſich den Hals brechen kann.“

„Du geſtatteſt, daß ich mich verabſchiede, um über den Sinn deiner Bemerkungen nachzudenken.“

Sie trennten ſich ſo fremd, wie noch nie zuvor in ihrem Leben.

Auf Selken lag die Verſtimmung mit ſeiner Schweſter wie ein Alp. Er hatte lang gefühlt, daß ihr Ilſe nicht ſympathiſch war, was ſie ihm aber heute gezeigt, war offenkundige Abneigung gegen ſie. Und warum? Weil ſich Ilſe zuweilen außergewöhnlich, aber immer geſchmackvoll kleidete, weil ſie — zugegeben — ſelber Augen für ihr reizendes Perſönchen hatte? Wie hart doch die Frauen einander gleich beurteilen!

Indes ſo leicht er in dieſem Falle Frau v. Ramhorſts

Meinung anzuschlagen sich mühte, hatte dieselbe doch ein scharfes Unbehagen in ihm heraufbeschworen, und unter dem Einflusse desselben unterließ er, was er sofort hatte thun wollen, seinem Neffen Hans durch ein paar Zeilen Mitteilung von seiner Verlobung zu machen. Es hatte ja noch Zeit, bis morgen oder übermorgen die offiziellen Anzeigen versandt wurden.

Den Abend brachte Selken bei Professors zu, und was bei seiner Ankunft dort etwa noch an Verstimmung in ihm gelegen, war bald hinweg gezaubert durch Ilses kindlich bestrickende, holde Zärtlichkeit.

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage später beschloß das neue Brautpaar Ramhorsts, als den nächsten Anverwandten, Besuch zu machen, und da Selken das Einvernehmen mit seiner Schwester so ziemlich wieder hergestellt hatte, durfte er auf freundlichen Empfang Ilses rechnen. Diese ihrerseits hatte alles gethan, um im Sinne der Majorin guten Eindruck zu machen. Sie ging einfach angezogen und bemühte sich, den stattlich vornehmen Mann, an dessen Arm sie stolz durch die Straßen schritt, angelegentlich zu unterhalten. Er sah sie an, während sie plauderte, und er lächelte, wenn sie drollige Bemerkungen machte. Plötzlich war es ihm, als brenne ein Feuerstrahl auf seinen gesenkten Lidern, und die Augen hebend begegnete er einem anderen Augenpaar, das groß und dunkel in die seinen flammte.

Ihm blieb kaum Zeit zu einem Gruße, dann war die biegsame Gestalt, dann waren die schwarzen Sonnenaugen im bleichen Antlitz vorüber.

Er sprach kein Wort. Ilse war es, die aufgeregt das Schweigen brach.

„Das nenne ich aber unverfroren, wieder hierher zu kommen," rief sie. „Ich dummes Ding grüße auch noch in der ersten Ueberraschung, kaum gedankt hat sie."

„War — ſie denn fort von Arberg inzwiſchen?“ fragte Selken zögernd.

„Ja; die Erhard ſagte mir's, als ich ſie einmal unterwegs traf, hingehen darf ich ja nicht mehr zu ihr, ſeit ſie uns ſolch ein — Fräulein aufgehalſt.“

Er wollte nichts weiter hören. Ilſes ſpöttelnder Ton verletzte ihn, er kehrte den Blick von ihrem lächelnden Geſicht, doch von der anderen ſchönem Bildnis wandte er die Seele. War die Welt nicht groß genug, mußte ſie nicht eher in weiteſte Ferne verſchwinden, ehe ſie noch einmal den Blick mit ihm tauſchte? Und hoch hatte ſie den Kopf getragen und ſtolz war ihr Gang geweſen!

Beinahe wortkarg legten ſie den Reſt des Weges zu Ramhorſts zurück. —

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Ilſe ſaß zu früher Morgenſtunde bereits in Straßentoilette in ihrem Zimmer, damit beſchäftigt, die Briefe, Karten und Depeſchen durchzuſehen, die ihr die Poſt heute morgen gebracht. Glückwünſche von nah und fern, von Freunden und beinahe Fremden. Ihre Hände zitterten, ſie befand ſich in fiebernder Aufregung. Sie war ſoeben vom Poſtamt heimgekehrt, wohin ſie heimlich gelaufen war, im feſten Glauben, dort unter verabredeter Chiffre ſeine Antwort auf die ihm brieflich von ihr ſelbſt gemachte Mitteilung ihrer Verlobung zu finden. Umſonſt. Hatte ihr Hans v. Ramhorſt nichts mehr zu ſagen? Das war nicht möglich! Oder —

Brief um Brief glitt durch ihre Finger, und plötzlich öffnete ſie die Augen weit. Wahrhaftig, er hatte gewagt ihr offen ins Haus zu ſchreiben! Hier — ſeine Schriftzüge. Was bedeutete das? Kalt fühlte ſie es durch ihre Glieder rieſeln, als ſie den Umſchlag zerriß und zu leſen begann:

„Wenn Du dieſe Zeilen erhältſt, bin ich in Arberg

und erwarte Dich in den Anlagen am Bahnhof. Ich muß Dich ſprechen, ob mit oder gegen Deinen Willen."

Das Schreiben entfiel ihr, ſie ſaß regungslos.

Das klang ernſt. Sie ſprang empor, ſtrich verwirrt das Haar aus der Stirn, ſann noch ein paar Sekunden, raffte dann den Brief auf, verbarg ihn und eilte aus dem Zimmer, mit leiſen Schritten den Vorſaal entlang. Mochte man daheim denken, ſie ſei ſpazieren gegangen, oder was man ſonſt wollte — hier half kein Ueberlegen, ſie mußte ſeinem Rufe folgen, ſonſt war der Tollkopf zu allem fähig, das wußte ſie jetzt.

Zwiſchen dem knoſpenden Buſchwerk, das die Promenade vor dem Bahnhofsgebäude umſäumte, ſchritt Hans v. Ramhorſt auf und nieder. Wohl trug er Uniform, wohl klirrten Säbel und Sporen, aber ſein Gang hatte nichts ſoldatiſch Aufrechtes mehr, ſeine Haltung war gebeugt, ſein Kopf vorgeſchoben, ſeine Augen ſtarrten zu Boden.

So erblickte ihn Ilſe, als ſie atemlos und banger, als ſie ſich zugeſtehen wollte, in die Anlagen einbog.

„Hans!"

Beim leiſen Klange ihrer Stimme aufſchreckend, ſtarrte er ſie verſtört an, dann lief ein Zucken über ſein bleiches Geſicht.

„Iſt es wahr, Ilſe?"

Jedes Wort war ein Herzſtoß.

Sie blieb ruhig, hatte ſogar noch die Beſonnenheit, ihn in einen menſchenleeren Seitengang zu ziehen, ehe ſie bittend, in rührender, verängſtigter Hilfloſigkeit die Hände zu ihm emporfaltete.

„Hans, ich —"

„Iſt es wahr?"

„Ja, ich liebe ihn."

Ein Laut, als ginge ein Riß durch ihn hin. „Und

ich töte ihn!" brach es heiser von seinen Lippen, indem sich seine, zur Faust geballte Rechte schüttelnd vorstreckte. „Ich schieße ihn über den Haufen — und wär' er mein Bruder!"

Ihre Finger schlossen sich um seine Fäuste, ihre zärtliche, weiche Schmeichelstimme aber schlich sacht in seines Herzens bestes Teil.

„Hans, lieber, guter Hans, mich würdest du dann töten, mich zu allererst. Ich liebe ihn ja mehr als mein Leben! Ich wußte es nicht, er wußte es nicht, daß wir uns liebten, sonst, Hans, sonst hättest auch du es gewußt. Erst beim Wiedersehen jetzt vor ein paar Tagen kam es über uns wie ein Sturm, der da alle anderen, kleineren Gefühle hinwegfegte, das Wissen: wir lieben uns und müssen einander angehören! Ich schrieb dir ja alles, alles, Hans, in deinen Händen liegt mein Glück, du kannst es mir geben, du kannst es mir nehmen."

Demütig ergeben stand sie vor ihm, holdselig, unschuldig an ihrer Liebe, wie die Rose an ihrer Blüte.

Er starrte sie an mit irren, wilden Blicken. Was wollte er denn von ihr? Wie hätte sie ihrem Herzen gebieten sollen? Es war natürlich, daß sie den anderen lieben gelernt.

Er taumelte zurück, die Hände gegen Stirn und Augen gedrückt und stöhnte zu Tode getroffen. „Ilse — und ich? Ich wollte doch auch leben und glücklich sein!"

Ein unheimlicher Schauer strich über sie hin. Sie hatte noch keinen Toten, sie hatte noch kein Herzweh gesehen.

„Du — du wirst es verwinden, Hans."

„Glaubst du, Ilse?"

„Und — und —" stammelte sie weiter, unter dem Drucke beklemmenden nie gekannten Grauens. „Und wenn du mir aus deinen Händen mein Glück reichst, wenn du

ſtark biſt, wenn du ſchweigſt, dann — wir könnten ja gute Freunde bleiben, Hans."

„Wir könnten ja gute Freunde bleiben," wiederholte er leiſe und nickte mit verzerrtem Antlitz. „Ich — werde — ſchweigen, Ilſe!"

„Und ſtark ſein?"

„Und ſtark ſein," ſagte er feſt, hob den Kopf und ſah ſie an, all ſeine Liebe, all ſeinen heiligen, jungen Glauben in den Augen.

Mit gleicher Beſchäftigung wie Ilſe, hatte auch Doktor v. Selken den Tag begonnen. Auch ihm waren Stöße von Gratulationen zugegangen, und auch er hatte unter allen nur nach einer Handſchrift geſucht, aber ohne dieſelbe zu finden.

Auch ſein Neffe war ihm den Glückwunſch zu ſeiner Verlobung bis jetzt ſchuldig geblieben. Das ſah dem guten Jungen, der ſich ſo leicht mit anderen freute und der zudem in dieſem Falle auf das Höchſte überraſcht ſein würde über ein Geſchehnis, deſſen Möglichkeit ihm mit keinem Worte angedeutet worden war, ſo wenig ähnlich, daß es den Doktor befremdete. Er hatte auf ſeine Verlobungsanzeige hin umgehend eine Antwort von Hans erwartet. Nun, dieſelbe würde jedenfalls im Laufe des Vormittags noch eintreffen, ſagte er ſich ſchließlich und begann ſich zum Ausgehen zu rüſten.

Er hatte für den heutigen Abend mit ſeiner Braut und deren Eltern gemeinſamen Theaterbeſuch verabredet, und er mußte eilen, wollte er bei dem Sonntagsandrang noch Billets erhalten.

Bereits den Hut in der Hand haltend, hörte Selken, wie man draußen jemand Einlaß gewährte, und ehe er noch Zeit zu einem Gedanken gefunden, wurde ſeine Stubenthür aufgeſtoßen, und herein ſtürzte, das junge

Geſicht von Leidenſchaft und Verzweiflung zerwühlt, die Stirn feucht, das blonde Haar in Strähnen darauf klebend, Hans v. Ramhorſt.

„Menſch — Junge!“ Ein Schreckensruf des Mitleids, der treuſten Liebe, und Selken hatte den Wankenden feſt, feſt mit beiden Armen umſchlungen.

„Was haſt du angefangen, Junge, wo kommſt du her? Sprich, rede doch!“

Dumpfes Aechzen rang ſich aus des anderen Bruſt, er ſchob die Arme von ſich, die ihn halten wollten, und ſchwankte auf einen Stuhl zu, ſank darauf nieder, ſtützte die Ellenbogen auf die Knice und vergrub den Kopf in den Händen. Ermorden hatte er ihn wollen, mit dieſen Händen ermorden! Warum wäre er ſonſt zu ihm geſtürzt, nachdem er von Ilſe gegangen ohne Abſchied, ohne letzten Abſchied — warum? Um ihn zu ſehen, wie er glücklich war — er, der ſo gemeinſam mit ihm empfand, der liebte, wo er liebte!

Da fühlte er ſich bei den Schultern gepackt, wie die Angſt, die Sorge packt.

„Hans, lieber Junge, rede, rede doch um Gottes willen. Du haſt einen dummen Streich gemacht, nicht wahr? Und du kommſt zu mir, damit ich dir rate, helfe, nicht wahr? Wie viel iſt's denn, Menſch? — Schulden doch natürlich! Ehrenſchulden, nicht? Oder Wechſel? Kommt ja vor, Junge, nur heraus mit der Sprache! Auch wenn's ein ſchwerer Haufen iſt. Was mein iſt, iſt dein!“

Langſam richtete ſich Hans empor, und ſeine unnatürlich regloſen Blicke hafteten auf Selkens Händen, die ſich wieder und wieder ihm entgegenſtreckten. Nein, dieſe Hände hatten ihn nicht beſtohlen, ſie waren ohne Schuld, wie die Ilſes weiß waren, ohne einen Tropfen des um ſie vergoſſenen Herzblutes daran.

„Ich — werde dir ſchreiben, Robert.“

„Nun, endlich doch ein Wort!“ rief der Doktor aufatmend und drängte seinen Neffen, wieder Platz zu nehmen.

„Also Schulden! Oder — schlimmere Geschichten?“

Wie geistesabwesend schüttelte Hans verneinend den Kopf. Selken atmete freier. „Dann also“ — er trat an seinen Schreibtisch und nahm ein Portefeuille heraus — „Brauchst du die Summe gleich? Wie viel ist's? Fünf-, nein sechshundert Mark habe ich hier. Das andere wäre morgen früh oder auch sofort —“

Wieder antwortete das starre Kopfschütteln, von einer abwehrenden Handbewegung begleitet. „Es eilt nicht so — ich werde dir schreiben.“

„Aber Mensch, wenn's dir nicht so auf den Nägeln brennt, warum kommst du denn eigentlich her? Hast du so an mir gezweifelt? Dummer Kerl, einmal helf ich dir schon aus der Patsche, das hättest du doch wissen sollen. Uebrigens — wissen deine Eltern um dein Hiersein?“

„Nein,“ der blonde Kopf neigte sich tief auf die Brust herab und wie ein unhörbarer Hauch verwehte ein leises: „Mutter — meine Mutter!“

„Du bist also direkt von der Bahn zu mir gekommen, Hans?“

„Ich kam zu dir —“

„Und“ — von einem plötzlichen Verdacht gepackt, faßte Selken des jungen Mannes Arm. „Hast du Urlaub?“

„Urlaub?“ Eine klanglose Stimme fragte es zurück, wie im Traume. „Nein, wozu?“

Der Doktor sprang auf. „Bist du denn völlig von Sinnen, Mensch? Ohne Urlaub —“ Er riß die Uhr aus der Tasche. „Wenn wir uns in eine Droschke stürzen, können wir den Eilzug noch erreichen, und du bist vor Abend wieder in deiner Garnison. Alles andere später!“

„Ja — ſpäter!"

Selken ſchob den jungen Mann, ihn an den Schultern faſſend, vor ſich her aus dem Zimmer. Vor dem Hauſe hielten Droſchken. Der Doktor ſprang in die erſte, beſte hinein; willenlos, ſtumm folgte Hans ihm nach.

„Haſt du Retourbillet?"

„Nein."

Noch ehe die Droſchke hielt, ſprang Selken heraus, ſtürzte an den Schalter und dann, immer Hans vor ſich her drängend, die Treppe hinauf, nach dem Bahnſteig. Eine Thür aufreißend, ſchob er den Neffen in den erſten Wagen. Das Signal tönte, der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

„Schreibe ſofort!" rief Selken noch einmal.

Nur ein ſtummer Blick aus zwei umflorten Augen gab ihm letzte Antwort.

Vierzehntes Kapitel.

Grübelnd, ſorgend und fragend verließ Selken den Bahnhof. Wie hatte der arme Junge ausgeſehen! Waren ein paar Schulden wirklich ein ſtichhaltiger Grund für ſolche verſtörte Verzweiflung? Heißer Schreck engte Selken die Bruſt ein, unwillkürlich ſtockte ſein Schritt.

Wenn es etwas anderes wäre, wenn die Ehre auf dem Spiele ſtände!

Er taſtete nach dem Halſe, riß den Ueberzieher auf. Hans, ſein Liebling, der Schweſter Stolz und einzigſtes Glück — der prächtige Junge, der ideale Schwärmer mit dem heißen Herzen und der vornehmen Seele! Wie ein lichtes Bild hob ſich aus dem Dunkel ſeines Sinnens der ſchöne Jünglingskopf vor ihm empor und —

„Unmöglich, unmöglich!" rief es in ihm. Wer ſo ausſchaute, der that gewiß nichts Unwürdiges, Niedriges.

Schulden, ein erstes Ausgleiten auf der an Versuchung so reichen Bahn seines Standes, und der Junge hatte darüber den Kopf verloren, leidenschaftlich heftig, wie er von Natur war. Die Zusicherung, die er mit sich genommen, daß ihm unter allen Umständen Hilfe sicher sei, würde ihn wohl schon während der Rückfahrt beruhigen, und für das übrige würde sein Brief, der bereits morgen eintreffen konnte, Klärung bringen.

Es kam Selken ins Gedächtnis zurück, wie er heute morgen vergeblich nach einem Glückwunschschreiben von Hans gesucht, und daß dieser auch vorhin mit keinem Worte seiner Verlobung gedacht hatte. Das war freilich natürlich gewesen, aber die kaum in dem Doktor aufgestiegene Zuversicht, daß das, was den Neffen zu ihm getrieben, im Grunde nur eine Bagatelle sein werde, kam wieder ins Wanken.

Sein Schritt beschleunigte sich, es trieb ihn zu seiner Schwester, wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, dieselbe zu erschrecken, indem er ihr auch nur mit einer Silbe Andeutung von dem Geschehnis machte. Aber er hatte ein unruhiges Verlangen, sie zu sehen, zu sprechen.

Er traf die Majorin zum Ausgehen angekleidet.

„Ich wollte gerade einen Spaziergang machen. Möchtest du mich begleiten?“

Er stimmte zu und plötzlich erinnerte er sich der vergessenen Theaterbillets und machte der Schwester Mitteilung von seiner Unterlassungssünde, denn die Kassenstunde war vorüber.

„Du kannst ja trotzdem noch einen Versuch machen,“ schlug Frau v. Ramhorst vor, „laß uns am Theaterbureau vorbeigehen, vielleicht ist es zufällig geöffnet.“

— — — — — — — — — — — —

„Was, Adelheid, heute am Sonntag wollen Sie aufs Bureau? Da wird nichts d'raus!“

Regine Erhard ſchob ihre Hausgenoſſin energiſch dem blütenweiß gedeckten Tiſche wieder zu, an welchem ſich zwei gegenüber ſaßen, Schwarzauge in Blauauge verſenkt und im Glück über dies ſonntäglich geſtattete Zuſammenſein Speiſe und Trank vergeſſend.

„Doch, Regine, verzeihen Sie mir, aber ich möchte noch ein paar Stunden arbeiten. Ich habe Rollenabſchriften übernommen und finde im Theaterbureau das nötige Material dazu.“

Adelheid trat wieder von der Tafel zurück, als des Schauſpielers tiefſte Grabestöne ſie nochmals am Hinausgehen hinderten.

„Unſer Direktor müßte mir die Gage erhöhen zum Danke dafür, daß ich ihm ſolch eine unſchätzbare Kraft, wie Sie es ſind, zuführte.“

„Genügt Ihnen der meine nicht, Herr Erhard, muß es auch noch Dank in klingender Münze ſein? Seit wann ſind Sie denn ſo materialiſtiſch?“

„Seitdem ich von meines Daſeins lichtem Höhepunkt hoch über der Bäume Wipfeln hinunter ſteigen mußte zu des Lebens finſteren Sorgen.“

Hellauf lachte Annette. „Ja, ſeine Manſarde war bedeutend billiger als ſein jetziges Parterrelogis. Er kann ſie noch immer nicht vergeſſen und haßt Sie nun im Grunde ſeiner ſchwarzen Seele, daß Sie ſich ſtatt ſeiner droben etabliert haben.“

„Das glaube ich Ihnen doch nicht ganz,“ entgegnete Adelheid lächelnd. „Nachdem Herr Erhard ſich ſchon einmal ſo warm meiner Stellenloſigkeit angenommen, gönnt er mir wohl auch ſein betrauertes Vergangenheitsheim.“

Allen ein freundliches „Auf Wiederſehen!“ zunickend, verließ Adelheid das Zimmer.

Die Malerin ſah ihr gedankenverloren nach, welche ſchöne Gelegenheit die beiden anderen benützten, um ſich

unter dem Tiſche heimlich die Hände zu drücken, was ſie niemals durften, wenn Reginens Blicke auf ihnen ruhten. Die aber dachte nicht an das zärtliche Paar, deſſen Eheabſichten trotz aller Prophezeiungen grauenſten Elendes immer kühner wurden. Adelheids Geſicht war es, das vor ihrem Geiſte ſtand — blaß, abgeſpannt, freudlos, wie ſie es heute, wie ſie es ſeit jenem Tage geſehen hatte, wo Adelheid mit der Nachricht zu ihr gekommen war, Ilſe Herbert habe ſich mit Doktor v. Selken verlobt, ſie ſei den zweien Arm in Arm begegnet. Mit völlig ruhiger Stimme hatte ſie ihr die Mitteilung gemacht, und doch war ein ſo ſonderbarer Klang in derſelben geweſen.

Vor Regine begann die Wahrheit zu tagen. Selken war Adelheid von früher her bekannt, und ſie war ſo ſeltſam geweſen beim erſten Wiederſehen mit ihm. Um ihn litt ſie, nicht um die Kette, die ſie an den Füßen trug, um ihn, der eine Ilſe gewählt hatte!

Aehnlich wie Regine ſann Adelheid, als ſie eilig den Weg zum Theater zurücklegte. Ja, ſie litt um ihn. Litt, daß ſie es mit anſehen mußte, ohne warnen, helfen zu können, wie er blind der Lüge zur Seite ſchritt. Und ſie litt auch, daß ihr ſtolzer Weg „Ich will!“ ſie wieder hierher zurückgeführt hatte, von wo ſie für immer ſcheiden zu müſſen geglaubt. Gern war ſie in die weite Welt hinausgegangen, nachdem ſie vor dem Manne ihrer Liebe wie eine Abenteurerin, wie eine entlarvte Heuchlerin geſtanden; aber ihres Schickſals Woge hatte ſie, die Heimat- und Steuerloſe, wieder hierher zurückgeworfen, an den gemeinſamen Strand mit ihm, ohne ihre Schuld ohne ihr Wollen.

Vier Monate etwa war ſie draußen geweſen in der Fremde und hatte ſich gemüht, ehrlich und mit tapferem Mut ihren Weg zu finden, aber es hatte ihr keine Sterne

vom Himmel reißen helfen, das ſtolze Wort: Ich will! Ihr Fuß war an Steine geſtoßen, wohin ſie ſchritt.

Wendelburg hatte Wort gehalten — er hatte ihr den Weg verlegt, wohin ſie ſich auch wandte. Teils durch perſönliches Erſcheinen, teils durch wiederholte gerichtliche Aufforderungen, zu ihrem Gatten zurückzukehren, hatte er ſie ſtets von neuem wieder vertrieben, kaum daß ſie in einer Stellung feſten Fuß gefaßt.

In einer Stunde tiefſter Verzweiflung hatte ſie an ihren Vater geſchrieben, ehrlich und offen hatte ſie ihm ihr Empfinden für Wendelburg klargelegt, aus kindlicher Wärme heraus, die das Gefühl der Vereinſamung in ihr wachgerufen, hatte ſie zu ihm geſprochen.

Ein paar kurze Zeilen waren die Antwort geweſen. Wieder das ſchroffe, unbedingte Verurteilen ihrer Handlungsweiſe, mit der ſie auch über die Eltern Schande gebracht habe. Sie werde kein Glück finden auf ihrem Wege, bis ſie nicht ihr Unrecht gut gemacht und dahin zurückgekehrt, wo einzig ihr Platz ſei — zu ihrem Manne.

Die Tage wurden trüber und trüber, ihre geringen Hilfsmittel gingen zu Ende. Was ſollte ſie beginnen?

„Lieber Gott, Sie müſſen nicht ſo heikel ſein in Ihren Anſprüchen," ſagte ihr der Agent, zu dem ſie wieder und wieder lief. „Bei Ihrem Aeußeren kann's Ihnen ja kaum fehlen."

Bei ihrem Aeußeren! Wie Zorn überkam es ſie gegen ihre Schönheit, die ihr nur Steine in den Weg legte, ſtatt ihn ihr ebnen zu helfen. Was ſollte ſie thun?

Da kam eines Tages ein Brief von Regine. Ihr Bruder habe erfahren, daß man im Theaterbureau für allerhand ſchriftliche Arbeiten eine weibliche Kraft ſuche. Die Stelle ſei ihr ſicher, wenn dieſelbe ihr recht wäre, und ſie umgehend käme. Und ſie war gekommen, nicht leicht, nicht ohne inneren Kampf; doch was hätte ſie beginnen ſollen?

Sie füllte ihre neue Stellung aus ohne Liebe, ohne

Abneigung. Es würde, es mußte ſich ja eines Tages etwas anderes finden. Inzwiſchen arbeiten, arbeiten, daß die Gedanken, die Gefühle nicht Zeit fanden, in ihr ſich quälend einzuniſten. —

Sie war im Bureau, in dem ſie heute, am Sonntag, die einzige Arbeitende war, angekommen, ſuchte ſich die Originale der Rollen hervor, die ſie abzuſchreiben verſprochen. Ringsum war tiefe Stille. Wie wohl die that, wie ſie beruhigte, kräftigte! Das leiſe Kniſtern des Papiers unter ihren Händen ſtörte nicht, es war die Sprache der Arbeit, die ſtark macht, überwinden hilft.

Es hatte an die Thür gepocht. Lauſchend hob ſie den Kopf. Nochmals dasſelbe Geräuſch. „Herein," ſagte ſie zögernd und ſtand von ihrem Stuhle auf.

Die Thür ward geöffnet, eine hohe Männergeſtalt erſchien auf der Schwelle, ihr zur Seite eine Dame.

Frau v. Ramhorſt war es und ihr Bruder.

Adelheids Herz drohte ſtillzuſtehen.

Selken war bei ihrem Anblick unwillkürlich zurückgewichen, die Majorin aber, obwohl gleichfalls auf das Höchſte überraſcht, war mit ein paar Schritten vollends eingetreten. Seit ſie von Adelheids unſeliger Heirat erfahren, war das Intereſſe, das ſie vom erſten Augenblicke an für dieſelbe gefaßt, nur ſtärker geworden, und ſie hatte ſich deren Handlungsweiſe unter Zuhilfenahme der Erfahrungen ihres eigenen Lebens in einer Weiſe zu erklären verſucht, die der Wahrheit nahe kam. Mit ihrem Bruder hatte ſie ihre Anſchauung über den Fall nicht austauſchen können, da er jedes Anſchlagen dieſes Themas beinahe ſchroff zurückwies.

„Welch liebenswürdiger Zufall, Sie hier zu entdecken, Frau —" ein leichtes Stocken, ein halb verlegen lächelnder, fragender Blick.

„Frau Wendelburg iſt mein geſetzlicher Name, indeſſen

nennt man mich hier Frau Angreß," ſagte ſie ruhig, einfach. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie ſich meiner noch erinnern."

Ein klarer Blick glitt zu ihm herüber, der nur eine ſchweigende Verneigung für ſie gehabt hatte.

„Aber wie kommen Sie hierher, liebes Kind?" begann Frau v. Ramhorſt im Tone eines herzlichen Intereſſes, und zog ſich einen Seſſel an Adelheids Schreibpult heran. „Sie müſſen mir das erzählen. Haben Sie ein wenig Zeit für uns?"

„Bitte ſehr" — eine kühle, ſtolze Handbewegung bot Selken gleichfalls Platz an.

Er lehnte dankend ab und nannte ſie „gnädige Frau" dabei.

Ihre Augen brannten dunkel, mit zuſammengepreßten Lippen wande ſie ſich der Majorin zu.

„Seit vierzehn Tagen bin ich hier im Theaterbureau zur Erledigung ſchriftlicher Arbeiten engagiert. Ich verdanke Herrn Erhard die Stelle und ich nahm ſie in Ermangelung jeder anderen Auswahl notgedrungen an, ſo ſehr es mir auch widerſtrebte, nach Arberg zurückzukehren."

Frau v. Ramhorſt nickte. „Ich begreife das," ſie ergriff Adelheids Hand, „ich wüßte gern mehr von Ihrem Schickſal. Es iſt ehrliche Anteilnahme. Wollen Sie mich nicht einmal beſuchen?"

Adelheid that erbleichend einen tiefen Atemzug, dann hob ſich ihr geſenkter Blick wieder. „Ihre Güte beglückt mich, gnädige Frau, allein wenn Sie begreifen, daß ich nur gezwungen an einen Ort zurückkehrte, wo ich meine irrige Auffaſſung, innere Wahrheit auf Koſten äußerlicher Lüge leben zu können, ſo bitter büßen mußte, werden Sie auch billigen, wenn ich jetzt alles ablehnen möchte, was keinen unmittelbaren Zuſammenhang mit dem einzigen Zwecke meines Hierſeins, mit meinem Broterwerb, hat."

Ihre Worte waren für ihn gesprochen, er verstand das Empfinden, dem sie entnommen, dennoch verletzten sie sein Ohr, und zum erstenmal sich zu direktem Worte an Adelheid wendend, gab er mit merklicher Schärfe zurück: „Hoffentlich steht dieser Broterwerb, wie Sie sich auszudrücken belieben, nun wenigstens nicht in Widerspruch mit Ihren Neigungen, gnädige Frau."

„Er gestattet mir, die Wahrheit meiner Lage zu leben, ohne anzustoßen; das genügt mir."

„Armes Kind," sagte leise die Majorin.

Adelheids feiner Kopf hob sich stolzer empor. „Ich hätte kein Recht und wünschte keines zu haben, Mitleid wachzurufen, gnädige Frau. Ich schuf mir mein Schicksal in freier Selbstbestimmung."

„Wir nehmen Frau Angreß allzulange in Anspruch, fürchte ich." Selken sagte es beinahe schroffen Tones und trat einen Schritt näher an Adelheids Pult. „Wenn Sie mir gestatten wollen, das Anliegen vorzubringen, um dessentwillen wir gekommen. Ich habe für die heutige Vorstellung die Bestellung von Billets versäumt, und möchte mir die Frage erlauben, ob die Möglichkeit vorliegt, zum Abend noch vier gute Plätze zu erhalten."

Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte Adelheid sich erhoben und an einem Nebenpulte die dort aufgelegten Listen durchgesehen.

„Eine Loge im ersten Rang ist noch frei. Darf ich dieselbe für Sie reservieren lassen?"

„Ich bitte darum, gnädige Frau, und bin Ihnen sehr verbunden für die Freundlichkeit."

Adelheid stand still vor ihrem Pulte. Da wurden ihre beiden Hände von der Majorin, die immer befremdeter ihren Bruder angeblickt, erfaßt und herzlich gedrückt.

„So leben Sie denn wohl für heute. Hoffentlich sehe

ich Sie noch öfter wieder — zufällig, wenn Sie es nicht anders wollen.“

Ein dankbarer Blick antwortete ihr, dann geleitete Adelheid in gelaſſener Höflichkeit ihren Beſuch bis an die Thür.

Als dieſelbe ſich hinter den Fortgehenden geſchloſſen, hob Adelheid die Hände empor und hielt dieſelben wie in ratloſer Unſchlüſſigkeit vor ſich ausgeſtreckt. Wohin ſollte ſie dieſelben preſſen? Wo ſaß ihr der meiſte Schmerz? In den Schläfen, wo die Gedanken hämmerten, oder im Herzen, wo es bebte und zuckte?

Nein — nein! Ich will, ich will die Qual nicht fühlen! — Welches Recht ſtand ihm zu, ſie ſo zu verurteilen, ihr ſo weh zu thun? So wie er, ſo handelte nur Engherzigkeit und Kleinheit, oder — Liebe, die grollte und zürnte, weil ſie litt.

Liebe — jawohl! Er liebte — eine Ilſe!

Mit feſter Hand ſchob ſie wieder ihre Arbeit zurecht. — —

„Du warſt zu ſchroff,“ ſagte draußen Frau v. Ramhorſt zu ihrem Bruder. „Was haſt du nur gegen Frau Angreß?“

Was er gegen ſie hatte — was? Er ſchritt ſchneller vorwärts, ſeine Brauen zuckten.

„Derartige, allzuſelbſtändig ihr Daſein leitenden Frauen ſind mir unſympathiſch und unverſtändlich.“

Frau v. Ramhorſt ſchüttelte den Kopf. „Biſt du ſo zum Splitterrichter geworden, oder läßt du dich in deinem Urteil beeinfluſſen? Wer kann wiſſen, wieviel Tragik hier zu Grunde liegt, welche eigentümlichen Verhältniſſe, wie viel Zwang vielleicht?“

„Zwang?“ Selken lachte hart auf. „Du hörteſt ja das Gegenteil betont — ein Schickſal in freier Selbſtbeſtimmung.“

Mit großen Augen schaute die Majorin ihn an. „Du bist seltsam, Robert, ich erkenne dich kaum.“

Er fuhr sich über die Stirn und machte eine abwehrende Handbewegung. „Du hast recht, was ereifere ich mich. Nun — mein Ideal von Weiblichkeit sieht eben anders aus.“

Und als er am Abend in dämmeriger Theaterloge Ilse zur Seite saß, die, ganz in ein schneeweißes Gewirr von Spitzen und Krepp gehüllt, von bestrickendem Reiz war, hatte sie zum erstenmal seit der Verlobung, die ihm so unerwartet, wie vom Himmel gefallen gekommen war, tiefe, nachhaltige Wirkung auf ihn ausgeübt. Wie sie gelächelt, wie sie geplaudert, wie sie sich heimlich an ihn geschmiegt hatte, und er erbebt war im Dufthauch ihrer Nähe — so hatte er sie nie zuvor empfunden, die holde Blume auf seinem Lebenswege.

Ihren Namen auf den Lippen, betrat er gegen Mitternacht in aufgewühlter, erregter Gemütsverfassung sein Heim. Ohne daran zu denken, sofort zur Ruhe zu gehen, ohne die Lampe anzuzünden, streckte er sich auf das Sofa hin und ließ so, im mondhellen Dämmer der Frühlingsnacht nochmals an sich vorüberziehen, was der Tag gebracht.

Zwei dunkle, heiße Augen, die das Kraut Vergessenheit suchten, suchen mußten und darüber ihre Strahlen verloren hatten. Ein anderes Antlitz, hell und jung, ein heimlich süßer Händedruck. Und weiter —

Weiß, gespenstisch stand da im Thürrahmen plötzlich eine Gestalt — sie schwankte. Mit einem Ruck saß Selken aufrecht. Es war das Mondlicht, das im Zimmer umherschlich. Und dennoch —

Hans, Hans! Er hätte es hinausschreien mögen, so war es plötzlich über ihn gekommen in heißer, namenloser Angst. Warum hatte er den Jungen reisen lassen — so reisen lassen?

Dumpfe Schläge dröhnten an seiner Hausthür drunten. Er fuhr empor. Das Fenster fliegt auf.

„Wer ist da?“ klingt seine Stimme in die Nacht hinaus.

„Der Bursche vom Major v. Ramhorst,“ schallt es zurück. „Herr Doktor möchte sofort kommen — Depesche von Rodenstedt.

In wenigen Sekunden steht Selken drunten auf der Straße und eilt mit dem verstörten Boten zu seiner Schwester.

Er findet sie über den Diwan geworfen, einen Wahnsinnsausdruck in den entsetzt verzerrten Zügen. Der Major steht neben ihr, sein Gesicht ist aschfahl, seine Hände zittern.

„Da — hier!“

Selken reißt ihm die gereichte Depesche aus der Hand, und ein gurgelnder Schrei ringt sich aus seiner Brust.

„Leutnant v. Ramhorst hat sich —“

Hans — Hans — erschossen!

Fünfzehntes Kapitel.

Als Frau v. Ramhorst ihrem Manne und ihrem Bruder voran in das Zimmer hineinwankte, ohne Frage, ohne Laut, schmerzversteinert, wichen alle erschüttert zurück vor ihrem Anblick und gaben ihr den Weg zum Schlafzimmer ihres Sohnes frei.

Dort lag er auf seinem Bette. Neben ihm, sorgsam über einen Stuhl gehängt, die Uniform.

Das also war das Ende! Hans, ihr Hans, ihr Junge — er war tot!

Kein Laut bewegte ihre Lippen, aber die Arme hatte sie hoch über ihrem Haupte emporgereckt, und aus ihrem

verwandelten, erstarrten Antlitz schrie der Seele Erdenleid sein qualvoll wildes: „Warum — warum?“ gen Himmel.

Der Major war an seiner Gattin Seite getreten, die Zähne zusammengebissen, nur mühsam seine Fassung bewahrend, ein fäusteballendes „Warum?“ im Blick, der zwischen des Sohnes Leiche und dem Revolver am Boden hin und her zuckte.

Da schlug noch ein anderes Warum? dröhnend an des Schicksals verschlossene Pforte. Selken als letzter hatte den Toten gesehen, den kleinen Fleck auf dessen Brust. Hans hatte gut getroffen — Herzblut, erstarrtes, junges Herzblut —

„Warum hast du das gethan — warum?“

Der kalte, bleiche Mund dort in den Kissen hielt sein Geheimnis fest im letzten ewigen Schweigen. Er aber, der da droben über Gut und Böse thronte, er mußte sie kennen, die Teufelsmacht, die hier dem Tod ein Opfer in die Arme getrieben, auf das derselbe kein Anrecht hatte, und er würde sie ihm verraten und ihm das Richtschwert in die Hände drücken.

„Verlaß dich darauf, Hans, mein lieber Junge!“

Nassen Auges dem stillen Schläfer zunickend, als habe der ihn verstanden, raffte der Doktor seine ganze Kraft zusammen, um fähig zu sein, in das Nebenzimmer zurückzukehren, wo er zunächst mit den Kameraden des Dahingeschiedenen Rücksprache nehmen wollte. Ihm unmittelbar folgte der Major, um die Berichte des Arztes, des Burschen und des Wirtes anzuhören.

Die unglückliche Mutter allein blieb bei der Leiche zurück, teilnahmlos für alles, was um sie herum geschah. Mochten sie reden da nebenan — was kümmerte es sie? Keines Menschen Wort konnte ihr den Sohn vom Lager auferstehen lassen. Wie bald — und sie würden ihn in die Erde senken, dann sah sie ihn nicht einmal mehr —

nie mehr — nie wieder! Bis es aber so weit war, durfte sie noch an ihres Kindes Bette sitzen, hatte sie noch ein Kind, wenn es auch tot war. Es war doch da, war doch da. Erst wenn sie ihn hinausgetragen, ihren Einzigen, wenn die Erde ihn empfangen, und des Frühlings Blumen auf seinem Hügel blühten — dann hatte sie kein Kind mehr. —

Niemand konnte nähere Mitteilungen über die mutmaßliche Ursache des Geschehnisses machen. Auch die beiden jungen Offiziere, mit denen Selken außer Hörweite seines Schwagers in einer Fensternische stand, wußten nichts. Ihr Kamerad hatte keine Aeußerung gethan, die ihnen irgendwie auffällig erschienen wäre. Daß er Schulden haben könnte, so viele Schulden, um zur Pistole greifen zu müssen, hielten sie für unmöglich bei der Solidität seiner Lebensführung. Gespielt habe er zudem niemals, auch seine Stimmung sei weder merklich verändert, oder irgendwie melancholisch gewesen. Andere Aufschlüsse vermochten die Herren nicht zu geben, und in tiefer Bewegung verabschiedeten sie sich. Desgleichen thaten die übrigen Anwesenden, sobald ihre Gegenwart nicht mehr vonnöten war.

Ramhorst und Selken blieben allein miteinander, und letzterer wollte eben sein Herz mit der Mitteilung, daß Hans kurz vor seinem Ende bei ihm in Arberg gewesen sei, entlasten, was zu thun er bisher in Rücksicht auf seine Schwester unterlassen hatte, als der Major erklärte, zunächst die für die Bestattung seines Sohnes notwendigen Gänge unternehmen zu wollen.

Das erste, was Selken that, nachdem sein Schwager das Zimmer verlassen, war, daß er den Burschen des Verstorbenen hereinrief, um denselben über alle Einzelheiten, die der Katastrophe vorangegangen, auszuforschen. Wann der Leutnant am Sonntag nach Hause gekommen

ſei, was er dann noch gethan, ob er die Tage zuvor Briefe empfangen, Beſuche gemacht, wie ſeine Stimmung geweſen ſei — alles ließ er ſich von dem, ſelbſt auf das ſchmerzlichſte von dem Ende ſeines geliebten Herrn betroffenen jungen Menſchen berichten.

Der Herr Leutnant habe am Sonnabend einen Brief bekommen.

„Einen offenen?“ forſchte Selken, der an ſeine Verlobungsanzeige dachte.

„Auch,“ beſtätigte der Burſche, „aber noch einen anderen.“

„Von ſeinen Eltern aus Arberg vielleicht?“

„Nein. Herrn und Frau Majors Schrift kenne ich genau, ich glaube eher —“

„Nun, was glauben Sie? Hier giebt es kein Verſtecken mehr, reden Sie frei heraus.“

„Eine Dame, Herr Doktor.“ Mit tiefem Atemzuge war's heraus, und nun wurde der Burſche mitteilſamer. „Wenn die Schrift ankam auf dem dicken Papier, dann griff der Herr Leutnant immer ſchon von weitem nach dem Briefe. Er ſchrieb auch oft ſelber Briefe, die er perſönlich zur Poſt brachte, alle anderen beſorgte ich.“

Selken ſtand wie vom Donner gerührt. „Und von dieſer Dame, meinen Sie, wäre am Sonnabend ein Brief angekommen.“

„Ja, Herr Doktor,“ ſagte der Burſche überzeugt. „Der Herr Leutnant iſt dann weggegangen, am Abend nach Hauſe gekommen, bald darauf wieder gegangen, ohne zu ſagen wohin, und erſt am Sonntag ſpät abends zurückgekehrt. Er ſah ſo ſchrecklich aus, daß ich's mit der Angſt kriegte und vor ſeiner Thür blieb, trotzdem er mich in meine Stube geſchickt hatte.“

„Nun und — was hörten Sie?“

„Papierkniſtern, Herr Doktor; einmal klappte auch

die Ofenthür, und ein paar Streichhölzer wurden angebrannt. Dann ging der Herr in sein Schlafzimmer und —" der Bursche fuhr sich mit der Faust über die Augen. „Ich fand ihn nachher zuerst, Herr Doktor, und rief den Hauswirt."

„Und außer den Briefen, von denen Sie vermuten, daß sie von einer Dame kamen, haben Sie nichts Auffälliges an Ihrem Herrn in letzter Zeit bemerkt?"

„Nein, Herr Doktor."

„Haben Sie darüber bereits zu jemand anderem gesprochen?"

„Ach nein" — treuherzig schaute der Bursche den Doktor an — „weil's der Herr Leutnant selber wie ein großes Geheimnis hielt, wollte auch ich nicht —"

Der Doktor nickte. „Ja, ja, schweigen Sie auch vorläufig weiter über den Punkt. Und gehen Sie jetzt, es ist gut."

Sobald Selken wieder allein war, eilte er an des Neffen Schreibtisch, die Schubladen desselben aufziehend. Die darin befindlichen Papiere waren in musterhafter Ordnung und völlig belanglos.

Was der Bursche ihm da verraten, daß ihm das selber nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen war!

Cherchez la femme — ja, suchen wollte er sie, und Gnade ihr Gott, wenn sie das Richtschwert verdiente!

Aber wo einen Anhaltspunkt finden, der die Wahrheit verriet! Hans hatte offenbar jedes darauf bezügliche Schriftzeichen vernichtet.

Von einem plötzlichen Gedanken erfaßt stürzte Selken nach dem Ofen hin, riß dessen Thür auf und begann den Aschenrest im Feuerraum zu durchwühlen. Nichts — nichts — nur die Spuren, daß eine ziemliche Anzahl Papiere hier verkohlt waren. Schon wollte er von seinem vergeblichen Nachsuchen abstehen, da war es ihm, als

schimmere ganz hinten im Ofen etwas. Schnell fuhr seine Hand danach und faßte eine Ecke starken, nur angekohltes Briefpapiers. Das Stückchen, ein Briefüberrest, war eingebogen. Er nahm es und faltete es auseinander.

Große Schriftzüge sprangen ihm in die Augen wie schwarze Schlangen — ein paar Worte, nur ein paar Worte nahmen die Welt, jagten sie in sausendem Kreise um seine schwindelnden Sinne, stießen gegen seiner Seele stolze Tempelmauern, bis daß sie barsten, fielen, eingestürzt von jener kleinen Hand, die diese paar Worte geschrieben!

„Schweige über unsere Liebe zu jedermann, aber glaube, daß Dich immer liebt Deine treue Ilse."

Wie lange er so am Boden gekniet und auf das angesengte Stück Papier vor sich herniedergestarrt hatte, er wußte es nicht, als er sich endlich langsam, schwer erhob und die furchtbare Anklageschrift bei sich verbarg.

Er wußte nur eins: die Thür seines bisherigen Daseins war für immer hinter ihm zugefallen. Ein anderer an Leib und Seele geworden, stand er auf fremdem Boden mit unsicheren Füßen. Wo waren gerade, wo krumme Wege, wo fing die Lüge an, wo endete die Wahrheit? Wo hieß es verdammen, wo begnadigen?

Seine Hände, die das Richtschwert hatten führen wollen, erzitterten. Da schlug er sie vor sein Antlitz und weinte.

— — — — — — — — — — — —

Der Major hatte angeordnet, daß sein Sohn am nächsten Tage bestattet würde. Es war geschehen. — Nun hatte die arme Mutter kein Kind mehr. Als sie die erste Handvoll Erde auf seinen Sarg herniederrollen gehört, war Irma v. Ramhorst ohnmächtig an seiner Gruft zusammengebrochen. Bei ihrem Erwachen war sie starr,

Digitized by Google

thränenlos geblieben, nur ihres Herzens „Warum?“ hatte unabläſſig um Antwort gefleht. Man mußte ihr doch ſagen können, warum ihr Hans ſeine Mutter verlaſſen, die er ſo ſehr geliebt, zu der er ſtets heimverlangt hatte? Der Major ſchwieg auf ſolche Fragen, ſeit er ſeines Sohnes Ende ſich im Zuſammenhang mit irgend einer Liebesaffaire dachte, der nachzuſpüren ihm durchaus widerſtrebte.

Und Selken?

Ihm ſchloß furchtbares Wiſſen den Mund, und kein Atemzug, kein Aechzen ſeiner namenloſen Qual durfte verraten, welcher Blitzſtrahl den jungen Baum gefällt, von dem er ſelber einſt behauptet: er iſt einer von denen, die eher brechen, als ſich biegen. —

Am nächſten Morgen nach dem Begräbniſſe waren Ramhorſts und Selken nach Arberg zurückgekehrt, wo der Major jetzt erſt der ſchweren Pflicht nachkam, den Tod ſeines einzigen Sohnes, von dem bisher nur der Regimentskommandeur gewußt, bekannt zu geben.

Selken aber nahm den Weg zu ſeiner Braut.

Keine Zeile hatte ſie von dem Geſchehenen in Kenntnis geſetzt, kein Wort ihr den Grund ſeines Fortbleibens von ihr verraten.

Wie er ihr nun gegenübertreten, was er ihr, was er ihren Eltern ſagen wollte? Es war ihm nicht klar, er fühlte nur, wie mit jedem Schritt, den er that, das Blut tropfenweiſe aus ſeinem Antlitz, aus ſeinem Herzen wich. Vor dem Hauſe angelangt, war es ihm, als zwinge magnetiſche Gewalt ſeinen Blick, ſich nach oben zu richten.

Droben an einem der Fenſter ſtand Ilſe und ſah zu ihm herab. Ohne ihr zuzunicken trat er raſch ins Haus hinein. Sie würde ihm jetzt entgegenfliegen, ihn mit ihrer Stimme küſſen, noch ehe ihr Arm ihn berührt. Er

wußte es und war nicht überraſcht, als ſie ihm ſelber die Entreethür öffnete.

Mit einem frohlockenden: „Die Mama hat noch nicht Toilette gemacht, jetzt werde ich dich allein ins Verhör nehmen," glitt ſie an ihm vorüber und lief voran in den Salon. Der Duft ihrer Kleider drängte ſich in ſeinen Odem, noch einmal flatterte ihre reizende Erſcheinung als Frühlingsſchmetterling aus dem Lande ſeiner Träume durch ſeine Sinne, dann ſtarb er im Eiſeshauch der Wahrheit. —

„Du haſt drei volle Tage nichts von dir hören laſſen, was ſoll das heißen, du Abtrünniger?"

Die Hände vor ſich verſchränkt, den Kopf zurückgebogen, die Lippen geöffnet, lächelte ſie ihn ſchmollendkokett an, da er ihr ins Zimmer hineingefolgt war.

Er antwortete nicht, er ſah nur zu ihr hernieder mit ſeinem feſten, kalten Blicke. Ihm ſchien, als lauſche ſie ſeiner Antwort unruhig, als rühre die Bläſſe ihrer Wangen nicht allein vom Widerſchein des fahlblauen Gewandes her, das ſie wie rieſelndes Waſſer umfloß.

„Was ſoll das heißen?" fragte ſie noch einmal, leiſer als zuvor.

„Können die Augen, die ſo ſcharf und klug zu Menſchenſeelen durchdringen, nicht in meinem Geſicht leſen?"

Der Ton riß ihr das Lächeln vom Antlitz. „Ich — ich begreife nicht. Du biſt ſeltſam."

Eine tiefe, ſenkrechte Falte grub ſich in ſeine Stirn. „Ich komme von meinem Neffen, Hans v. Ramhorſt."

Sie verlor die Faſſung nicht, wenn ſie auch zuſammenfuhr, den Kopf zur Seite wandte und die Finger gegen die Lippen drückte, wie ein auf Abwegen entdecktes Schulkind.

„Robert — du — nun ja, ich ſehe es dir ja an, daß — daß —"

„Nun daß —“ fiel er dröhnend ein, als ſie ſtockte.

Sie fing an zu ſchluchzen, hilflos, bethörend, wie in jener unſeligen Stunde, da ſie ſein Herz mit ihren Thränen bethört hatte.

„Daß er mir zuvorgekommen iſt! Ich hätte dir's ja ſelbſt gebeichtet. — Dieſe Thorheit, dieſe lächerliche Leutnantsſchwärmerei! Als ich dich ſah, da — da wußte ich erſt, was Liebe war. Aber ich — ſchämte mich, dir ſo ohne weiteres zu ſagen, daß ich — daß ich deinen — daß ich Hans v. Ramhorſt als Penſionsmädchen kennen gelernt.“

Selken ſchloß ſekundenlang die Augen — rote Ringe tanzen vor ihm — mit Fäuſten hätte er in ſie hineinſchlagen mögen, und er hätte dann jene getroffen, die daſtand und ſo kindlich weinte.

„Mein Neffe war am Sonntag hier in Arberg?“

Einen Schrei ausſtoßend, flog Ilſe auf ihn zu und umklammere ihn mit ihren Armen.

„O, das hat er dir auch geſagt — und er wußte doch, ich wollte das ſelbſt thun, ich liebe dich ja ſo unendlich, nur dich! Er war aber ſo eiferſüchtig, ich hatte Furcht! Verzeih, verzeih mir doch! Wo, wie haſt du's denn erfahren? War er bei dir — ſchrieb er — ſprich, rede doch, ſtarre mich nicht ſo an!“

Ihr Mund drängte ſich zu ihm empor, und ſie zitterte doch.

Rauh ſchob Selken ſie von ſich, taſtete in ſeine Bruſttaſche, ein Papier knitterte in ſeiner Hand, dann hatte er es hoch gehalten, ihr dicht vor die groß und dunkel werdenden Augen.

„Hier, dies — nicht er ſelbſt — dies wurde zum Verräter!“

Die von ihr geſchriebenen Worte auf dem Briefreſte, die ihm eine Welt in Trümmer geriſſen, ließen Ilſe nur die Lippen verziehen.

„So etwas ſchreibt man, wenn man thöricht iſt,“ ſagte ſie leichthin. „Ein wirklicher Mann ſchweigt über ſolche Albernheiten —“ Eine Blutwelle färbte ihr Geſicht, jäh aufſteigender Zorn raubte ihr die Beſinnung — „der dir aber dieſen Fetzen in die Hände geſpielt, iſt ein dummer Junge.“

„Den wir geſtern begraben haben und hier“ — ſeine Stimme ſchwoll zum Donnerton — „hier ſteht ſeine Mörderin!“

Ihre Hände griffen in die leere Luft hinein, dann ſank ſie lautlos vor ihm zuſammen.

Stumm kehrte er den Blick vor ihr ab und ſchritt zur Thür. Er hatte das Richtſchwert geführt — kalt, unbarmherzig, denn ſie war die Lüge geweſen.

Sechzehntes Kapitel.

In Erhards Gärtchen hinter dem Hauſe ſaßen Adelheid und Annette bei einander, erſtere nach dem dumpfen Bureauaufenthalt mit Behagen die friſche Luft atmend, letztere glühend eifrig an einer umfangreichen Häkelei arbeitend.

„Sie ſind ja furchtbar fleißig, Annettchen! Wie viele Staubtücher haben Sie denn eigentlich ſchon?“

„Zwölf,“ gab die Kleine zurück ohne aufzublicken. „Nun noch zwölfe, dann Decken, Spitzen — ach,“ ſie ſeufzte niedlich — „es gehört viel dazu, einen Haushalt einzurichten.“

Adelheid lachte. „Sie ſind doch noch lange nicht ſo weit, Annette! Tante will's doch noch nicht haben.“

„Aber wir wollen es — er und ich!“ Energiſch richtete ſich der Blondkopf in die Höhe. „Und wenn zwei ſich nur gut ſind, dann kriegen ſie ſich ſchon.“

„Glauben Sie?“

„Natürlich! Gerade seit man uns auseinander zu zwingen sucht, haben wir's gelernt! Liebe läßt sich nicht zwingen, und es wird gewiß alles gut werden, wenn man's nur fest will, nur immer fest wollen!"

Adelheid hatte sich aus ihrer bequemen Stellung im Klappstuhl aufgerichtet und das Kind da vor sich angeschaut wie etwas Neues, Seltsames.

Kind? Nein, das war kein Kind mehr — ein werdendes Weib, wachgeküßt, schon wachgeküßt von dem lauen Liebeshauch, der ihr Puppendasein gestreift, wachgeküßt zu einem: „Ich will — Liebe läßt sich nicht zwingen." Und sie selber, was hatte sie für einen Aufwand an Kraft, an inneren und äußeren Erlebnissen gebraucht, um auf unseligem Irrwege endlich zu ihres Lebens einfachem: „Ich will wahr sein vor mir!" zu gelangen.

„Adelheid, kommen Sie, bitte, mal herein." Reginens Stimme rief es vom geöffneten Atelierfenster her, und aufspringend leistete Adelheid dem Rufe Folge.

Die Malerin, den Hut noch auf dem Kopfe, zwei rote Flecken auf ihren Wangen, drückte Adelheid auf einen Stuhl nieder. „Da setzen Sie sich, Liebste, ich habe Ihnen etwas zu erzählen, das ich soeben erfahren habe. Es sind Dinge in den letzten vierzehn Tagen geschehen, Dinge" — sie hielt inne und sah auf Adelheid, die wenig wißbegierig dreinschaute, und nun fiel sie mit der Thür ins Haus: „Denken Sie, Ilse Herbert soll ihre Verlobung mit Doktor v. Selken gelöst haben, und —"

Von flammender Glut übergossen war Adelheid emporgefahren. „Wenn es wahr ist, wenn sie nicht mehr verlobt sind miteinander, dann hat er das Band zerrissen — nicht sie!"

Regine überhörte den leidenschaftlichen Einwurf. „Und die Frau v. Ramhorst, seine Schwester, hat ihren Sohn verloren!"

„Regine“ — voller Entsetzen stürzte Adelheid zu ihr hin — „Regine, ihren einzigen Sohn!“

„Ja, sie munkeln, er hätte sich erschossen.“

„Er—schossen!“

„Man sagt es,“ erwiderte die Malerin dumpf. „Vor vierzehn Tagen schon soll es geschehen sein. Das Schlimmste aber ist —“

„Noch Schlimmeres?“ bebte es leise in Reginens Worte hinein.

„Ja, die bedauernswerte Mutter soll schwer krank, dem Tode nahe sein.“

„Seine — Schwester!“ Adelheids Hände drückten sich krampfhaft gegen die hochatmende Brust, dann stürzten ihr Thränen über die Wangen. „Ich habe sie lieb, ich will zu ihr.“

Regine schüttelte den Kopf und fuhr sich heimlich mit der Hand über das Gesicht. „Ach Herzenskind, sie liegt ja im Krankenhaus und kennt niemand. Nervenfieber ist's, und niemand darf zu ihr.“

„Und das ist alles wahr, Regine?“

„Ich glaube, mein Liebling, soviel Unglück wird nicht auf einmal erfunden.“

„Ich —“

Die Malerin winkte der Stammelnden verständnisvoll zu: „Gehen Sie nur, Adelheid, ich mußte es Ihnen aber doch sagen.“ — —

Droben betrat Adelheid ihr Mansardenstübchen mit dem Blick über der grünenden Bäume Wipfel. Die Vögel sangen zu ihr hinein, die ganze Frühlingsherrlichkeit breitete die Arme nach ihr aus. Ihre Wangen waren naß von Thränen, über anderer, über sein Leid.

„Könnt' ich jetzt weinen mit dir — könnt' ich dich doch weinen mit dir!“

Sie warf sich über ihr Bett und schluchzte laut. — —

„Haben Sie nichts wieder von Frau v. Ramhorsts Ergehen gehört, Regine?“

Das war Adelheids tägliche Frage.

„Nein, die Fama wußte nichts weiter, als daß Frau v. Ramhorst noch immer schwer erkrankt zwischen Tod und Leben schwebe.“

So ging der Mai dahin, und jener selige Monat kam, da auf der Terrasse von Harwitz die Rosen geblüht hatten.

Adelheid hatte ihr Leid und hatte ihr Glück vergessen. Es war niemand da, der sie an das eine oder an das andere erinnerte. Ihr Dasein war ihrer Pflichterfüllung geweiht, die sie nicht freute, weil ihr innerstes Wesen keinen Teil daran hatte. Die Sprache des Theaters war nicht ihre Sprache, sie lebte die Leidenschaft, den Schmerz des Lebens; die geschminkte Freude, das geschminkte Leid stießen sie ab. Aber die Furcht, von einem besseren Platze wieder durch Wendelburg vertrieben zu werden, ließen sie ausharren in Geduld und arbeiten und sparen, damit sich ihr Zukunftsplan, dermaleinst aus eigenen Mitteln ein kleines Geschäft, oder eine Handarbeitsschule gründen zu können, verwirklichte. Sie wußte es wohl, wenn auch Wendelburg nach der Erfolglosigkeit seiner gerichtlichen Aufforderungen an sie, als seine Gattin zu ihm zu kommen, bisher geschwiegen hatte, eines Tages würde er dennoch wieder da sein, mahnend an ihres jungen Lebens Irrtum vor ihr erscheinen, sie von neuem vertreiben und immer wieder vertreiben.

Ihm die Möglichkeit dazu nehmen, indem sie selbständig und unabhängig von anderer Meinung und Bestimmung wurde, das war jetzt die Triebfeder ihrer tapferen Regsamkeit von früh bis spät, der ihr Herz freilich weltenfern stand. Das war nicht tapfer in dieser schönheitstrunkenen Sommerszeit, da die Sehnsucht auf Rosendüften zu der Jugend schwebt. Wenn auch sein eigenes

Glück, sein eigenes Leid schlummerte unter dem eintönigen Wiegenlied der Arbeit, das des geliebten Mannes wachte doch und rief in ihr mit heißen Schlägen jenes heilige, demütige Weibesverlangen zum Leben, das geneigten Hauptes spricht: „Ich will helfen, trösten, in den Thränen, die das Unglück weint, will ich mein Ich versenken." —

„Haben Sie noch immer nichts Gutes von Frau v. Ramhorst gehört, Regine?"

Dieser sich stets wiederholenden Frage Adelheids, wenn sie aus dem Bureau heimkam, ward endlich eine frohe Antwort.

„Ja, Kind, mehr als das, ich habe sie sogar gesehen. Sie fuhr mit ihrem Bruder spazieren. Aber sie ist eine ganz alte Frau geworden mit weißen Haaren."

Adelheid blickte stumm zu Boden. Sie konnte nicht sprechen, sie wäre ihrer Stimme nicht mächtig gewesen und hätte doch so gerne gefragt: „Und er — wie hat er's getragen?"

Doch sie schwieg. Wie es ihn auch getroffen haben mochte, seine Liebesenttäuschung, der Tod des Neffen, die Krankheit der Schwester — was war es schließlich im Vergleich zu dem, was jene schmerzgeweihte Mutter durchlitten haben mochte!

„Ich habe sie lieb, ich will zu ihr."

Ganz still und fest sprach sie es bei sich und wußte dann, daß sie noch heute bei einer Unglücklichen anpochen würde.

— — — — — — — — — — — —

Erschüttert hingen Selkens Blicke an der Schwester, die müde von der ersten Ausfahrt nach monatelanger Krankheit auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer lag und die Augen geschlossen hielt, ohne zu schlafen. Er saß an ihrer Seite und streichelte leise ihre welk gewordene Hand in der seinen. So hatte er während der Zeit ihrer lang-

ſamen Geneſung Stunden und Stunden bei ihr zugebracht, ohne daß jemals von ihr die Frage gekommen wäre: „Kannſt du dich mir auch ſo oft widmen, erhebt deine Braut keine Anſprüche an dich?“

In vollſtändiger ſeeliſcher Apathie hatte ſie gelegen Wochen um Wochen, als habe ſie keine Zugehörigkeit mehr zur Erde, auf der ihr Sohn nicht mehr wandelte. Erſt ganz allmählich war des Bruders ſorgende Liebe wie ein hellerer Strahl in ihr Seelendunkel gedrungen und hatte ihren ſchmerzgebrochenen Geiſt zum irdiſchen Leben zurückgeleitet. Um ihr aber das fremd und leer gewordene Daſein wieder vertraut, wieder lebenswert zu machen, dazu hätte es einer anderen Liebe als der des Bruders bedurft — der eines treuen Gatten. Doch dieſe Liebe hatte Irmgard v. Ramhorſt nicht umfangen, als ſie vom Rande des Todes, aus ſchwerer Krankheit erſtanden, in ihr Heim zurückgekehrt war. Als ihr, der elend und alt Gewordenen, der Major gegenüber getreten, hatte ſeine Miene ſofort verraten, daß mit dem Hinſcheiden des Sohnes jedes innere Band zwiſchen ihm und ſeiner ungeliebten Gattin zerriſſen war.

„Bleibe bei mir,“ hatte ſie da ängſtlich ihren Bruder angefleht, und er — vor ihr nieder hätte er ſich werfen mögen, als ſei er ſchuldig vor ihr, weil er ſo blind geweſen war in ſeines Herzens Wahl, als müſſe er es ihr mit wildem Jammer zurufen: „Ich bin es — ich, dem dein Sohn den Platz räumen wollte.“

Er hatte geſchwiegen, nur bei ihr geblieben war er in ihrer Einſamkeit.

„Ich meinte, du wollteſt ſchlafen, Irmgard.“

Er ſagte es, da er ſah, daß ſie plötzlich weit die Augen öffnete, als ſei ihr ein Gedanke gekommen, der ihr zu ſchaffen machte.

„Und du wärſt auch dann nicht fortgegangen von mir?“

„Warum sollte ich?“

Schwer drehte sie den Kopf nach ihm und blickte unsicher in sein Gesicht. „Hast du denn so viel Zeit für mich? Ich —“ sie tastete über ihre Stirn — „ich habe alles andere vergessen; du bist ja doch verlobt.“

Seine Hand löste sich aus der ihren, fahl geworden lehnte er sich im Stuhle zurück.

Diese Frage! Er hatte gewußt, daß sie eines Tages kommen müsse, hatte sie längst erwartet, und nun erzitterte er dennoch, sie zu beantworten.

Wenn es wieder ertönte, das so lange unterdrückte „Warum?“ der Mutter, die nicht fassen konnte, weshalb ihr Sohn die Welt verließ. Doch nein, nein! Die Wahrheit war zu grauenvoll, die würde ihr müder Geist nicht zu ahnen vermögen.

Und so gefaßt es ihm möglich war, neigte er sich ihr wieder zu: „Ich war verlobt, liebe Schwester,“ sagte er sanft und ruhig. „Es ist eine lange Zeit inzwischen vergangen und —“

„Und —“ sie richtete sich auf, als sei sie stärker, klarer geworden.

„Und ich bin es nicht mehr, Irmgard,“ vollendete er, jeden Muskel seines ernsten Gesichts beherrschend.

„Robert! Bruder!“

Sie lag an seiner Brust, hielt ihr gebeugtes, weißes Haupt an seinem Herzen, und mit dem ersten Wiederkehren von Empfindungsfähigkeit und Anteilnahme stammelte sie: „Bist du zur Erkenntnis gekommen, ehe es zu spät war? O das ist gut, das ist gut!“

„Ich bin zur Erkenntnis gekommen,“ brach es von seinen Lippen.

Die Schwester fragte nicht weiter, was es war, das ihren Bruder erleuchtet; wie sein Bund mit Ilse sich gelöst. Das in seinen Einzelheiten wissen zu wollen, dazu war

ihr Intereſſe an der Welt und ihren Ereigniſſen noch zu gering. Schweigend hielt ſie ihn umfangen, und er zuckte und bebte in ihren Armen.

Wie ihr Bund ſich gelöſt hatte! Noch einmal zwang ſich das widerwärtige Erinnern daran in ſeine Sinne, und Ekel und Verachtung waren es, was ihn gleich einem Krampfe durchrüttelte.

Noch am ſelben Tage, als er mit ſeiner furchtbaren vernichtenden Anklage von Ilſe gegangen war, hatte er von Profeſſor Herbert einen Brief erhalten: obwohl er bedaure, einem ihm perſönlich lieb Gewordenen einen Schmerz zufügen zu müſſen, könne er nicht anders, als ihm auf dringendes Bitten ſeiner Tochter den Verlobungsring zurückzuſenden. Da Ilſe ihm heute unter heißen Thränen geſtanden, daß ſie nur in Uebereilung, leidenſchaftlichem Werben nachgebend, ihr Jawort geſprochen, dürfe er ſein unerfahrenes Kind nicht zwingen, dasſelbe zu halten. Er und ſeine Gattin beklagten auf das Tiefſte ſolches Ende ihrer Beziehungen zu einander, hofften aber doch auf großmütiges Verzeihen des reifen Mannes für ihr thörichtes Kind, das ſein Herz noch nicht kannte.

Er hätte lachen mögen, hier über dem weißen Haupte ſeiner Schweſter. So hatte Ilſe das Band ihrer Verlobung gelöſt, ſo elend, ſo verlogen. So hatte ſie den Ring vom Finger geſtreift, um den ein Menſchenleben, tauſendmal mehr wert als das ihre, dahingegangen war, ſo hatte ihre Erwiderung geklungen auf ſein richtendes: „Mörderin, Mörderin!“

(Fortſetzung folgt.)

Die Photographie.

Novellette von Emma Merk.

Mit Illustrationen von Richard Mahn.

(Nachdruck verboten.)

Gustav Ebert fühlte sich recht einsam, seit seine gute Mutter tot war. Sie war ja eine stille Frau gewesen, die nur wenig Freude am Leben hatte, seit sie ihren Mann und ihren älteren Sohn verloren. Wie oft hatten sie des Abends stundenlang ganz stumm bei einander gesessen, sie mit ihrem Strickstrumpf, er mit seiner Zeitung; aber es brannte doch immer die Lampe im Zimmer, wenn er heimkam, es knisterte im Winter das Feuer im Ofen, der Tisch war sauber gedeckt, und vor allem — es grüßten ihn freundliche Augen, und er wußte, daß eine treue Seele in der Nähe war, die an allem warmen Anteil nahm, was ihm tagsüber Frohes und Aergerliches geschehen sein mochte.

Nun trat er, müde von vielstündiger Bureauarbeit — er war Beamter bei den Münchener Verkehrsanstalten — in seine finstere, frostige, leere Wohnung und mußte erst eine Weile rufen, bis die Hausmeisterin, die seine Bedienung übernommen hatte, sich entschloß, ihre umfang-

reiche Geſtalt heranzuſchieben und mit umſtändlichem Geſchwätz ſeine Aufträge entgegenzunehmen.

Im Gaſthaus behagte es ihm auch nicht. Er war kein Raucher, kein beſonderer Trinker; auch die Unterhaltung war nicht immer nach ſeinem Geſchmack. Man erzählte Anekdoten, man politiſierte, man ſtritt und erhitzte ſich. Seinem friedfertigen Weſen ſchien das keine Erholung nach einem Arbeitstag. Er war eben für ein häusliches Leben geſchaffen. Ein ſummender Theekeſſel unter der Hängelampe, ein friedliches, behagliches Zimmer mit einem altmodiſchen breiten Sofa vor dem Tiſch, und eine freundliche junge Frau mit guten, lieben Augen und einer ſanften, leiſen Stimme — das war für ihn das Glück, nach dem er ſich ſehnte.

Ja, er fühlte, daß er ein guter Ehemann werden und mit ſeinem unverbrauchten Herzen einem weiblichen Weſen eine ſolche Fülle von Liebe ſchenken könne, daß ſie mit der Zeit vielleicht ganz vergeſſen würde, wie wenig hübſch er war. Aber wie ſollte er denn den erſten Schritt, die ſchwierige erſte Annäherung wagen mit dem Geſicht, das ihm die Natur verliehen hatte. Solch ein nüchternes fahles Geſicht mit einer unſchönen Naſe und umgeben von Haaren, die ſich ſo glatt anlegten und ſo dünn ausſahen, obwohl er noch keine Glatze hatte, wie ſo viele ſeiner Altersgenoſſen!

Und wo lernte man denn junge Mädchen kennen? In einem Ballſaal! Da mußte er eine armſelige Rolle ſpielen mit ſeiner unſcheinbaren hageren Geſtalt. Und ſolch halbflügges Ding, das man zum Tanzen führt, paßte doch auch nicht zu einem Mann von ſiebenunddreißig Jahren. Verwandte hatte er nicht, und in den Familien wurde man bei den wenig gaſtfreundlichen Sitten der Stadt nicht leicht eingeführt.

Aber wenn er an den langen Abenden ſo allein ſaß,

dann dachte er zuweilen, es müsse doch wohl da oder dort ein braves Mädchen wohnen, das ebenso einsam sei wie er, das sich nach Anschluß sehne und froh sein werde, wenn ein anderer ihr die Sorge um die Existenz abnähme.

Und in einer trübseligen Dezembernacht um die Weihnachtszeit, als der Sturm so laut um die Fenster heulte, daß er nicht schlafen konnte, da trieb diese Erwägung ihn zu einem kühnen Entschluß. Er wollte einmal das Schicksal herausfordern; er wollte einmal einen Ruf ergehen lassen an jene Unbekannten, unter denen sich vielleicht für ihn die rechte finden könnte. Er setzte folgende Anzeige auf: „Ein Herr in den Dreißigern, Beamter, der wenig Verkehr mit Damen hat, möchte durch einen Briefwechsel die Bekanntschaft eines jungen Mädchens machen. Er könnte seiner Lebensgefährtin zwar kein glänzendes, aber ein sorgloses Dasein bieten. Photographie erwünscht. Strengste Verschwiegenheit selbstverständlich."

Er hatte lange überlegt, ob er „ein junges Mädchen" schreiben sollte. Aber er fürchtete, daß ohne diesen ausdrücklich betonten Wunsch am Ende ganz alte Jungfern und Witwen ihr liebebedürftiges Herz vor ihm ausschütten würden, und davor graute ihm ein wenig. An eine Tageszeitung wollte er seinen Aufruf nicht geben. Zwischen Dienst- und Vermietungsanzeigen, Lokalnachrichten und Reklamen schien ihm seine Frage an das Schicksal entwürdigt. Er ließ die Anzeige in eine vielgelesene Familienzeitschrift einrücken, deren Romane und Novellen zumeist auf ein Damenpublikum berechnet waren. Hier wehte viel eher die Stimmung, die er brauchte, über seine Worte hin. Aber er mußte da allerdings eine geraume Weile auf Antwort warten.

Schließlich waren doch sechs Briefe eingelaufen, die er unerbrochen verwahrte, um sie an einem stillen Sonntag-

nachmittag in der richtigen Muße zu ſtudieren. Ganz feierlich ſetzte er ſich an das Fenſter, nachdem er die Thür feſt verſperrt hatte, und öffnete in einer gewiſſen Aufregung die Umſchläge. Der erſte Brief gefiel ihm gar nicht. Nein, das war nichts für ihn. Ins Feuer damit. Der zweite roch nach Moſchus — ihm widerwärtig. Einem dritten merkte man den Briefſteller an. Ein vierter war zu nüchtern. Die Betreffende ging ſchnurgerade auf ihr Ziel los und erkundigte ſich nach den Verhältniſſen, nach der jährlichen Einnahme, nach ſeiner Geſundheit und ſo weiter. Ein fünfter klang faſt ſo, als hätte ihn ein Herr geſchrieben, um ſich einen Ulk zu machen. Den vertrauenerweckendſten mit der klarſten Handſchrift hatte er ſich bis zuletzt aufgehoben. Er lautete:

„Ich habe lange überlegt, ob ich wirklich dem Einfall nachgeben ſoll, der mich heute anwandelte, an Ihre Chiffre zu ſchreiben. Ihre Anzeige hat mich ſympathiſch berührt, trotzdem kann ich mich ja einer großen Enttäuſchung ausſetzen. Immerhin, ich wage es — ehrlich geſtanden, aus Langerweile. Seitdem meine Eltern tot ſind, lebe ich bei einer Tante in einer kleinen Stadt. Sie liebt ihren Mops mehr als mich. In ihr Haus kommen nur alte Damen, die über das Kochen reden und über ihre Dienſtmädchen klagen; ſonſt ſehe ich keinen Menſchen. Ich habe Angſt, in dieſer Umgebung ganz zu verdummen. Wir haben früher ja auch nicht geſellig gelebt, aber meine Mutter intereſſierte ſich für Litteratur und Muſik, und mein Vater war ein kluger Mann, der ſich gerne über ernſte Fragen mit uns unterhielt, ſo daß ich das Gefühl hatte, ich lebte auch mit in dem mächtigen Strome der Zeit. Nun bin ich gänzlich herausgeworfen. Ich wäre ſo dankbar für einen anregenden Verkehr. Wenn Sie daher Luſt hätten, mit einem einſamen Menſchenkind über allerlei Intereſſantes zu plaudern, wenn Sie damit zufrieden

ſind, daß ich alle die Gedanken, die Fragen und Betrachtungen an Sie hinrede, die ich hier in mich verſchließen muß, ſo ſchreiben Sie mir. Einen konventionellen Liebesbrief freilich werde ich an einen Unbekannten nicht zu ſtande bringen."

Das gefiel ihm, das war natürlich, aufrichtig. Er antwortete ſogleich und bekam auch kurz darauf engbeſchriebene vier Seiten, die er mit lebhaftem Intereſſe wieder und immer wieder las. Gute Laune und kluger Sinn ohne blauſtrümpfelnde Geſchraubtheit ſprach aus dem anmutigen Geplauder, dem man wohl anmerkte, daß die Schreiberin ſich aus ihren engen vier Wänden, aus ihrer Kleinſtadtgefangenſchaft herausſehnte und froh war, ein paar Stunden lang in eifriger Unterhaltung ihr ödes Daſein bei der Tante mit dem Mops zu vergeſſen.

Es ward ihm bald zur beſten Freude ſeines ſtillen Lebens, die friſchen zierlichen Züge der Mädchenhand zu erblicken, und wenn er ſich einen neuen Brief auf der Poſt geholt hatte, brachte er den ganzen Tag in einer Feſtſtimmung zu. Um den Genuß recht oft zu haben, ſchrieb er immer fleißiger, ſo daß allmählich in jeder Woche ein Gruß hin und her flog.

Einmal fühlte er ſchon von außen, daß in dem Umſchlag die erbetene Photographie enthalten ſein mußte. Das war ein aufregender Moment für ihn. Wenn nun ein recht häßliches, reizloſes Geſicht vor ihm auftauchte! Er wäre doch ſehr enttäuſcht geweſen. Nach einigem Zögern ſchnitt er den Umſchlag auf. Dann ſtieß er einen Schrei aus: halb Freude, halb Beſtürzung. Das hatte er nicht erwarten können: ein hübſcher, junger, allzu junger Mädchenkopf! So lachende braune Augen, ein ſo ſüßer, weicher Mund. Die war ja kaum zwanzig!

Er warf einen traurigen Blick in den Spiegel. Wie ſollte er beſtehen vor dieſem blühenden Geſicht?

Es ward ihm ganz ſchwer, ganz melancholiſch zu Mute. Unverwandt mußte er die holden Züge betrachten;

er konnte das Bild gar nicht weglegen, ſo lieb ſchien es ihm. Aber er ſagte ſich doch mit einem tiefen Aufſeufzen,

daß nun alles zu Ende sei, und er auf diese anregende Freude, die ihm der Briefwechsel geworden, verzichten lernen müsse.

Sie schrieb ihm ja, daß sie nun wohl auch um seine Photographie bitten dürfe; und wenn sie diese sah, dann warf sie wohl seine Briefe ins Feuer und schrieb nicht mehr.

Es hatten sich doch schon ein paar zarte, leise Liebesfäden hin und her gesponnen; die mußten zerreißen, jählings, grausam, denn sie war so jung; sie konnte fordern, daß der Mann, dem sie Beachtung schenkte, ihren Augen wohlgefiel. Er aber! Lachen würde sie, lachen!

Er konnte vor Traurigkeit nicht schlafen. Und in der Nacht geriet er auf einen verzweifelten Ausweg. Er besaß noch eine Photographie seines verstorbenen Bruders. Paul hatte mit ihm eine unverkennbare Familienähnlichkeit, und doch war er ein hübscher Mensch gewesen, der mit seinen frischen Augen und seinem lebhaften Ausdruck alle Herzen gewonnen. Wenn er das Bild des damals dreißigjährigen Paul, der von der Natur so viel besser bedacht gewesen war, als er, statt des seinen einschickte! Er war sich ja klar darüber, daß eines Tages die Wahrheit an den Tag kommen, und die erste Begegnung seine Täuschung verraten, ihm vielleicht eine recht bittere Stunde eintragen mußte, aber das lag doch noch in weiter Ferne. Er bekam vor dem Sommer keinen Urlaub, und seine hübsche Unbekannte — er wußte nur den Namen Marie, den sie ihm angegeben — wohnte in einem kleinen Städtchen in der Pfalz und war also durch viele, viele Meilen von ihm getrennt. Sie würden wohl nicht so bald zusammenkommen.

Jedenfalls aber ging der Briefwechsel weiter, wenn sein Bild Gnade vor ihren Augen fand. Und wer weiß: vielleicht lernte sie ihn durch den brieflichen Verkehr so

ſchätzen und lieben, daß ſie ihm verzieh, wenn er als eine weniger gelungene Ausgabe des Ebertſchen Familientypus vor ihr erſchien.

Recht wohl war ihm dabei ja nicht zu Mute, aber er führte den Plan dennoch aus.

Es war förmlich, als ſollte ihn ſofort eine Strafe für ſeine Falſchheit ereilen, denn als er, etwas aufgeregt und zerſtreut, aus dem Poſtgebäude trat, in dem er ſeinen Brief mit der Photographie hatte einſchreiben laſſen, achtete er nicht auf eine glattgefrorene Stelle neben dem Trottoir, auf der Schulkinder ſich eine Schleife angelegt hatten. Er glitt aus und fiel ſo unglücklich, daß er ſich den Fuß brach.

Den Schrecken, die Schmerzen — alles hätte er lieber ertragen als die Zimmerhaft, zu der er nun mehrere Wochen lang verurteilt war. Nun fühlte er erſt den ganzen Jammer ſeines Junggeſellenlebens. Wenn er auch einen Wärter nahm, der ihn pflegen mußte, wenn er ſich auch Arbeit aus dem Bureau kommen ließ: er war doch nur ſchlecht verſorgt und langweilte ſich ſchrecklich ohne ſeine gewohnte Tageseinteilung.

Als nun der Samstag herankam, fiel es ihm beſonders ſchwer aufs Herz, daß er ſeinen Brief nicht ſelbſt abholen konnte. Aber verzichten wollte er um keinen Preis. So gab er denn dem Wärter, wenn auch mit innerlichem Widerſtreben, den Auftrag und teilte ihm die Buchſtaben und Nummer der Adreſſe mit.

Das ſollte nicht wieder vorkommen. Er hatte nun ſo viel Vertrauen zu ſeiner hübſchen Unbekannten gewonnen, daß er nicht länger zögerte, ihr ſeinen Namen zu ſchreiben und ſich ihren nächſten Brief in ſeine Wohnung zu erbitten.

Aber der Wärter mußte geſchwatzt haben, oder die Hausmeiſterin hatte ſchon früher in ſeinen Sachen herum-

spioniert, jedenfalls setzte sie sich nun öfters breitspurig vor sein Lager und gab ihm mütterliche Ratschläge; er solle sich doch verheiraten, sie wisse eine treffliche Partie für ihn, und es wäre ihr leid, wenn ein so guter Herr in schlechte Hände geraten würde, besonders da ein so braves, hübsches Mädchen ihn heimlich in ihr Herz geschlossen habe. Sie sollte das ja freilich nicht verraten, aber sie meine ja nur das Beste für ihn und für Fräulein Ida, und auf seine Verschwiegenheit dürfe sie gewiß rechnen.

Er war doch ein wenig neugierig, welches hübsche Mädchen ihn in ihr Herz geschlossen haben könnte, so daß er sich die Frage entschlüpfen ließ, wer denn diese Ida sei, die er ja gar nicht kenne."

Da schlug die dicke Frau die Hände zusammen und lachte, als habe er einen Spaß gemacht.

„Aber ich bitt' Sie, Herr Inspektor, Sie wohnen doch seit einem halben Jahr in einem Hause, im selben Stockwerk bei einander! Da nebenan Frau Obermeier und ihre Tochter! Und Sie haben sie doch immer so freundlich gegrüßt!"

„So so; sie heißt Ida!"

„Ja, und ich sag Ihnen: eine Seel' von einem Mädchen. Was die für ein gutes Herz hat! Und wie sie geweint hat, als man den Herrn Inspektor aus der Droschke heraufgetragen hat! Totenblaß ist sie gewesen, bis der Doktor wieder fort war."

Dieses warme Interesse, das ihm so gänzlich unerwartet von einem weiblichen Wesen entgegengebracht wurde, hatte für den gutmütigen, einsamen Mann natürlich etwas Rührendes. Er konnte deshalb die kleinen Aufmerksamkeiten, die ihm nun von seinen Nachbarn Obermeier erwiesen wurden, nicht schroff ablehnen, obwohl er nur ungern Gefälligkeiten annahm.

Man ſchickte ihm eine kräftige Fleiſchbrühe herüber, denn im Gaſthaus ſei das ja doch nicht zu bekommen, oder Fräulein Ida hatte Krapfen gebacken, die er vielleicht zum Kaffee koſten würde, Frau Obermeier ließ fragen, ob ſie nichts beſorgen könne, ſie ginge eben in die Stadt; oder: der Herr Inſpektor habe gewiß einmal Zeit, ſich die „Fliegenden Blätter" anzuſehen, von denen ſie ein paar Bände beſitze.

Nachdem er ſo eine Woche lang mit kleinen Liebenswürdigkeiten bombardiert worden war, rückte eines Tages Frau Obermeier ſelber an mit ſehr viel höflichen Knixen und ſehr ſüßen Redensarten, wie beſorgt ſie um ihren freundlichen Nachbar geweſen, wie es ſie freue, daß es ihm wieder beſſer gehe.

Da er ſeine Ungeduld über das Stilliegen nicht verhehlte, machte ſie ihm mit einer vor Wohlwollen ſchmelzenden Stimme den Vorſchlag, ihre Ida wolle ihm einmal ein Stündchen vorleſen, das wäre doch eine Abwechslung.

Dieſes Anerbieten machte Guſtav etwas verlegen, die gute Dame beeilte ſich aber raſch hinzuzufügen: „Ich komme natürlich mit herüber und ſetze mich ganz ſtill in ein Winkelchen, denn allein brächten meine Ida keine zehn Pferde zu einem jungen Herrn."

Guſtav war verſtimmt und niedergeſchlagen. Der ſehnlichſt erwartete Brief von Marie war in dieſer Woche ausgeblieben. Zum erſtenmal gerade jetzt, da er ihr ſeinen Namen genannt hatte. Er ſah darin mehr als einen bloßen Zufall. Vielleicht hatte ſie eiligſt Erkundigungen über ihn eingezogen, ſie konnte ja Bekannte in München haben. Ueber ſeinen Ruf war freilich nichts Schlimmes zu melden, ſie konnte doch erfahren haben, daß er ein häßlicher Menſch ſei, daß er ſchon ſiebenunddreißig Jahre zähle und durchaus nicht zu ihr paſſe.

In ſeiner üblen Laune ließ er ſich der Zerſtreuung

halber den angekündigten Besuch gefallen. Er hatte eigentlich Fräulein Ida nie genau angesehen und war nun einiger-

maßen gespannt auf ihren Anblick. Ein Mädchen, das ihn heimlich lieben sollte, das war jedenfalls etwas so Neues

für ihn, daß er die widerliche Zudringlichkeit der Mutter dafür in den Kauf nehmen konnte.

Er ward wieder etwas verlegen, als dann am Nachmittag Frau Obermeier hereintrat, gefolgt von ihrer Tochter, die so hübsch angezogen und frisiert war, als käme sie in eine große Gesellschaft. Die Mutter wiederholte ihre Versicherungen, wie ihre Tochter sich freute, dem Herrn Inspektor vorlesen zu dürfen. Das Mädchen selbst hielt die Augen meistens gesenkt und war sehr still und scheu. Aber diese Schüchternheit, die er recht gut verstand, und die so angenehm von dem zudringlichen Wesen der Mutter abstach, gefiel Gustav ganz wohl. Er kam dem stummen Fräulein, das in dem hellgrauen Kleide mit dem feingelockten Blondhaar wirklich einen hübschen Eindruck machte, freundlich entgegen und schaute sie forschend und prüfend an, während sie ihm mit einer Schulmädchenbetonung aus Gottfried Keller vorlas.

Den Spüraugen der Mutter, die mit ihrer Häkelei daneben saß, entging kein Blick.

Als Gustav dann Ida mit einigen lobenden Worten für ihre Bemühungen dankte, rief Frau Obermeier eifrig: „Ja, sie hat immer die besten Zeugnisse aus der Schul' heimgebracht! Schon in der Schul' hab' ich meine Freud' an dem Kind g'habt! Es giebt halt kein größeres Glück als eine wohlgeratene Tochter. Sparsam und häuslich ist sie, das muß ich wirklich sagen, wenn sie gleich mein Kind ist!"

Mit dem demütigsten Geschmeichel wand sie sich dann endlich zur Thür hinaus und versprach baldige Wiederkehr.

Nach einer Weile, während Gustav noch über das rätselhaft verschlossene Gesicht der vielgepriesenen Ida nachsann, kam sein Wärter herein und grinste vor sich hin.

„Sie sind ja ungewöhnlich lustig, Schmid!" sagte Gustav.

Der Mann lachte nun hellauf: „Ich bin gerad' in der Kohlenkammer gewesen,' und da hört man ganz deutlich, was die Leut' da nebenan in ihrer Wohnung reden. Und da hat die Frau Obermeier ganz andere Saiten mit ihrer Tochter aufgezogen als wie vorher, wo ich sie herein-g'führt hab. „Du dumm's Ding, du Gans!" hat sie g'schrieen, und ich mein' immer, die Fräulein Ida hat eine Ohrfeig' kriegt. „Meinst, ich hab' dir umsonst das schöne Kleid 'kauft? Das nutzt was, wenn du dich nachher so fad benimmst und ein G'sicht machst, als könnt'st nit fünf zählen!" — So hat's jetzt geheißen!"

Dieser Einblick in die nachbarliche Familienscene bestätigte Gustav nur einen Verdacht, der ihm schon leise aufgedämmert war, und als das nächstemal Ida ihre schüchterne Zurückhaltung abgestreift hatte und ihn mit einer Koketterie anschaute, die recht erzwungen und gekünstelt schien, da nannte er sich heimlich einen alten Narren. Wie hatte er nur einen Moment an diese heimliche Neigung glauben können? Frau Obermeier wollte für ihre Tochter eine Versorgung, die Hausmeisterin war eine Mitverschworene, und das Mädchen mußte sich Mühe geben, ihm zu gefallen.

Er hatte eine unangenehme Empfindung, als drohe ihm eine Gefahr, als würden Fallstricke um ihn hergespannt, in die er sich bei dem ersten unvorsichtigen Schritt verwickeln könnte. Er war wütend über sich selber, daß er sich in diesen Verkehr eingelassen, so viel Gefälligkeiten angenommen hatte. Wie wurde er nun diese Leute wieder los? Er konnte nicht grob werden. Diese Waffe hatte ihm die Natur versagt, und seine sanfte Ablehnung schien nicht bemerkt zu werden. Fortlaufen war auch nicht möglich, da er noch immer Stubenarrest hatte. Wie unter dem Belagerungszustand erschien er sich, mit dem Feind dicht vor der Thür.

Endlich zeigte ihm sein Arzt eine Rettung aus seiner peinlichen Lage und machte diesen immer drückender werdenden Vorlesungen ein Ende, indem er erklärte, sein Patient müsse unbedingt nach Wildbad, wenn nicht Lahmheit zurückbleiben sollte. Es war Gustav ja sehr unangenehm, daß er um einen weiteren Urlaub nachsuchen mußte, aber auf diese Weise entwischte er doch der Obermeierschen Umgarnung.

Vor der Abreise erlebte er auch noch eine große Freude: er bekam wieder einen Brief von Marie. Auch sie war krank gewesen, hatte nicht ausgehen können, und um keinen Preis die Adresse mit seinem Namen einem dienstbaren Geist anvertrauen und ihrer neugierigen Tante verraten wollen. Es war ohnedies in dem Nest schon herumgeklascht worden, daß sie sich allwöchentlich postlagernde Briefe hole; der Schalterbeamte, der sie jedesmal so spöttisch anlächelte, sei ihr schon so zuwider geworden, daß sie Herrn Ebert bitte, ihr das nächste Mal nach Landau und das übernächste Mal nach Karlsruhe zu schreiben, da sie ein paar Verwandtenbesuche vorhabe und um jeden Preis den Fragen und Anspielungen ihrer Tante ausweichen wolle, der eine alte Freundin jedenfalls auch schon über die heimliche Korrespondenz berichtet habe.

Der Brief war herzlicher, zutraulicher als jeder frühere. Ach, wie Gustav nun bereute, daß er den kleinen Betrug mit dem Bilde gemacht hatte! Sie ging nach Karlsruhe, und er mußte nach Wildbad! War das nicht ein ganz merkwürdiges Zusammentreffen? Das Schicksal selber schob sie zu einander bis auf ein paar Stunden Entfernung, und sie brauchten nur den Mut zu haben, diesen letzten Rest der Trennung mit dem ersten besten Schnellzug zu überwinden. Ja, er war eigentlich geradezu gezwungen, dem Fräulein eine Begegnung vorzuschlagen, wenn er ihr seine nächste Adresse meldete, und sie daraus erfuhr, wie

nahe er ihr plötzlich war. Ach, er hätte sie ja auch so gerne gesehen! Wenn er nur sich selber hätte unsichtbar machen, wenn er nur in irgend einer Vermummung vor ihr hätte erscheinen können!

Als dann der Abschied von den beiden Nachbarsdamen, die ihm etwas süßsauer Lebewohl sagten, glücklich überstanden war, kam ein rechter Wagemut über ihn. Die Sache mußte zu einem Abschluß kommen — so oder so. Er wollte nicht mehr in die alte Wohnung zurück. Nun sollte es sich entscheiden, ob er ein neues Heim suchte mit einer Frau, oder wieder eine Junggesellenwohnung in einer anderen Stadtgegend.

Er frug also bei Fräulein Marie an, ob es ihr wünschenswert sei, wenn er nach Karlsruhe käme, oder ob sie ihm ein paar Stationen entgegenfahren wolle, um ihn zu treffen.

Sie schien bestürzt über diese Entscheidung, die so plötzlich an sie heranrückte, und schrieb ihm ganz offen, der Briefwechsel sei ihr so lieb geworden, daß sie jeder Veränderung mit Bangen entgegensehe. Aber er würde ihr gewiß mit Recht zürnen, wenn sie sich nun gegen eine Begegnung sperre, nachdem sie sich einmal so weit eingelassen. Nun wolle sie um jeden Preis das Gerede vermeiden, das unvermeidlich wäre, wenn sie sich in Karlsruhe, wo sie mitten unter Verwandten säße, ein Stelldichein gäben. Sie wolle lieber auf der Heimreise den kleinen Umweg über Pforzheim machen, wo er sie an einem noch näher zu bestimmenden Tag an der Bahn erwarten möchte.

Der Aufschub war Gustav nur angenehm. Mittlerweile würde er doch so weit hergestellt sein, daß er ihr nicht auch noch entgegenhinken mußte; das fehlte gerade noch. Wenn nur das Bad Wunder wirken, und er wie aus einem Verjüngungs- und Verschönerungsquell aus den Fluten emporsteigen könnte.

— — — — — — — — — — — —

Je näher der ereignisvolle Tag der Zusammenkunft heranrückte, desto ängstlicher wurde es ihm zu Mute. Er konnte ja nun wieder ohne Stock gehen, hatte auch ein frischeres Aussehen, als nach seiner Zimmerhaft, aber ein reizender Freier für ein zwanzigjähriges Mädchen wurde trotz des eleganten Anzuges, zu dem er sich aufgeschwungen, und trotz der schönen Krawatte und der feinen Handschuhe nicht aus ihm.

Sie hatte ihm geschrieben, daß sie am ersten Mai mit dem Mittagszug nach Pforzheim kommen wolle. Was für ein hübscher Tag für ein Stelldichein war der erste Mai! Er hatte die ganze Nacht kaum geschlafen vor Aufregung. Als er sich aber am Vormittag zum Bahnhof begeben wollte, kam ein Telegramm: sie könne erst später abreisen und würde deshalb leider ziemlich spät in Pforzheim eintreffen zu einer ganz flüchtigen Begegnung. Weiteres könnten sie ja verabreden, wenn sie sich in dieser Viertelstunde gegenseitig nicht mißfielen.

Sie baute schon vor, sie hielt sich einen Ausweg offen! Er war recht kleinlaut während der kurzen Reise, während des langen, aufreibenden Wartens am Bahnhofe. Aber einen Vorzug hatte diese späte Stunde, die sie gewählt: es ward dunkler und dunkler, es ward wirklich fast Nacht, bis der Zug, der eine Verspätung hatte, einfuhr. Da konnte sie ihn jedenfalls nicht so genau sehen.

Nun endlich! Nun brauste der Zug heran! Mit Herzklopfen trat er auf den Bahnsteig und spähte im Halbdunkel herum. Er trug zum Erkennungszeichen eine Maiblume im Knopfloch.

Es stiegen nicht viele Menschen aus, er hatte keine besondere Schwierigkeit, die Richtige herauszufinden. Eine schlanke feine Erscheinung, nicht besonders groß, aber von schlichter Anmut mit zierlichem Gang, ohne alle Hast

„Guten Abend, Herr Inspektor," sagte sie. (S. 80)

Digitized by Google

und Aufregung in den Bewegungen, sichtlich eine wohlerzogene junge Dame in ihrer ruhigen Selbstbeherrschung — das war sie also! Sie trug einen langen grauen Reisemantel und einen Matrosenhut mit einem weißen Schleier, der ihr Gesicht verhüllte.

„Guten Abend, Herr Inspektor," sagte sie, als er den Hut vor ihr zog, und gab ihm die Hand.

Wie diese liebe, weiche Stimme ihm zu Herzen ging! In diese Stimme allein könnte er sich verlieben, das fühlte er gleich bei den ersten Worten.

Sie wolle hier in Pforzheim bei Bekannten über Nacht bleiben, erklärte sie mit freundlicher Bestimmtheit, und sie bitte ihn dringend, mit dem nächsten Zug, der in einer halben Stunde abgehe, nach Wildbad zurückzufahren. Ihretwegen solle seine Kur nicht unterbrochen werden, und wenn es ihr möglich wäre, würde sie in den nächsten Tagen in den Badeort kommen, den sie sich schon lange gerne angesehen hätte. Ihr Vater, der als bayerischer Major den siebziger Feldzug mitgemacht und bei Orleans verwundet worden, sei so oft dort gewesen, und sie würde mit wehmütiger Freude die Plätze sehen, von denen er häufig erzählt habe.

Gustav war so befangen, daß er gar nicht widersprach, obwohl er nicht die geringste Lust hatte, in einer halben Stunde schon wieder abzureisen, und viel lieber den ganzen Abend ihrer sanften Stimme gelauscht hätte. Sie gingen in der Bahnhofstraße, die nur spärlich erleuchtet war, auf und ab. Er fühlte mit Schrecken und Angst, daß sie manchmal unter ihrem Schleier die Augen forschend zu ihm aufschlug, und hätte dann immer in den Erdboden versinken mögen in seiner Bescheidenheit und niederschlagenden Selbsterkenntnis. Sie mußte es ja merken, daß er sie mit der Photographie betrogen hatte. Er fürchtete beständig, sie würde plötzlich stehen bleiben und ausrufen:

„Aber Sie sind ja ein ganz anderer! Welcher ist denn nun der Herr Inspektor Ebert? Sie — oder der hübsche Mann auf der Photographie?“

Diese beklemmende Besorgnis machte ihn natürlich erst recht scheu und unbeholfen, und wenn er ihr auch wiederholt versicherte, daß ihre Briefe ihm die höchste Freude seines Lebens geworden seien, so sagte er sich doch, als er dann wieder im Zuge saß, mit tiefer Trauer, daß er die kurze Frist herzlich schlecht ausgenützt habe, und daß er ihr sicherlich einen recht langweiligen Eindruck hinterlassen haben müsse.

Sie hatte zwar gesagt: „Auf Wiedersehen!“ aber er glaubte nicht daran.

Zwei Tage vergingen denn auch, und umsonst sah er sich auf der Promenade, auf allen schöngepflegten Wegen, halb in Erwartung, halb in Angst nach ihr um, denn hier herrschte kein verhüllendes Halbdunkel.

Sie kam nicht, sie gab auch keine Nachricht.

An einem herrlichen Morgen ging er zu früher Stunde in recht trauriger Stimmung in den einsamen Anlagen spazieren. Wie alles blühte und duftete! Wie die Vögel jubelten! Vor ihm wandelte ein verliebtes Pärchen. So glückliche junge Menschenkinder! Er mußte unwillkürlich tief aufseufzen.

Da erhob sich von einer Bank eine schlanke Dame in einem grauen Reisekleid mit einem enganschließenden Jäckchen. Der Matrosenhut mit dem weißen Schleier kam ihm so bekannt vor, und auch der Gang, die Bewegungen. Er wurde blaß, der Atem versagte ihm. Wahrhaftig, sie war's!

Nun stand er vor ihr im klaren Morgenlicht. Nun war's vorbei mit jeder Täuschung. Diese Maiensonne kannte kein Erbarmen.

Es fiel ihm auf, daß sie zurückhaltender, verlegener

war als das erste Mal. Sie sah ihn nicht an, als sie ihm die Hand gab. Und als sie dann nebeneinander auf der Bank Platz nahmen, schaute sie immer auf den Kiesboden und zeichnete mit ihrem Schirm geheimnisvolle Schnörkel in den Sand.

„Ich habe schon gefürchtet, Sie würden gar nicht kommen, Fräulein Marie," sagte er, da das Schweigen der ersten Minuten doch zu drückend wurde.

„Ich habe es mir auch hin und her überlegt, ob ich es thun sollte," gab sie zu. „Und fast wäre ich heute wieder in meine Heimat zurückgefahren zu meiner Tante mit ihrem „Goldherzerl" — so heißt nämlich der Beherrscher des Hauses, der dicke Mops."

„Die erste Begegnung hatte Ihnen also recht wenig Freude gemacht?" frug er traurig.

„Nein, das war es nicht. Sonst — sonst hätte ich mich ja gar nicht zu besinnen brauchen, sonst wäre ich ja rasch im klaren gewesen. Wenn ich es genau betrachte, so hat mich nur eine gewisse Feigheit fast davon abgehalten, Sie wiederzusehen."

„Feigheit? Wieso? Wie meinen Sie das? Sie wollen es mir wohl nicht mündlich sagen, daß mein Anblick Sie enttäuschte, daß Sie einen viel hübscheren, viel jüngeren Mann erwartet haben?"

„Viel hübscher, viel jünger? Nein! Dann wäre ich ganz gewiß nicht nach Wildbad gekommen. Wenn ich Ihnen nur ein bißchen Selbstbewußtsein angemerkt hätte, nur ein bißchen Männerhochmut und Eitelkeit, so wie es mir nach Ihrer Photographie fast schien —"

„O, Fräulein Marie, diese Photographie —" rief er und stockte vor dem schweren Bekenntnis.

„Ja, ich weiß," unterbrach sie ihn, „die Photographen glätten und verschönern so lange an einem Gesicht, bis es eigentlich ganz fremd und ausdruckslos wird. Aber ich

will es Ihnen nur gestehen, bei der kurzen Begegnung kamen Sie mir gleich so freundlich und gutmütig vor, daß ich mir sagte, Ihnen würde es ernstlich leid thun, wenn ich wegbliebe."

„Ein schwerer, schwerer Schmerz wäre es mir gewesen."

„Wirklich?" sagte sie mit liebem Klang und einem Lächeln. „Dann ist es doch gut, daß ich meiner Feigheit nicht nachgab, sondern es vorzog, mich lieber selber einer Beschämung auszusetzen, als Ihnen wehe zu thun. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich gar nicht das Recht gehabt hätte, auf diese Anzeige zu antworten."

Sie hatte den kleinen Zeitungsausschnitt mit seinem Aufruf hervorgezogen, und während er sie ganz bestürzt anstarrte, deutete sie mit ihrem schlanken Zeigefinger, von dem sie den Handschuh abgenommen, auf die Worte: ein junges Mädchen. — „Sehen Sie, das bin ich nicht mehr."

„Sie, Fräulein Marie? Sie wären nicht jung? Aber ich bitte Sie, Sie sehen ja aus wie kaum zwanzig."

„Sie meinen auf dem Bild, das ich Ihnen schickte. Ja, damals war ich auch erst neunzehn. Aber es ist — vor zehn Jahren gemacht. Schier dreißig Jahre bin ich alt, Herr Inspektor! Ich hatte zwar freilich keine neuere Photographie, das muß ich zu meiner Entschuldigung sagen, aber ich habe doch auch vermieden, ein richtiges, zutreffendes Bild zu senden. Dafür muß ich nun die Strafe hinnehmen, wenn Sie sich recht enttäuscht von mir abwenden."

„Aber Fräulein Marie! Glauben Sie das nicht! Ich finde Sie so lieb und reizend —"

„O, der weiße Schleier täuscht! Die letzte Falschheit soll deshalb schwinden. — Sehen Sie, so sieht das junge Mädchen aus!" *)

*) Siehe das Titelbild.

Es war immer noch ein recht anmutiges Geſicht mit friſchen Farben und hübſchen Zähnen und lebhaftem Ausdruck. Aber die Augen blickten allerdings nicht mehr mit neunzehnjährigem Uebermut in die Welt, und um den Mund lag ſchon ein ernſterer Zug, der verriet, daß ſie in dieſen zehn Jahren manches Traurige erlebt hatte.

Eine warme Röte war ihr in die Wangen geſtiegen, als ſie den Schleier losgeneſtelt und ihm den Kopf zugewendet hatte, und ſie zog leiſe die Brauen zuſammen, als erwarte ſie mit nervöſer Unruhe einen unvermeidlichen bitteren Augenblick.

Aber auf das, was nun kam, war ſie jedenfalls nicht gefaßt. Ein ſolcher Freudenſturm! Er hatte ihre Hand genommen und zerdrückte ſie faſt und wiederholte immer aufs neue mit ſtrahlender Miene: „Nein, Sie brauchen keinen Schleier, Fräulein Marie! So hübſch ſind Sie, viel zu hübſch für mich! Ach, ich bin ja ſo froh, ſo überglücklich, daß Sie nicht mehr neunzehn Jahre alt ſind!“

Sie mußte lächeln, obwohl ſein warmes Wohlgefallen an ihr, ſeine freudige Begeiſterung ſie ungemein rührten. „Sie ſind ja wirklich eine Ausnahme unter den Herren,“ ſagte ſie mit einem vergnügten Geſicht. „Die meiſten denken doch, je jünger, deſto beſſer.“

„Ach nein, Fräulein Marie! Ich war ja ganz erſchrocken über die Photographie, ſo erſchrocken, daß ich mein eigenes Bild gar nicht zu ſchicken wagte, ſondern Ihnen eines von meinem verſtorbenen Bruder in den Brief legte, der viel hübſcher war wie ich. Denn ich fürchtete, wenn Sie mich in meiner ganzen Häßlichkeit ſähen, dann würden Sie nichts mehr von mir wiſſen wollen.“

Sie hob langſam den Blick zu ihm empor und ſah ihn mit freundlicher Prüfung an. „Häßlich, nein! Das müſſen Sie nicht ſagen. Sie haben ſo gute Augen.“

Wenn er ein Königreich geſchenkt bekommen hätte, es hätte ihn nicht ſo freuen können, wie dieſe ſanften, lieben Worte. Niemand hatte noch ſeine Augen gelobt. Nicht einmal ſeine Mutter, für die auch der hübſche Paul ſchon als kleiner Bub der Liebling geweſen war.

„Iſt es nicht drollig," fuhr ſie heiter fort, „daß wir beide einander mit den Bildern angeſchwindelt haben, und daß uns beiden das ſchlichte Original beſſer gefällt? Ich kann nur wiederholen: der Herr auf der Photographie ſah ein klein wenig eitel und überhebend aus, als wäre er von Damen verwöhnt worden. Und das ſtimmte nicht recht zu Ihren Briefen. Ihr Ausdruck iſt mir viel lieber, viel vertrauenerweckender."

„Mich hat auch nie jemand verwöhnt, Fräulein Marie, das dürfen Sie glauben," ſagte er mit heiterer Ehrlichkeit. „Ich habe ein ſtilles, freudloſes Arbeitsleben hinter mir."

„Aber es iſt doch ein Arbeitsleben! Sie haben doch einen Beruf!" rief ſie lebhaft. „Ich glaube, ein Mann kann ſich ein Mädchendaſein wie das meine, in der Kleinſtadt, in einer kleinlichen Umgebung, kaum vorſtellen. Wie überflüſſig man ſich da vorkommt! Wie leer ſich die Jahre abſpinnen! Und doch müſſen Sie ſich das vergegenwärtigen, damit Sie verſtehen, wie ich überhaupt dazu kommen konnte, auf eine Anzeige hin an einen wildfremden Mann zu ſchreiben."

„Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie das thaten," ſagte er warm. „Und ſcheint es Ihnen nicht auch, daß auf dieſem „nicht ungewöhnlichen Wege", wie es oft in der Zeitung heißt, etwas Ungewöhnliches ſich ereignet hat? Daß ſich zwei Menſchen zuſammenfanden, die ein recht ähnliches Schickſal hatten und die ſo dankbar wären für ein bißchen Sonnenſchein?"

Sie nickte. Er ſah ja ſo glücklich aus, ſeit er ſein

Geſtändnis hinter ſich hatte, und ſeit ihr ſein Geſicht ſogar lieber war als das ſeines ſchönen Bruders.

Und wie ſie dann miteinander durch die Anlagen gingen, in denen die Vögel jubelten und Flieder- und Maiblumenduft ſie umwehten, und er ſie an die Plätze führte, von denen einſt ihr Vater erzählte, und ſie ſich mit jedem Wort näher rückten, da fühlten ſie erſt, wie viel Jugend noch in ihnen war trotz ihrer reifen Jahre. Es war ihnen, als erlebten ſie zum erſtenmal den Frühling mit wachen Augen, weil ſie nicht mehr allein waren in der Maienſchönheit. —

Am Nachmittag nahmen ſie Abſchied voneinander. Marie hatte der Tante ihre Rückkehr angezeigt. Aber nun wußten ſie, daß eine nahe hoffnungsfrohe Zukunft vor ihnen lag.

„Empfiehl mich der Tante, und dem Goldherzel,“ ſagte er lachend, um ſeine Bewegung zu verbergen. „In vier Wochen hole ich dich. O, wenn es nur ſchon Juni wäre, Schatz!“

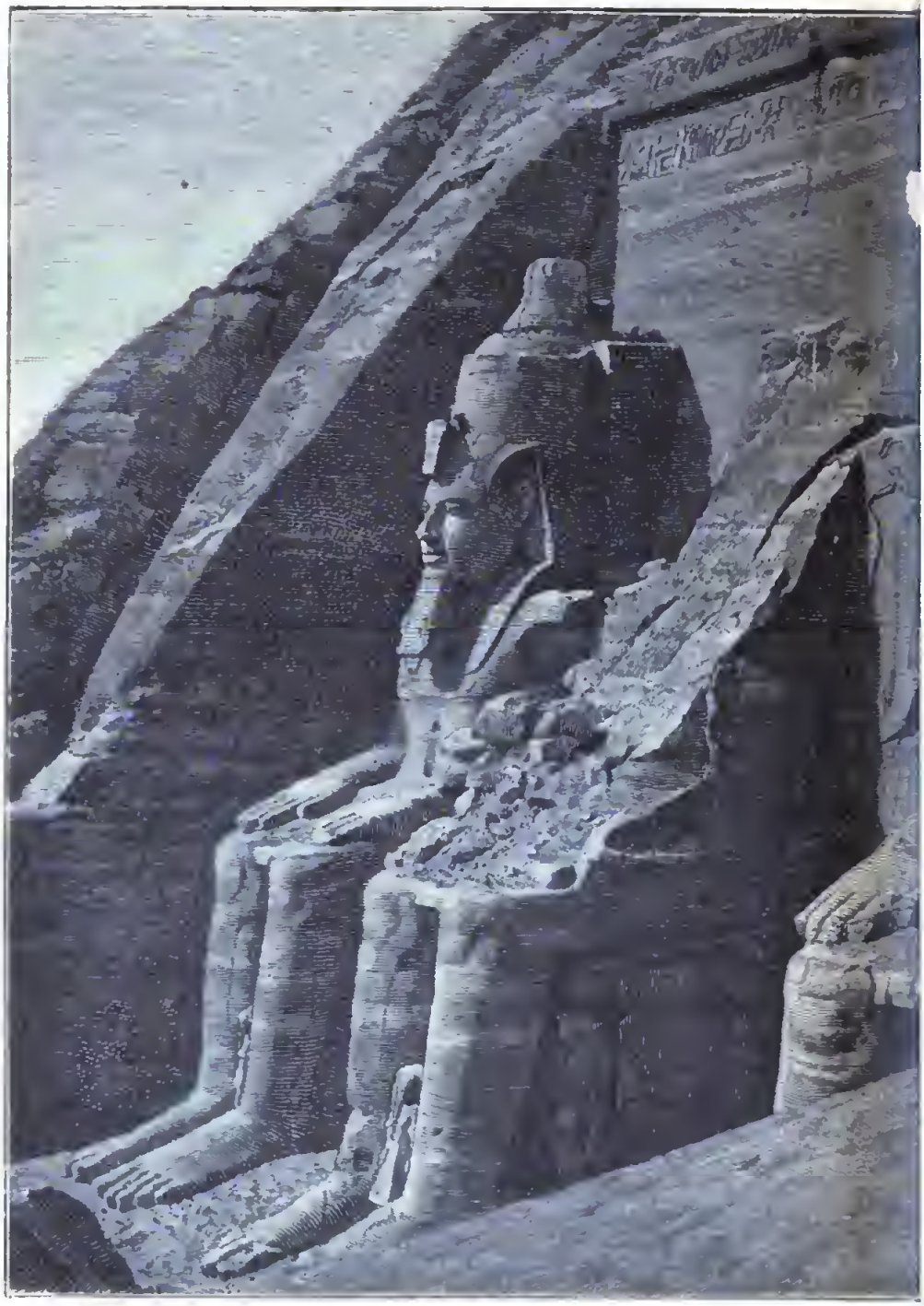
Aus dem Pharaonenlande.

Aegyptische Reisebilder von Adolf Classen.

Mit 11 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Cooks Salontouristendampfer „Ramses III.“, der regelmäßig die Fahrt von Kairo nach Oberägypten bis zum ersten Katarakt macht, legt gegen Sonnenuntergang in Luksor an, wo das treffliche Luksorhotel der englischen Reiseunternehmer Thomas Cook & Son mit seinem parkähnlichen Garten die angekommenen Reisenden aufnimmt.

Wir befinden uns hier auf dem Boden des alten, „hundertthorigen“, das heißt von unzähligen Pylonen überragten Theben, das während seiner Glanzzeit als vornehmste Residenz der Pharaonen und Mittelpunkt des Reiches sechs deutsche Meilen im Umfang hatte und sich zu beiden Seiten des Nils ausbreitete. In die Geschichte war die Stadt mit der elften Dynastie (2850 v. Chr.) eingetreten; unter der achtzehnten (1706) begannen die großartigen und herrlichen Bauten zu entstehen, welche, während der folgenden elf Jahrhunderte noch vermehrt, vergrößert und verschönert, Theben, die „Ammon-Stadt“, zum Wunder der Alten Welt machten. Erst die Verlegung der Residenz ins Nildelta unter den letzten Dynastien



Fassade des nubischen Te

apels von Abu Simbel.

Digitized by Google

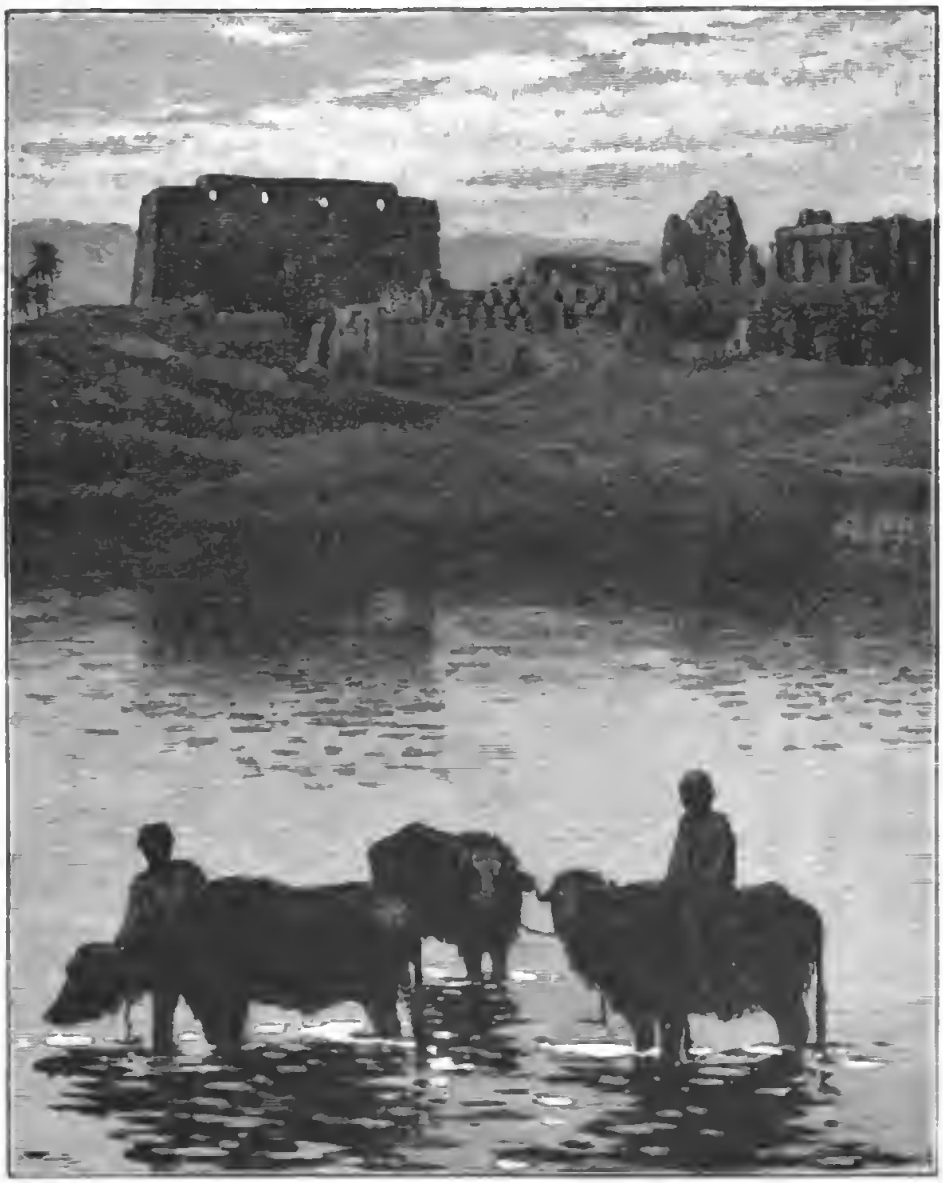
und der rasche Aufschwung von Alexandria entzogen Theben die Lebenskraft, und schließlich brachte ihm die Empörung gegen Ptolemäus Soter II. den Untergang. Erbittert durch ihren dreijährigen Widerstand ließ der Lagide nach der Einnahme die Stadt mit Feuer und Schwert dermaßen verheeren, daß nur noch ein riesiges Ruinenfeld übrig blieb. Aber selbst diese Trümmer erregen unsere staunende Bewunderung und sind so umfangreich, daß der Reisende zu einer nur oberflächlichen Besichtigung mindestens drei Tage braucht.

Das heutige Dorf Luksor (Ostseite der altägyptischen Königsstadt Theben).

Das Gebiet von Theben nehmen heute vier Dörfer: Luksor, Medinet Habu, Karnak und Kurna, mit den noch erhaltenen großartigen Ruinen der alten Stadt ein. Wenn man nur drei Tage zur Verfügung hat, so besichtigt man am zweckmäßigsten am ersten Luksor und Karnak auf dem Ostufer des Nils, am zweiten das Rameſſeum, die Memnonskolosse, Medinet Habu, Kurnet Murraï und Dêr el-Medine auf dem Westufer, und am dritten ebendort Kurna und die Königsgräber, um zum Schluß über den Bergrücken noch abwärts nach Dêr el-Bahri zu gehen.

Luksor, dessen Name arabisch el-Kusur, die Schlösser, lautet, hat gegen 3000 Einwohner. Seine Hauptsehenswürdigkeit ist der unter Amenhotep oder Amenophis III. begonnene und durch Ramses II. (den Sesostris den Großen

der klaſſiſchen Schriftſteller) vollendete gewaltige Tempel, deſſen Länge 260 Meter beträgt. Zu beiden Seiten des Eingangsthores ragen zwei verſtümmelte Koloſſalfiguren

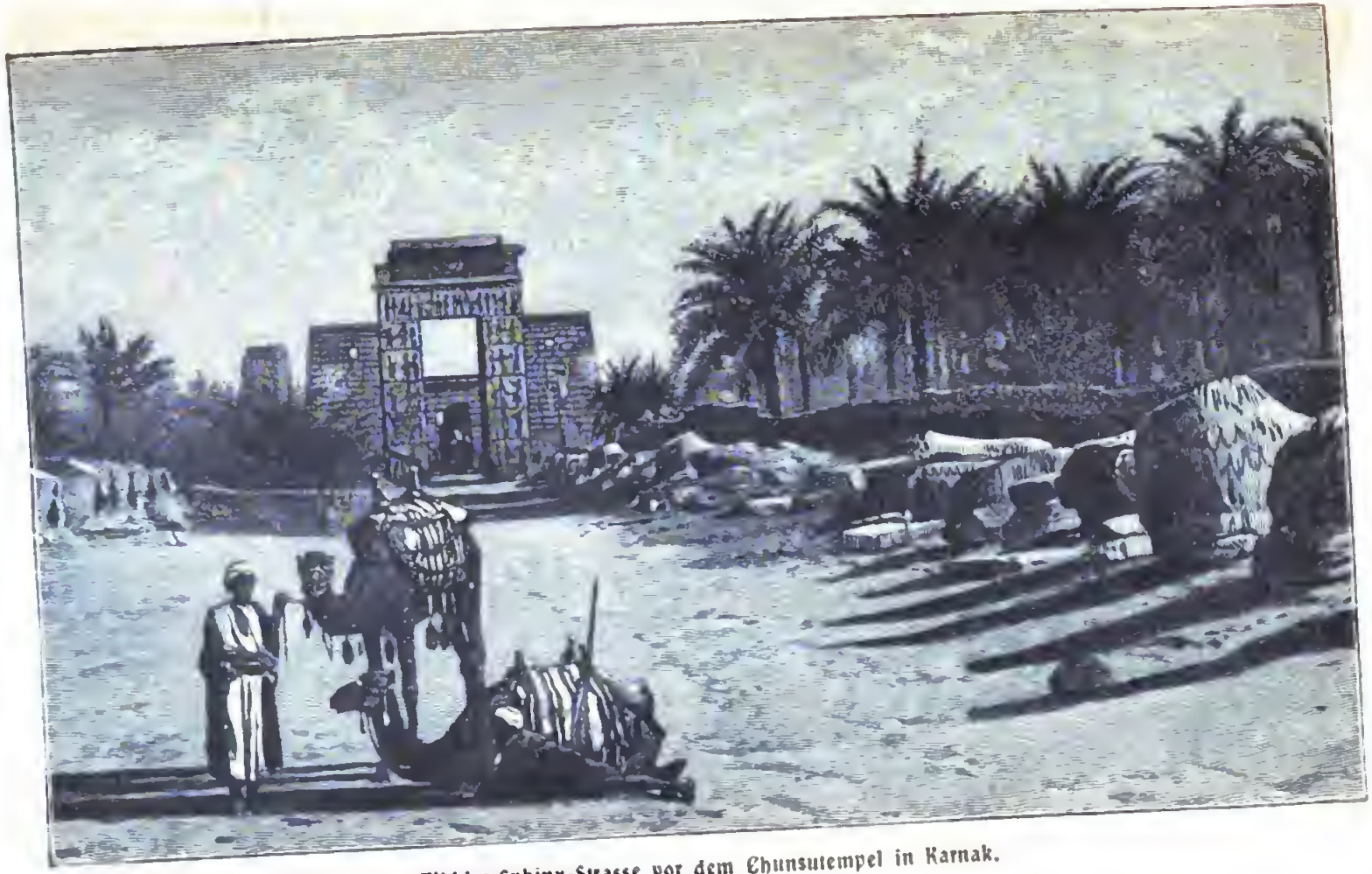


Ruinen von Karnak mit dem heiligen See im Vordergrunde.

Ramſes' II. empor, vor denen ein 23 Meter hoher und trefflich erhaltener Obelisk aus Roſengranit ſteht. Er ſcheint um den verſchwundenen, etwas kleineren Bruder zu trauern, den der Vizekönig Mehemed Ali der franzö-

ſiſchen Regierung zum Geſchenk machte, und der ſeit 1836 die Pariſer Place de la Concorde ziert. Die ganze Tempelanlage iſt in neueſter Zeit einer gründlichen Reinigung unterzogen worden. Man hat die Hütten der Eingeborenen, die ſich überall eingeniſtet hatten, wenigſtens zum größten Teil beſeitigt und die Schuttberge über dem Tempelpflaſter und zwiſchen den Säulengängen entfernt.

Der Bau einer altägyptiſchen Tempelanlage großen Stils erforderte ſtets eine Zeit von Jahrhunderten, und die Errichtung der Tempel von Theben hat nach den Inſchriften ſogar 2000 Jahre in Anſpruch genommen. Nachdem zuerſt die Förmlichkeit der Grundſteinlegung durch den Pharao oder ſeinen Stellvertreter vollzogen worden war, begann der eigentliche Tempelbau nach H. Brugſch-Paſcha mit dem hinterſten und entlegenſten Teile, der das Allerheiligſte umſchloß. „Daran reihte ſich in der Achſenlinie Saal an Saal mit Nebenbaulichkeiten in Geſtalt von Zimmern, Kammern und Treppenaufgängen nach dem Dache zu, deſſen Decke (gewaltige Steinlagen) von hinten nach vorn zu terraſſenartig anſtieg. Vor dem „Vorderſaale" befand ſich meiſtens ein offener Hof, mit Doppeltürmen davor, deren Höhe bis zu 60 und 70 Meter hinaufreicht. In der Mitte des einer Feſtung gleichenden Vorbaues lag der Haupteingang des Tempels, zunächſt nach dem Hofe, und rechts und links von demſelben wurde je ein Obelisk und Statuen des königlichen Gründers aufgerichtet. Ein gepflaſterter Weg (von den Griechen „Dromos" genannt), häufig von liegenden Sphinxgeſtalten mit Widderköpfen aus Stein eingefaßt, lag wie eine Straße vor dem Tempel. Mauern aus dicken ungebrannten Nilziegeln oder aus behauenen, von außen und innen mit Darſtellungen und Inſchriften bedeckten Werkſtücken aus Sand- und Kalkſteinen ſchloſſen das Ganze ein, ſo daß die Geſamtanlage eher einer wohlverwahrten



Widder-Sphinx-Strasse vor dem Chunsutempel in Karnak.

Digitized by Google

Feſtung als einem Heiligtume glich. In der Nähe, auf dem Tempelgebiet, wurde ein künſtlicher See angelegt, der ſogenannte heilige See, der bei gewiſſen religiöſen Zeremonien zur Aufnahme der heiligen Barke des Tempelgottes diente."

Ein ſolcher See, der aber halb verſchüttet iſt, befindet ſich ſüdöſtlich vor den Rieſentrümmern des thebaniſchen Reichstempels in dem Dorfe Karnak, das etwa zwei Kilometer nordwärts von Luxſor liegt. Dorthin führen jetzt die anwohnenden Fellachen ihre Büffel zur Tränke. Eine ganze Reihe von Tempelreſten, darunter die Trümmer der Horuspylonen, umgiebt die Nordſeite des Sees, der namentlich in abendlicher Beleuchtung, wenn der Mond ſeine Streiflichter auf das ſtille Gewäſſer wirft, einen unvergeßlichen Eindruck macht.

Eine 23 Meter breite und gegen 2000 Meter lange Sphinxallee verband nach Mariette einſt die Tempel von Luxſor mit denen von Karnak. Die Ueberreſte davon ſieht man zu beiden Seiten der nach dem Tempel des Mondgottes Chunſu führenden Straße in Karnak. Faſt kein einziger von den knieenden Widdern, dieſer dem thebaniſchen Hauptgotte Ammon (der Frühlingsſonne) geheiligten Tiere, hat ſeinen Kopf behalten, ſo daß die verſtümmelten Steinfiguren kaum noch erkennbar ſind. Das ganze Tempelfeld von Karnak iſt etwa 580 Meter breit und 1130 Meter lang und zerfällt in drei Bezirke, in deren mittelſtem ſich der Reichstempel mit ſeiner weltberühmten Säulenhalle befindet. Hinter dem erſten Tempelſaal werden zwei Obelisken ſichtbar, von denen der eine ganz zerbrochen iſt, während der andere, 20 Meter hoch, noch aufrecht ſteht; Thotmes I. ließ ſie errichten.

Auf dem weſtlichen Nilufer und auf der Weſtſeite der dortigen Stadtruinen von Theben ragen mitten aus der Ebene die beiden ſogenannten Memnonskoloſſe empor.

Obelisk hinter dem ersten Tempelsaal von Karnak.

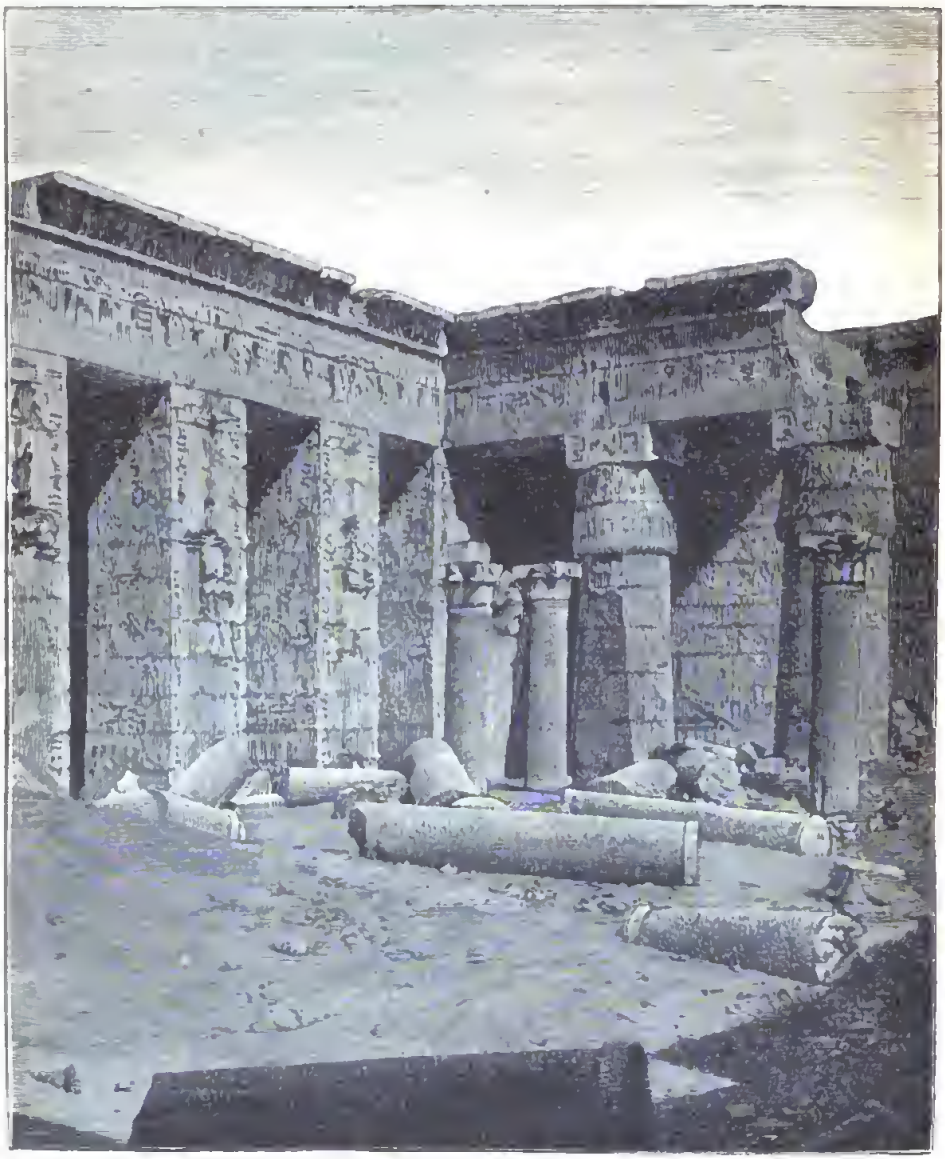
Digitized by Google

Sie haben nicht das mindeſte mit dem griechiſchen Sagenhelden Memnon zu thun, wie die Griechen, das ägyptiſche Wort mennu (Denkmal oder Bildſäule) mißverſtehend, einſt annahmen. Aus den Inſchriften ergiebt ſich vielmehr, daß es Standbilder des Königs Amenhotep III. (um 1500 v. Chr.) ſind, die vor ſeinem ſpurlos verſchwundenen Tempel aufgeſtellt waren. Er iſt ſitzend, das Antlitz nach Oſten gewendet, dargeſtellt; neben dem Pharao ſtehen kleine, ihm bis an die Kniee reichende Figuren, rechts die ſeiner Gemahlin, links die ſeiner Mutter, und zu beiden Seiten des Thrones erſcheint je ein Nilgott. Die Figuren ſind 22 Schritte voneinander entfernt, aus einem gelbbraunen Sandſtein gefertigt und ſchwer beſchädigt. Die ſüdliche Figur, welche die urſprüngliche Geſtalt noch am beſten bewahrt hat, iſt mit Einſchluß des Sockels 19,60 Meter hoch. Die nördliche Figur ſoll früher, ſeit ſie bei einem Erdbeben im Jahre 27 n. Chr. in der Mitte zerbrochen war, bei Sonnenaufgang einen klingenden Ton von ſich gegeben haben, vielleicht dadurch, daß der während der Nacht ſtark abgekühlte und vom Tau befeuchtete Stein ſich unter der Einwirkung der Sonnenſtrahlen raſch ausdehnte. Als man die Figur wieder ausbeſſerte, fiel aber jene Erſcheinung fort.

Weſtlich von dieſen Koloſſen liegt die in zwanzig Minuten zu erreichende Tempelgruppe von Medinet Habu. Die Ortſchaft chriſtlicher Kopten dieſes Namens, die ſchon im 3. Jahrhundert n. Chr. um die Tempel herum- und zum Teil ſogar in ſie hineingebaut wurde, war lange Zeit hindurch die größte Chriſtengemeinde Oberägyptens und die erſte Diözeſe der koptiſchen Kirche. Durch feindliche Ueberfälle zerſtört, ward das Dorf nachher von Arabern notdürftig wieder aufgebaut, liegt aber jetzt wieder verödet und verlaſſen da. Die Tempelruinen von Medinet Habu zerfallen in zwei Teile: ein umfangreiches Heiligtum aus

Die sogenannten Memnonskolosse auf der westlichen Seite der Stadtruinen von Theben.

der Zeit der achtzehnten Dynastie, das eine ganze Reihe späterer Herrscher ausgebaut und erweitert hat, und das Memnonium (dem Andenken des Königs geweihter Tempel)

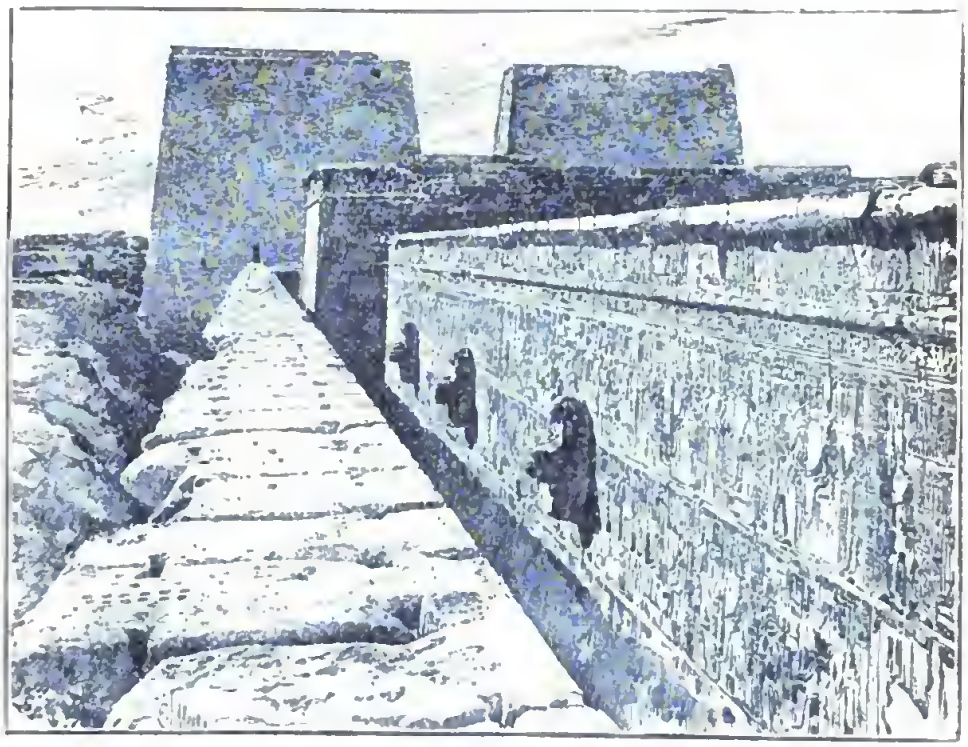


Stätte der ältesten christlichen Kirche im Tempel von Medinet Habu auf der Westseite Thebens.

Ramses' III. Es ist das der von den Griechen „Rhampsinit" genannte Pharao, den wir durch die von Herodot überlieferte hübsche Geschichte vom Schatzdiebstahl kennen.

In einem der Tempelhöfe von Medinet Habu iſt Raum genug geweſen für die älteſte chriſtliche Kirche des Landes, deren Dach von Granitſäulen römiſchen Urſprungs getragen wurde, die man dorthin verſchleppt hatte. Jetzt liegen die Trümmer des Gotteshauſes zerſtreut auf dem Boden umher.

Der beſterhaltene von allen ägyptiſchen Tempeln iſt



Die Umfaſſungsmauer des Tempels von Edfu. Blick von Norden aus.

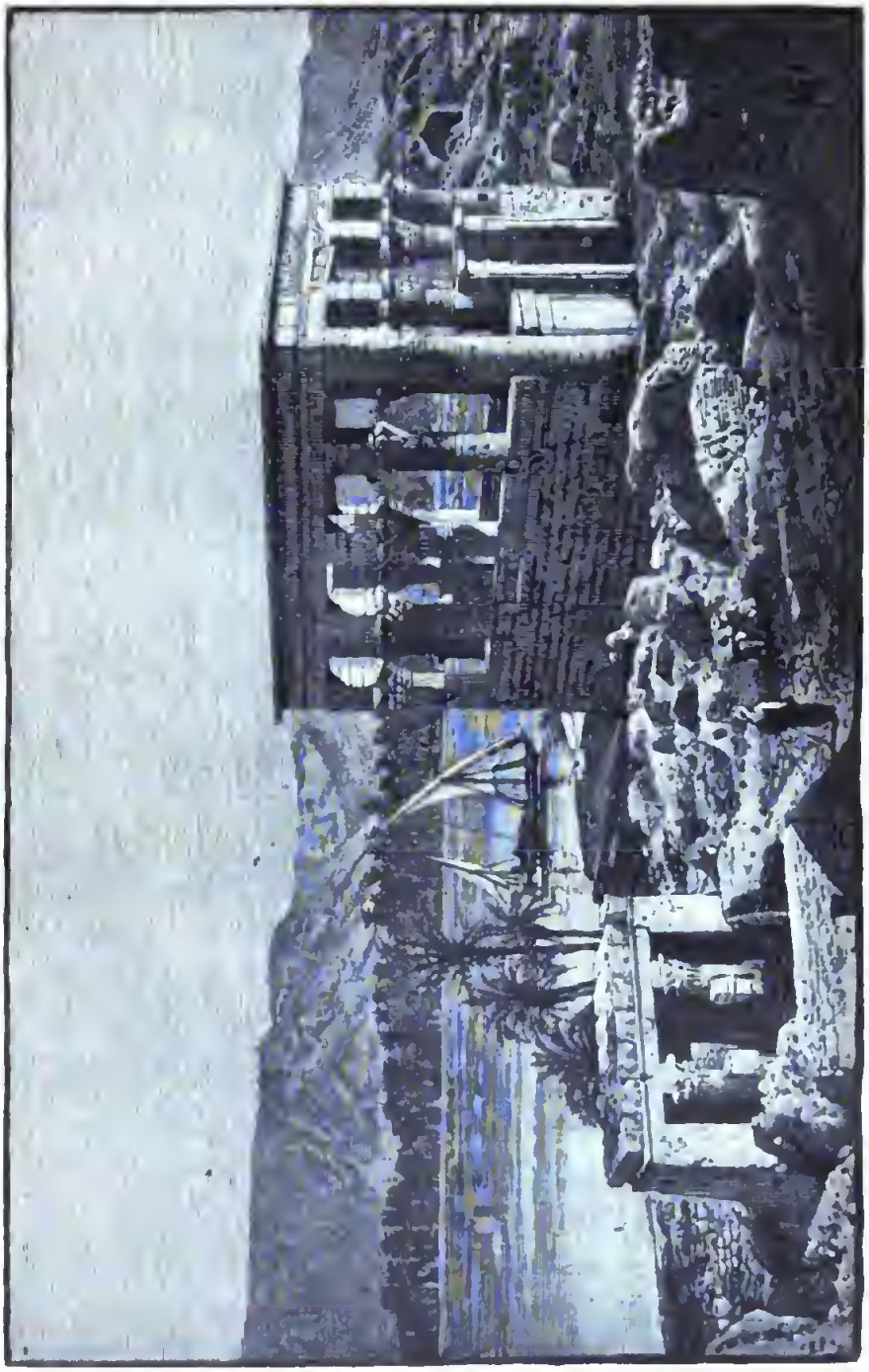
der Horustempel von Edfu mit ſeinen gewaltigen Pylonen, wo die Nildampfer gleichfalls Station machen. Wie in Denderah enthalten auch hier die Inſchriften, mit denen alle Außenwände des Tempels und der Umfaſſungsmauer bedeckt ſind, eine bis auf die Längenmaße ſich erſtreckende genaue Beſchreibung der einzelnen Teile des Heiligtums. Die altägyptiſche Bauelle betrug 0,53 Meter. Für den Vorſaal des Tempels finden wir nun die Breite mit $81\frac{2}{3}$, die Länge mit $48\frac{1}{2}$ und die Höhe mit $32\frac{1}{24}$ Ellen ver-

zeichnet. Von der Ecke des einen Turmes bis zu der des anderen waren es 120 Ellen, und die Höhe eines jeden Turmes betrug 60 Ellen. Das Eingangsthor zwischen beiden hatte eine Tiefe von 26⅔ Ellen, während es 40 Ellen hoch war. Die steinerne Umfassungsmauer war 5 Ellen stark, 240 Ellen lang, und die Breite des ganzen Mauerwalles belief sich auf 90 Ellen. Bemerkenswert sind die steinernen Ausgußröhren für angesammeltes Regenwasser, welche die Gestalt von Löwenleibern haben.

Alle diese großartigen Tempelanlagen machen einen mehr oder weniger düsteren Eindruck. Nur eine einzige ist darunter, die dem Reisenden wie ein liebliches und anmutiges Idyll entgegentritt, das sind die Bauten auf dem reizenden Eiland der „heiligen Insel" von Philä an der ägyptisch-nubischen Grenze, jenseits des ersten Wasserfalles bei der Stadt Assuan. Das Wahrzeichen dieses wunderbaren Eilandes ist der kleine zierliche Tempelpavillon mit vorliegender Terrasse, der gewöhnlich der Kiosk genannt wird. Auf seinen vier Seiten umschließen 14 Säulen, die das massive Gesims tragen, einen Saal, in den von Osten und Westen je ein Eingang führt. Wie die ganze Insel, war auch dieser Bau der Isis geweiht; an dem Bildwerk und den Inschriften wurde noch unter den ersten römischen Kaisern gearbeitet, doch ist der Bau nie ganz vollendet worden.

Das Hauptheiligtum von Philä ist der mit seiner Front nach Süden liegende Isistempel, von Ptolemäus II. Philadelphos erbaut und von seinen Nachfolgern noch mit Skulpturen geschmückt. Bemerkenswert ist der westliche Säulengang vor dem Tempel mit kunstvoll ausgearbeiteten Kapitälen. Den Kultus der Göttin Isis beging man in diesem Tempel bis ins 6. Jahrhundert, nachdem Aegypten längst christlich geworden war. Dann wurde auch dies Heiligtum der alten Götter zum Teil in eine christliche Kirche

umgewandelt. Dieſes mit Ruinen geſchmückte und von Palmen gefächelte Eiland der Iſis in dem blanken Spiegel



Der ſogenannte Kiosk, ein Römerbau auf der Inſel Philä.

des dort über tauſend Meter breiten Nilſtromes bildet zugleich den Schlußpunkt der echt ägyptiſchen Tempelbauten in

ſüdlicher Richtung. Die Heiligtümer in der hier beginnenden nubiſchen Landſchaft weiſen zwar auch auf ägyptiſchen Urſprung hin, vermögen aber doch die Größe und die

Weſtlicher Säulengang vor dem Iſistempel von Philä.

Schönheit der Götterwohnungen im unteren Nilthal nicht mehr zu erreichen.

Eine Ausnahme macht nur der berühmte Felſentempel von Abu Simbel in Nubien, ſüdlich von Aſſuan, am linken Nilufer, der an Größe und Kunſt den ſchönſten

Erster Saal im Tempel von Abu Simbel.

Denkmälern Thebens wenigstens nahe kommt. Zugleich zeigt er, wie die Aegypter des 14. Jahrhunderts v. Chr. es verstanden, einen Berg zu einem Tempel umzugestalten. Hart am Rande des Nils, nördlich vom zweiten Katarakt bei Wadi Halfa, ragt dort eine steilabfallende Felswand von graubraunem Sandstein empor. Diese ließ König Ramses II. (1388—1322 v. Chr.) zunächst zu einer 40 Meter hohen und 30 Meter breiten Tempelfassade abglätten, aus der vier kolossale sitzende Figuren von der Größe der Memnonskolosse hervortreten. Die Gesichtsbreite dieser Steinriesen beträgt 4 Meter von einem Ohr zum anderen, die Handlänge 2½ Meter; diese Angaben mögen als Maßstab für die übrigen Körperteile dienen.

Der Tempel ist gleich einem kleinen, ihm gegenüberliegenden Höhentempel dem Könige selbst und seiner Gattin Nofrateri geweiht; ihn stellen auch die 22 Meter hohen, aber zum Teil vom feinen Wüstensande verschütteten Kolosse dar. Das Innere besteht aus vier hintereinander liegenden Sälen, von denen sich nach rechts und links noch acht Nebenräume abzweigen. Der erste Saal ist 18 Meter lang und 16,7 Meter breit; seine Decke stützen acht Pfeiler in Osirisgestalt mit dem Namen des Königs. In dem Allerheiligsten, das 63 Meter tief im Felsen liegt, befindet sich eine nischenartige Vertiefung mit den bemalten Sitzbildern der vier Hauptlandesgottheiten zur Zeit der Herrschaft Ramses' II. Die Skulpturen und Malereien gehören nach denen von Karnak und Medinet Habu zu den wichtigsten, die auf uns gekommen sind, wie der Felsentempel von Abu Simbel überhaupt zu den großartigsten Werken, die Menschenhände jemals ausgeführt haben.

Alle diese Denkmäler des Pharaonenlandes, von denen wir nur einige der merkwürdigsten vorstehend schilderten, und seit deren Gründung bereits Jahrtausende verflossen

ſind, ſcheinen „für die Ewigkeit“ gebaut. Dennoch haben der Zahn der Zeit, der unterminierende Strom und vielfach auch die zerſtörende Menſchenhand ſchon manche Teile dem Untergange nahe gebracht. Um ſo notwendiger iſt es, daß ſeitens der engliſch-ägyptiſchen Regierung recht bald genügende Geldmittel in das Jahresbudget eingeſtellt werden, um die bedrohten Denkmäler, dieſe bewunderungswerten älteſten Zeugen der Vorzeit, vor dem drohenden Ruin zu bewahren.

Der Fall Francke.

Kriminalnovelle von Otto Höcker.

(Nachdruck verboten.)

1.

In der Strafsache wider den Fabrikanten Gisbert Francke, welcher hinreichend verdächtig erscheint, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli d. J. den Privatmann Lewis Francke, seinen Vater, dadurch vorsätzlich und mit Ueberlegung getötet zu haben, daß er ihn gewaltsam und in der Absicht, seinen sofortigen Tod herbeizuführen, über das rechtsseitige Geländer der sogenannten Moabiter Fußgängerbrücke in die Spree hinabstürzte — Verbrechen wider Paragraph 211 des Strafgesetzbuches — wird durch Beschluß der III. Strafkammer hiesigen Königlichen Landgerichts das Hauptverfahren eröffnet und Termin zur öffentlichen Hauptverhandlung vor dem Königlichen Schwurgericht auf den 3. Oktober vormittags 9 Uhr anberaumt."

Eintönig hatte der Gerichtsschreiber auf Befehl des Präsidenten den Eröffnungsbeschluß verlesen. Nun richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit des den weiten Raum des großen Schwurgerichtssaales füllenden Publikums auf den Angeklagten. Dieser war ein junger, schlanker Mann, dessen bartloses, sympathisch anmutendes Gesicht

von tiefer Bläſſe bedeckt war, aber den Ausdruck großer Willenskraft trug.

Vor der Anklagebank hatte der Verteidiger, welcher im gleichen Lebensalter mit dem ſo ſchwerer Schuld Geziehenen ſtehen mochte, Platz genommen.

„Angeklagter, Sie heißen Gisbert Francke, ſind Teilhaber der im Beſitz Ihrer Mutter Amalie, geborenen Hillengaß, befindlichen Möbelfabrik, am 27. Februar 1874 hier geboren, evangeliſch, nicht vorbeſtraft?“

Der Angeklagte verneigte ſich nur.

„Sie haben gehört, was im Eröffnungsbeſchluſſe Ihnen zur Laſt gelegt wird,“ fuhr der ſchon bejahrte Vorſitzende in der Vernehmung fort. „Bekennen Sie ſich der Straſthat ſchuldig?“

„Nein. Ich bin unſchuldig,“ ſagte Gisbert mit klarer Stimme.

„Sie ſind am Vormittag des 27. Juli, alſo nur wenige Stunden nach geſchehenem Verbrechen, in Ihrer Privatwohnung verhaftet worden, nachdem Sie dem Polizeikommiſſar Varnhagen ein unumwundenes Schuldbekenntnis abgelegt hatten,“ wendete der Präſident ein.

„Die Gründe, welche mich damals zu einem unwahren Geſtändnis bewogen haben, gab ich ſchon vor Wochen zu Protokoll. Ich habe mich des Verbrechens nur bezichtigt, weil ich meiner verehrten Mutter Beſchimpfungen erſparen, ſie vor einem Schickſalsſchlage bewahren wollte, welchem ich ihre zarte Konſtitution nicht gewachſen glaubte; zudem hielt ich die wider mich aufgetauchten Verdachtsgründe im erſten Augenblicke faſſungsloſer Beſtürzung für derartig ſchwerwiegend, ja überwältigend, daß ich, an Gott und der Welt verzweifelnd, das Schuldeingeſtändnis einer That gab, von welcher mein Herz niemals etwas gewußt hat.“

„Nun, wir werden ſehen, inwieweit Ihr heutiges Leugnen Ihrer Sache nützt,“ meinte der in den Akten

blätternde Präsident trocken. „Ich sehe mich also genötigt, mit Ihnen die ganze Sache nochmals durchzugehen. Wir müssen zunächst auf die Vergangenheit zurückgreifen. Ihr Vater war ein Deutschamerikaner; er kam, auf einer Reise durch Europa begriffen, im Jahre 1872 auch nach Berlin. Hier lernte er Ihre Mutter, damals ein Mädchen von achtzehn Jahren, einzige Tochter des Möbelfabrikanten Hillengaß, kennen und lieben. Er blieb deshalb während des Winterhalbjahres 1872 bis 1873 hier und verehelichte sich im Frühjahre 1873 mit Ihrer Mutter. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder. Sie, Angeklagter, wurden im Februar des darauffolgenden Jahres geboren. Am 7. Juli 1880 beschenkte Ihre Mutter ihren Gatten noch mit einem Töchterchen Namens Gretchen. Unmittelbar nach der Geburt Ihrer Schwester verschwand Ihr Vater. Nach seiner Flucht stellte es sich heraus, daß er derart darauf los gewirtschaftet hatte, daß schon bald nach seiner Flucht der Zusammenbruch der Firma und damit der gänzliche Vermögensverfall Ihrer Mutter zu befürchten stand. Es gelang dieser indessen, Stundung seitens der Hauptgläubiger bewilligt zu erhalten. Durch Thätigkeit und Geschick vermochte Ihre Mutter nicht nur die schwebenden Schulden zu tilgen, sondern auch im Laufe der Jahre den alten Wohlstand wiederherzustellen."

„Genau so verhält es sich," versicherte Gisbert. „Meine teure Mutter hat mir von jeher ein leuchtendes Vorbild edelster Pflichttreue gegeben. Nur mangelhaft vermochte ihr meine Liebe solche Aufopferung zu lohnen."

Geflüster erhob sich bei diesen im Tone innerlicher Ergriffenheit gesprochenen Worten des Angeklagten im Zuhörerraum.

Der Vorsitzende fuhr fort: „Von Ihrem Vater hörte man nichts mehr, übereinstimmend mit der öffentlichen Meinung nahm Ihre Mutter vielmehr an, daß er,

Zeitungsnachrichten zufolge, bei der Ueberfahrt nach Amerika mit dem Dampfer untergegangen sei. Aus diesem Grunde unterließ es Ihre Mutter auch, von ihrem Gatten sich förmlich scheiden zu lassen; sie that dies um so weniger, als sie an keinerlei Wiederverheiratung dachte. Sie selbst besuchten zuerst das Gymnasium, später das Polytechnikum und traten dann als Teilhaber in das mütterliche Geschäft ein, das noch heute unter der Firma Ihres längst verstorbenen Großvaters geführt wird. Im Spätherbst vorigen Jahres verlobten Sie sich mit Fräulein Klara Gutjahr, einzigen Tochter des Konsuls Gutjahr. Die Hochzeit war auf den 15. August dieses Jahres festgesetzt. Sie standen im Begriffe, eine sogenannte gute Partie zu machen, da die Vermögensverhältnisse der Erkorenen den Ihrigen nicht nachstehen."

Gisberts Antlitz wurde plötzlich von dunklem Rot überflutet, das gleich darauf wieder fahler Blässe wich. Wie zur Abwehr hob er die Rechte.

„Ich protestiere gegen diese unmotivierte Hereinzerrung belangloser Privatverhältnisse!" sagte der Verteidiger, von den Akten flüchtig dabei aufschauend.

„Ich bringe diese Angelegenheit mit gutem Fug zur Sprache," entgegnete der Vorsitzende. „Nach Annahme der Anklage hat der Beschuldigte die That in erster Linie begangen, um peinlichen Erörterungen vorzubeugen, welche unter Umständen wohl geeignet waren, seine gesellschaftliche Stellung zu erschüttern und die Auflösung seines Verlöbnisses herbeizuführen. In seinem unmittelbar nach geschehener Verhaftung zu Protokoll gegebenen Geständnis hat der Angeklagte übrigens gerade diese Befürchtung als Hauptmotiv für seine That bezeichnet."

„Wir werden nachher Gelegenheit haben, den Zeugen Gutjahr gerade über diesen Punkt zu hören," bemerkte der Staatsanwalt, ein schneidig aussehender, gleichfalls

noch jüngerer Herr, der mit über der Bruſt verſchränkten Armen bewegungslos daſaß.

„Am Nachmittag des 26. Juli erſchien nun in Ihrem Privatcomptoir ein Fremder, welcher Sie zu ſprechen verlangte," fuhr der Präſident im Verhör fort. „Es war, wie die nachherige Leichenſchau erwieſen hat, Ihr plötzlich wieder aufgetauchter Vater. Einzelne Ihrer Geſchäftsangeſtellten haben in der aus der Spree gelandeten Leiche mit Beſtimmtheit den damaligen Beſucher wiedererkannt."

„Gewiß, ich räume es ein, es war mein Vater, der an jenem Julinachmittage eine Unterredung mit mir hatte," verſetzte Gisbert.

„Teilen Sie uns den Inhalt dieſer Unterredung mit."

„Gleich meiner Mutter hatte ich meinen Vater für tot gehalten. Hinter dem damaligen Beſucher vermutete ich zuerſt einen Betrüger oder einen Wahnſinnigen. Aber ſchon nach dem Austauſch der erſten Worte erſchien ſeine äußere Geſtalt mir immer bekannter und meinem verſchollenen Vater ähnlicher. Er war zwar gealtert und ſah verkommen aus, aber im ganzen glich er dem Bild, welches ich mir von ihm immer gemacht hatte. Zum Ueberfluß legte mir mein Vater eine Menge Legitimationspapiere vor, aus welchen ſeine Identität deutlich hervorging."

„Sie erkannten alſo den Beſucher als Ihren Vater ohne weiteres an?" forſchte der Präſident.

„Doch nicht. Das ſo plötzliche Wiederauftauchen des Totgeglaubten machte auf mich zuerſt einen lähmenden Eindruck. Ich hörte ihn zuerſt wortlos an. Mit heiſerer Stimme berichtete er mir, daß er damals zwar auf dem untergegangenen Schiffe einen Platz belegt, dieſen aber durch ein Zuſammentreffen verſchiedener Zufälligkeiten nicht benützt, ſondern Amerika mit einem ſpäteren Schiffe wohlbehalten erreicht habe. Dort ſei es ihm in all den

langen Jahren schlecht ergangen. Von allen Mitteln entblößt, sei er nun zurückgekehrt. Er habe über unsere Verhältnisse genaue Erkundigungen eingezogen. Entweder sollte ich ihm bare zwanzigtausend Mark auszahlen und mich durch Handschlag verpflichten, ihm jährlich zum Lebensunterhalt fünftausend Mark auszusetzen, oder er werde seine Vater- und Gattenrechte geltend machen. Geschah dies aber, dann war nicht nur mein, sondern auch meiner Mutter Lebensglück vernichtet. Meine Rechtskenntnis sagte mir, daß meinem Vater auf Grund des Gesetzes die Befugnis zustand, nicht nur die eheliche Gemeinschaft mit meiner Mutter fortzusetzen, sondern auch die Verwaltung des ungeteilt meiner Mutter noch gehörenden Vermögens zu beanspruchen."

„Ganz recht!" fiel der Präsident ein. „Sie mußten das Zutreffende in den Darlegungen Ihres Vaters anerkennen. Natürlich erbaten Sie sich Zeit zur Ueberlegung. Es wurde deshalb eine Zusammenkunft noch auf denselben Abend im Café Gärtner am Stadtbahnhof Bellevue, welches in unmittelbarer Nachbarschaft der Moabiter Fußgängerbrücke gelegen ist, verabredet."

„Das bestreite ich entschieden!" warf der Angeklagte mit erhobener Stimme ein. „Ich habe an dem fraglichen Abend in das genannte Restaurant keinen Fuß gesetzt."

„Es wird Ihnen das Gegenteil durch eine Reihe einwandsfreier Zeugen nachgewiesen werden. Sie haben übrigens im ersten Verhör Ihre damalige Anwesenheit zugegeben."

„Ich wiederhole, daß mein sogenanntes Geständnis unwahr ist!" beteuerte der Angeklagte. „Die Zeugen aber müssen sich irren. Ich berufe mich auf verschiedene Personen, welche beweisen können, daß in Berlin ein Herr existiert, mit welchem ich schon wiederholt verwechselt worden bin."

Der Staatsanwalt erhob ſich. „Ich möchte feſtſtellen, daß der Angeklagte erſt nach Abſchluß der Voruntersuchung mit dieſer Behauptung hervorgetreten iſt, vorher aber niemals etwas über einen ſogenannten Doppelgänger hat verlauten laſſen. Ich beantrage die Verleſung des Protokolls vom 27. Juli, ſoweit in demſelben von dem Eingeſtändnis des Angeklagten, eine Zuſammenkunft mit ſeinem Vater im Café Gärtner gehabt zu haben, die Rede iſt, auf Grund des Paragraphen 253 der Strafprozeßordnung."

Trotz des Einſpruchs des Verteidigers beſchloß der Gerichtshof, dieſem Antrage des Staatsanwalts Folge zu geben.

Der Gerichtsſchreiber verlas:

„Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, beſchied ich meinen Vater auf zehn Uhr abends ins Café Gärtner. In der Zwiſchenzeit nahm ich mit niemand Rückſprache. Als ich kurz nach zehn Uhr in den Garten des Reſtaurants trat, erblickte ich meinen Vater ſchon. Da die Witterung unfreundlich war, befanden ſich nur wenige Gäſte im Garten, wir konnten uns deshalb ungeſtört unterhalten. Mein Vater wiederholte ſeine Forderung, er fügte eine wider meine Mutter gerichtete Drohung ſchrecklicher Art hinzu. Ich verweigere jede Auskunft über die Art dieſer Drohung. Dieſelbe bewog mich, auf die Forderung einzugehen. Ich händigte ihm zwanzig Tauſendmarkſcheine aus. Ueber unſerem Verhandeln war es nahezu Mitternacht geworden. Wir brachen auf, verließen das Café und erſtiegen die zur Fußgängerbrücke führende Treppe. Ringsum war alles menſchenleer und verödet. Plötzlich erwachte in mir eine ungeheure Wut. Ich begriff, daß in dem Leben meines Vaters fortdauernd eine große Gefahr für mein und meiner Mutter Glück lag. In meiner Verbitterung erſchien mir das Verbrechen

der Beseitigung meines Vaters als ein Akt der Notwehr. Plötzlich faßte ich meinen Vater und stürzte ihn, ehe er sich wehren konnte, über das Seitengeländer der Brücke. Nach geschehener That begab ich mich nach Hause. Die ungeheure Aufregung ließ mich erst gegen Morgen einschlafen. Als Polizeikommissar Varnhagen in meiner Wohnung erschien, mußte ich erst geweckt werden. Ihm legte ich nach kurzem Leugnen zuerst ein Schuldbekenntnis ab und —"

„Genug!" entschied der Präsident. „Halten Sie es nun wirklich für möglich, Angeklagter, daß wir angesichts Ihres eigenen völlig überzeugenden Geständnisses, sowie verschiedener Zeugenaussagen nun plötzlich Ihrer gegenteiligen Behauptung Glauben schenken und Ihnen auf die Spur des großen Unbekannten, der diesmal sogar ein Doppelgänger sein soll, folgen werden?"

„Der mich verhaftende Polizeikommissar legte mir die Worte in den Mund," entgegnete der Angeklagte. „Auch hatte mich völlige Betäubung erfaßt. Ich war mir über die Tragweite meiner Aussage nicht klar. Ich unterschrieb das Protokoll, ohne recht zu wissen, was eigentlich darin stand."

Der Präsident begnügte sich mit vielsagendem Achselzucken.

„Ich bitte, den Angeklagten zu fragen, warum er sich wenige Stunden vor der That, etwa um acht Uhr abends, den Vollbart abnehmen ließ," sagte der öffentliche Ankläger.

„Er fiel mir in der Hitze lästig. Ich pflege dies übrigens jeden Sommer so zu halten."

„Wir hatten einen sehr regnerischen und darum kühlen Juli," fuhr der Staatsanwalt fort. „Wir werden Zeugen hören, daß der Angeklagte den Bart mit einem gewissen Stolze trug. Warum hat er ferner an jenem Abend ganz

gegen seine sonstige Gewohnheit Waffen zu sich gesteckt? Ein scharfgeladener Revolver ist noch nach seiner Verhaftung in der Tasche des am kritischen Abend von ihm getragenen Beinkleides gefunden worden."

„Das geschah in der Aufregung," gab der Angeklagte zu. „Jedenfalls habe ich von dieser Waffe keinen Gebrauch gemacht."

„Vermutlich weil Sie eine bessere Gelegenheit zur Ausübung des von Ihnen geplanten Verbrechens gefunden haben," versetzte der Vorsitzende scharf.

Zornig flammte es in des Angeklagten Augen auf, und erbittert rief er: „Wenn der Herr Präsident von meiner Schuld bereits überzeugt ist, so bedarf es ja nur noch meiner Verurteilung!"

„Sie behaupten also jetzt, nur eine einzige Unterredung im Privatcomptoir Ihrer Fabrik mit Ihrem Vater gehabt zu haben?" fragte der Präsident ruhig weiter.

„Jawohl."

„Sie werden zugeben, daß bei aller Eigentümlichkeit Ihres Falles die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie die hochgeschraubten Forderungen Ihres Vaters ohne weiteres bewilligten, seltsam erscheinen muß. Als gebildeter Mann mußten Sie mit dem Umstand rechnen, daß dennoch ein Betrug vorliegen konnte. Papiere können gefälscht oder gestohlen werden. Sie selbst konnten auch dem eigenen Augenschein nicht trauen, da Sie ja erst sechs Jahre zählten, als Ihr Vater flüchtete. Was lag näher, als mit einem Vertrauten Rücksprache zu nehmen. Ihr heutiger Herr Verteidiger ist mit Ihrer Schwester verlobt, er würde Ihnen sicherlich mit Rat und That beigestanden und als Jurist eine Formel gefunden haben, kraft deren allen weiteren Erpressungen Ihres Vaters vorgebeugt worden wäre. Ihre Behauptung, ohne weiteres zwanzigtausend Mark ausgezahlt zu haben, ist kaum glaublich. Sie

hatten ja keinerlei Garantie in Händen, daß ungeachtet aller Versprechungen Ihr Vater nicht bereits am nächsten Tage neue Forderungen stellte. Nun sind im Besitz des Verlebten kaum nennenswerte Barmittel gefunden worden. Wahrscheinlich haben Sie schon im Laufe der ersten Unterredung den Tod des Ihnen lästigen Mannes beschlossen gehabt. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich Ihr Verhalten begreifen."

„Ich kann nur sagen, daß die Schlüsse des Herrn Präsidenten unzutreffend sind," versicherte der Angeklagte. „Ich habe meinem Vater zwanzigtausend Mark wirklich gegeben und ihn nur im Fabrikcomptoir, später nicht wiedergesehen."

„Geben Sie doch der Wahrheit die Ehre," drängte der Präsident. „Ihr Verbrechen ist, wenn auch nicht entschuldbar, so doch menschlich verständlich. Es ist möglich, daß der Gerichtshof Ihnen wenigstens teilweise den Schutz des Paragraphen 51 des Strafgesetzbuches zubilligen wird, denn es läßt sich unter Umständen annehmen, daß das plötzliche Wiederauftauchen des Totgeglaubten, verbunden mit den von diesem an Sie gerichteten Drohungen, Sie in einen Zustand von krankhafter Störung der Geistesthätigkeit versetzt hat. Ihr Verteidiger hat ja in dieser Beziehung den gerichtlichen Sachverständigen zur Abgabe seines Gutachtens vorladen lassen. Aber Sie machen es uns unmöglich, mit Ihnen Teilnahme zu empfinden, wenn Sie bei Ihrem ganz unklugen Leugnen verharren."

„Ich kann nur wiederholen, daß ich die lautere Wahrheit gesprochen habe," verharrte der Angeklagte. „Ich gebe zu, daß das gewissenlose Auftreten meines Vaters mir die Versuchung nahe legte, eine ähnliche That zu begehen, besonders als er es wagte, mir anzudrohen, er werde ein vor langen Jahren an meiner guten Mutter begangenes Verbrechen dem liebloſen Urteil der Welt

unterbreiten. Das ist aber auch alles. Als ich erfuhr, daß ein anderer den Lästermund für ewig hatte verstummen lassen, war ich derart betroffen und willenlos geworden, daß ich alles einräumte, was man von mir wissen wollte."

„So brechen Sie jetzt wenigstens Ihr Schweigen," ermahnte der Vorsitzende. „Welcher Art war die Drohung, die der Heimgekehrte wider Ihre Mutter ausstieß?"

„Eher würde ich mich verurteilen lassen, als daß ich eine diesbezügliche Andeutung machte."

„Alsdann können Sie auch nicht verlangen, daß wir Ihren Worten irgend welche Glaubwürdigkeit beimessen."

Nur ein dumpfer Seufzer kam über die Lippen des Angeklagten. Er ließ das Haupt tiefer auf die Brust herabsinken.

Der Staatsanwalt aber erhob sich und überreichte dem Präsidenten ein Schriftstück. „Ich beantrage die Verlesung dieses mir von der deutschen Botschaft in Washington heute früh zugegangenen Schreibens," versetzte er mit eigentümlichem Aufleuchten in seinen klugen Augen.

Der Präsident warf einen Blick in das Schriftstück. Dann schaute er betroffen den Angeklagten an. Auch die beiden Beisitzer nahmen lebhaft interessiert Einsicht von dem Schreiben.

Der Angeklagte war plötzlich erdfahl geworden. Ohne daß er wissen konnte, um was es sich in dem Schreiben eigentlich handelte, erzitterte er in banger Vorausahnung.

Rechtsanwalt Hellborn hatte sich rasch erhoben. „Ich muß gegen die Verlesung eines mir nicht bekannten Schriftstückes protestieren," sagte er lebhaft. „Jedenfalls verlange ich, zuvor Einsicht nehmen zu dürfen."

Ihn unterbrach der Präsident, welcher inzwischen sich flüsternd mit den beiden Richtern besprochen hatte.

„Der Gerichtshof hat die Verlesung beschlossen. Die-

ſelbe rechtfertigt ſich aus Paragraph 255 der Strafprozeß-ordnung. Der Inhalt dieſes Schriftſtückes iſt geeignet, einen weſentlichen Einfluß auf den Fortgang des Prozeſſes auszuüben."

Auf einen Wink begann der Gerichtsſchreiber:

„In Beantwortung der Anfrage des erſten Herrn Staats-anwalts nach dem Vorleben eines gewiſſen Lewis Francke beehrt ſich der Unterfertigte ergebenſt mitzuteilen: Der Betreffende iſt im Jahre 1845 zu Detroit im Staate Michigan als Sohn eines Kaufmannes geboren worden. Ende der ſechziger Jahre fungierte er als Agent der Manitowoc Scating Co. in Manitowoc, Wisconſin. November 1871 verheiratete er ſich mit Mary Davis, Tochter des Milo H. Davis, Schulinſpektors in Detroit. Der Ehe entſtammt ein Sohn William, geboren 1872. Lewis Francke wurde in dieſem Jahre wegen Veruntreuungen flüchtig. Er ſoll ſich bis 1881 in Deutſchland aufgehalten haben. In dieſem Jahre reiſte wenigſtens ſeine eheverlaſſene Gattin nach Deutſchland. Sie kehrte mit Lewis zurück. Dank der Eigentümlichkeit amerikaniſcher Verhältniſſe gelang es dieſem, zumal er größere Barmittel mitbrachte, von neuem eine gewiſſe Rolle in ſeiner Vaterſtadt zu ſpielen. Vor zwei Jahren wurde er in einen Beſtechungsprozeß als Hauptſchuldiger verwickelt. Er entfloh indeſſen rechtzeitig. Seitdem iſt er verſchollen. Da ſein Sohn, der allgemeine Achtung genoß und als tüchtiger Ingenieur galt, in Begleitung der Mutter Detroit ebenfalls bald darauf verließ, wird dortſelbſt angenommen, daß Lewis Francke ſich ein anderes Operationsfeld geſucht und vermutlich wieder nach Deutſchland ſich gewendet hat."

Mit nach vorn gebeugtem Oberkörper hatte der Angeklagte die Verleſung des Schriftſtücks angehört. Nur ab und zu war ein Erzittern durch ſeine Glieder gegangen. Als nun der Gerichtsſchreiber geendigt hatte, ſank er auf

der Anklagebank nieder und schlug beide Hände vor das Gesicht.

„O meine arme Mutter!“ kam es stöhnend über seine Lippen. „So habe ich durch alle Opfer dir nicht diese Schmach ersparen können!“

Lebhaftes Gemurmel ging durch die dichtgedrängten Zuhörerreihen. Es war wohl niemand im Saal, der nicht tiefes Mitgefühl für den Angeklagten gehabt hätte. Selbst die ehernen Gesichtszüge des Präsidenten wurden milder.

„Angeklagter,“ begann er abermals, „wir begreifen und würdigen Ihren Schmerz. Nun aber geben Sie auch der Wahrheit die Ehre. Der Verlebte drohte Ihnen wahrscheinlich damit, das von ihm an Ihrer Mutter verübte Verbrechen an die große Glocke hängen zu wollen. Die plötzliche Erkenntnis, daß die von Ihnen verehrte Frau das Opfer eines Schurken geworden war, im Sinne des Gesetzes also gar keine Ehe zwischen jenem Manne und Ihrer Mutter bestanden hat, riß Sie zu einem folgenschweren Entschlusse hin. Sie erkannten Ihre Ohnmacht gegenüber dem rücksichtslos Auftretenden, der Trieb, die Mutter und sich selbst vor einer verhängnisvollen Katastrophe zu bewahren, war stärker als das Bewußtsein des mit Ihrer That verbundenen Unrechts. In einer Minute beklagenswerter Verirrung vergriffen Sie sich an dem Bedroher Ihres Lebensglückes. — Nicht wahr, Angeklagter, so ähnlich spielte sich das Drama ab?“

Aber der Präsident hoffte vergeblich auf eine Antwort. Wie geistesabwesend stand Gisbert Francke da. Endlich wandte er sich nach seinen Richtern.

„Gott ist mein Zeuge, ich habe alles versucht, um von dem unschuldigen Haupte meiner reinen Mutter unverdiente Schmach abzuhalten. Es ist mir nicht gelungen. Als Kriminalkommissar Varnhagen mich zu verhaften kam, da erkannte ich die Gefahr, welche meine Mutter bedrängte.

Durch eine Verkettung unſeliger Zufälligkeiten war nun einmal ſchwerwiegender Verdacht wider mich entſtanden. Leugnete ich die mir zur Laſt gelegte That — ſo dachte ich damals im Irrwahn fürchterlicher Erregung — ſo würde man behördlicherſeits der mir ſelbſt geheimnisvollen Ermordung auf den Grund zu kommen ſuchen. Der Gedanke, daß die Vergangenheit meines Vaters alsdann ans Tageslicht gezogen, und der meiner Mutter geſpielte Betrug offenbar werden mußte, ließ mich zu einem falſchen Schuldgeſtändnis kommen. Ich glaubte dadurch jegliche behördliche Nachforſchung hintanzuhalten und das düſtere Geheimnis des von meinem Vater verübten Schurkenſtreiches für immer zu begraben. Erſt in der Einſamkeit der Zelle erkannte ich, daß ich zwar das Gute gewollt, aber nur den Gang der Verhältniſſe beſchleunigt hatte. Unterredungen mit meinem Freund und Verteidiger beſtärkten mich in dieſer Auffaſſung. Ich zog mein Geſtändnis zurück. Aber ſo leicht man mir die Verübung der That zugetraut hatte, ſo ungläubig nimmt man nun meinen Widerruf auf — und doch kann ich nur meine völlige Unſchuld beteuern!"

Große Unruhe im Zuhörerraum folgte dieſer Erklärung. Auch die Geſchworenen ſteckten die Köpfe zuſammen und nickten bedeutſam. Der Präſident gebot Ruhe.

Der Staatsanwalt aber erhob ſich haſtig. „Der Angeklagte ſcheint mir von einer krankhaften Vorſtellung beherrſcht zu werden," hub er an. „Er glaubt anſcheinend, es ſei uns darum zu thun, jemand zu verurteilen. Mit nichten! Wir ſtehen hier, um im Namen des Geſetzes Recht zu finden. Ja, ich geſtehe ganz freimütig, daß gerade mir es lebhafte Genugthuung bereiten würde, ſtellte ſich durch den Gang der heutigen Hauptverhandlung die Unſchuld des Angeklagten heraus, zumal die Sympathien aller rechtlich Denkenden fraglos auf ſeiner und nicht auf Seite des Getöteten ſind. Aber der Angeklagte ſteht ſich

meines Erachtens selbst im Licht. Warum macht er nicht wenigstens den Versuch, sein Alibi während der kritischen Stunden nachzuweisen. Ich habe ihm eine derartige Beweisführung schon vor Wochen nahegelegt, ich bin auch überzeugt, daß die Verteidigung nach dem geheimnisvollen Doppelgänger hat Nachforschungen anstellen lassen. Dieselben konnten indessen aus dem Grunde nicht zum Ziele führen, weil ein solcher Doppelgänger gar nicht existiert. Ich ermahne deshalb den Angeklagten ernstlich, sich durch ferneres Leugnen nicht die Sympathien zu verscherzen, welche ihm augenblicklich noch gezollt werden."

Da stand aber auch schon Rechtsanwalt Hellborn, der Verteidiger, auf.

„Der Herr öffentliche Ankläger hat die Unterlassung des Versuchs einer Alibibeweisführung gerügt," meinte er. „Nun ist es mit solch einem Nachweis überhaupt eine mißliche Sache. Ich bin überzeugt, auch der Herr Staatsanwalt würde nicht Minute für Minute nachweisen können, was er gerade in der Nacht vom 26. zum 27. Juli gethan hat. Er wird vermutlich geschlafen haben; da er aber Junggeselle ist, so erscheint es fraglich, ob er diesen Schlaf zu einem gerichtskundigen machen könnte. Mein Klient hat nun nicht geschlafen. Die von ihm am vorhergehenden Nachmittag mit seinem Vater geführte Unterredung hatte ihn begreiflicherweise erregt. Er ging abends gegen seine sonstige Gewohnheit noch in später Stunde aus, kreuzte den Königsplatz und erging sich seiner Versicherung nach stundenlang im Tiergarten. Ab und zu hat er sich niedergesetzt; ja, er behauptet, sogar einmal vom Schlafe überwältigt worden zu sein. Als er nach Hause kam, war es bereits zwei Uhr morgens. Erschöpft legte er sich zur Ruhe nieder. Als man ihn weckte, geschah es auf Weisung des inzwischen erschienenen Kommissars. Es liegt auf der Hand, daß vielleicht weitere hundert einwandsfreie Per-

sonen die kritische Nacht in ähnlicher, nicht durch Gerichtsbeweis genau zu erhärtender Weise verbracht haben. Der Unterschied ist nur der, daß mein Klient einer That beschuldigt wird, an welcher er meiner innersten Ueberzeugung nach gerade so viel Verschulden trägt, wie der Herr Staatsanwalt oder ich oder sonst jemand hier im Saale."

„Sie beharren also bei Ihrer Behauptung, unschuldig zu sein?" wendete sich der Präsident an den Angeklagten.

Dieser verneigte sich nur stumm.

„So treten wir in die Beweisaufnahme ein," entschied der Vorsitzende und befahl dem Nuntius, den ersten Zeugen in den Saal zu führen.

2.

In der kritischen Nacht hatte wenige Schritte flußabwärts von der Fußgängerbrücke am Holsteinerufer ein Ziegelkahn verankert gelegen. In grauender Morgenfrühe hatte der Schiffseigner, der die Nacht auf seinem Fahrzeuge verbracht, zu seinem Entsetzen eine gutgekleidete männliche Leiche wahrgenommen, deren Oberkörper im Wasser lag, während die Füße sich in der Ankerkette verfangen hatten.

Der Schiffer hatte sofort einen Knecht nach dem zuständigen Polizeirevier geschickt. Die behördliche Aufhebung der Leiche hatte unverzüglich stattgefunden.

Vom telephonisch benachrichtigten Polizeipräsidium war der Kriminalkommissar Varnhagen, einer der fähigsten Kriminalbeamten, entsendet worden. Gleichzeitig war der Kreisphysikus auf der Thatstelle erschienen. Uebereinstimmend hatten beide Beamte festgestellt, daß nach Lage der Sache ein Unglücksfall oder Selbstmord ausgeschlossen war. Der im übrigen tadellose Tuchrock des Toten war vorn an der Brust zerrissen, ein sicheres Zeichen, daß der Unglückliche mit großer Gewalt gepackt und in die Höhe

gezerrt worden war. Während des kurzen Kampfes war der Hut des Opfers auf die Brücke niedergefallen und fast ganz zerstampft worden. Passanten hatten ihn auf dieser am nächsten Morgen gefunden.

Während des Absturzes war der Unglückliche mit dem Hinterkopf auf einen hervorspringenden Eisenpfeiler geschlagen. Durch die Wucht des Anpralles war dann der Körper kopfüber vollends ins Wasser gestürzt. Nach der Begutachtung des Arztes war die Kopfwunde absolut tödlich. Der Tod mochte schon in dem Augenblicke eingetreten sein, in welchem der fallende Körper den Wasserspiegel erreicht hatte. Aus alledem ergab sich mit zwingender Notwendigkeit die Gewißheit, daß der Unglückliche über das Brückengeländer geschleudert worden war. Zum Ueberfluß hatten der Schiffer und seine Ehefrau etwa um Mitternacht einen gellenden Schrei vernommen. Da aber alsdann alles wieder still geworden war, so hatten sie dem Vorfall keine Beachtung geschenkt, sondern waren liegen geblieben.

Bei der Leiche waren außer Uhr und Börse mit mäßigem Inhalt nennenswerte Wertsachen nicht gefunden worden. Außerdem hatte der Tote nur noch ein Notizbuch bei sich getragen, das nur unwesentliche Bemerkungen enthielt. Darin aber lag eine Aufforderung des Königlichen Polizeipräsidiums an Herrn Lewis Francke, wonach der Empfänger aufgefordert wurde, binnen drei Tagen die noch ausstehende Personallegitimation bei Vermeidung einer gleichzeitig festgesetzten Ordnungsstrafe beizubringen.

Zufällig war die Leiche auch von einem Kellner, der im Café Gärtner bedienstet war, in Augenschein genommen worden. Derselbe hatte sofort in ihr einen Gast wiedererkannt, welchen er abends zuvor selbst bedient hatte. Der Kellner hatte seine Wahrnehmung dem Kommissar mitgeteilt und hinzugefügt, daß in Gesellschaft des Toten sich der Fabrikant Francke befunden habe.

Auch in der heutigen Verhandlung blieb der als Zeuge vernommene Kellner trotz des entschiedenen Leugnens des Angeklagten bei dieser Beurkundung.

„Zeuge, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß unendlich viel von Ihrer Aussage abhängt," ermahnte der Vorsitzende. „Sie hören, daß der Angeklagte behauptet, Sie müßten ihn mit irgend jemand verwechseln, der ihm vielleicht sehr ähnlich sieht. Besinnen Sie sich! Kann eine solche Möglichkeit nicht etwa doch vorliegen?"

„Durchaus nicht," bestritt der Kellner. „Ich servierte früher im Restaurant Mühling Unter den Linden. Dort verkehrte Herr Francke regelmäßig zweimal in der Woche. In seiner Begleitung befanden sich fast immer seine Mutter, sowie Herr Konsul Gutjahr mit Tochter. Die Herrschaften speisten bei uns gewöhnlich nach beendigter Vorstellung im Opernhause. Ich erkannte ihn am 2. Juli sofort, als er in den Garten trat, obwohl er sich seinen blonden Vollbart hatte abnehmen lassen. „Schönen guten Abend, Herr Francke!" begrüßte ich ihn, als er an mir vorüberschritt. — „Ei, woher kennen Sie mich denn?" fragte er darauf, ging aber gleich weiter. Er setzte sich zu dem Herrn, der am anderen Morgen tot aus der Spree gezogen wurde. Ich bediente und hörte zu meinem Erstaunen, daß Herr Francke den anderen immer mit „Papa" anredete. Sie sprachen englisch miteinander; obwohl sie annehmen mochten, ich verstünde die Sprache nicht, hielten sie doch immer im Gespräche inne, wenn ich in die Nähe kam."

„Welchen Eindruck machte das Gespräch auf Sie?" fragte der Präsident.

„Sie stritten offenbar miteinander. Ich hörte so etwas von zwanzigtausend Mark. Bald darauf — sie waren inzwischen die letzten Gäste im Lokal geworden, und es war nahe an Mitternacht — brachen sie auf und entfernten sich in der Richtung nach der Fußgängerbrücke."

„Nun, was ſagen Sie zu der Bekundung dieſes Zeugen?“ wendete ſich der Vorſitzende an den Angeklagten.

„Es mag ſein, daß der Zeuge mich vom Reſtaurant Mühling her kennt. Wir verkehrten allerdings dort häufig. Aber ich wiederhole, ich war in jener Nacht nicht im Café Gärtner.“

„Es thut mir leid, aber ich muß bei meiner Ausſage bleiben,“ entgegnete der Kellner. „Ich habe Herrn Francke mit aller Beſtimmtheit wiedererkannt. Wenn ich nicht irre, ſo ſah ich ihn ſogar einige Tage darauf nochmals auf der Straße.“

„Das kennzeichnet die Glaubwürdigkeit des Zeugen,“ fiel da Rechtsanwalt Hellborn ſchnell ein. „Mein Klient iſt wenige Stunden nach ſeinem angeblichen Verweilen im Café Gärtner verhaftet worden.“

„Sie hören, was der Herr Verteidiger ſagt, Zeuge,“ meinte der Präſident. „Sie können unmöglich den Angeklagten ſpäter nochmals geſehen haben.“

Der Zeuge ſtand unſchlüſſig. „Hm, es mag ſein, daß ich mich täuſche,“ meinte er endlich. „Es kann auch ſchon vorher geweſen ſein.“

„War da mein Klient noch im Beſitze ſeines Vollbartes?“ fragte der Verteidiger.

„Nein, er war glattraſiert. Ich meine darum, daß es doch ſpäter geweſen ſein muß, denn mir fiel's im Café Gärtner auf, daß er keinen Vollbart mehr trug.“

„Nun, da haben wir einen untrüglichen Beweis für die Wahrhaftigkeit der Behauptung des Angeklagten, er müſſe einen Doppelgänger haben,“ ſagte Rechtsanwalt Hellborn mit erhobener Stimme. Im Zuhörerraum gab ſich große Erregung kund. Der Präſident gebot Ruhe. Er ermahnte darauf den Zeugen nochmals, ſich genau zu beſinnen, ob er ſich in der Perſon des Angeklagten am kritiſchen Abend am Ende nicht dennoch getäuſcht habe.

„Nein, nein, das ist ganz ausgeschlossen. Ich hab' ein gutes Personengedächtnis. Ich grüßte ihn doch auch und nannte seinen Namen dabei. Der Angeklagte fragte mich dann überrascht, woher ich seinen Namen kenne."

„Das ist nicht wahr!" rief Gisbert Francke in großer Erregung dazwischen.

Der Präsident wollte ihm seine Heftigkeit verweisen. Aber in diesem Augenblicke erhob sich der Verteidiger.

„Ich beantrage die Vertagung," begann er. „Durch die Aussage des Zeugen hat die Behauptung meines Klienten, er habe einen Doppelgänger, an Glaubwürdigkeit gewonnen. Wir haben aus dem Schriftstück unseres Botschafters in Amerika gehört, daß der Getötete einen Sohn William besitzt. Dieser ist mit seiner Mutter seit geraumer Zeit aus Detroit verschwunden. Es kommt häufig vor, daß Söhne eines Vaters, auch wenn sie von verschiedenen Müttern stammen, sich täuschend ähnlich sehen. Die Möglichkeit liegt vor, daß sich der ältere Sohn des Lewis Francke ebenfalls in Berlin befindet. Ich beantrage, Erhebungen darüber anzustellen und bis zu deren Beendigung die Sache zu vertagen. Vielleicht stellt sich dann heraus, daß Lewis Francke doch mit einer anderen Persönlichkeit als dem Angeklagten im Café Gärtner zusammengetroffen ist."

„Ich widerspreche dem Antrag und beantrage Ablehnung desselben!" fiel der Staatsanwalt lebhaft ein. „Zugleich protestiere ich gegen die Hereinziehung willkürlich gewählter Dritter. Der Herr Verteidiger kann keine Spur einer Wahrscheinlichkeit für die in seinem Antrag versteckt liegende Verdächtigung zur Stelle bringen. Die Ermordung des Lewis Francke fällt keiner dritten Person zur Last. Ich ging übrigens heute morgen unmittelbar nach dem Empfang der Auskunft unseres Botschafters das Einwohnermeldeamt um schleunige Auskunft darüber an, ob ein William Francke hierorts gemeldet ist. Ich sah einen

ähnlichen Antrag der Verteidigung voraus. Der Bescheid kann jede Minute eintreffen."

„Dann beantrage ich die sofortige Vernehmung der Fräulein Klara Gutjahr, welche sich auf meinen Wunsch im Zeugenzimmer aufhält!" fiel der Verteidiger rasch wieder ein, da die Mitglieder des Gerichtshofes sich bereits erhoben hatten, um sich zur Beratung über seinen Antrag zurückzuziehen. „Ich ersuche noch vor Beschlußfassung über den von mir gestellten Antrag um Vernehmung der Zeugin. Diese wird ebenfalls bekunden, daß auch sie eine Persönlichkeit in den Straßen Berlins wahrgenommen hat, in welcher sie zuerst den eigenen Verlobten zu erkennen glaubte."

Der Präsident beauftragte den Nuntius, die junge Dame in den Saal zu führen.

In diesem war es lautlos still geworden. Aller Blicke hingen an der Flügelthür, durch welche die Zeugin eintreten mußte. Jetzt erschien eine schlanke, liebliche Blondine. Ihr Antlitz war blaß; ein Zug schwerer Bekümmernis lag um die fest aufeinander gepreßten Lippen, und die umflorten Augen verrieten, daß sie geweint hatte.

Mit raschen Schritten näherte sie sich dem Richtertisch. Dann, als ihr Blick den unbeweglich verharrenden Angeklagten streifte, streifte der Widerschein eines Lächelns ihre Züge, obwohl die hellen Thränen ihr von den langen Wimpern herabrannen.

„Mut, Gisbert, Mut!" kam es leise über ihre Lippen.

Der Präsident machte sie auf ihr Recht zur Zeugnisverweigerung aufmerksam.

„Ich will aussagen!" rief sie mit heller Stimme. „Es ist mir ein Herzensbedürfnis, vor aller Oeffentlichkeit zu erklären, daß mein Verlobter nicht der geringsten schlimmen That, geschweige eines wirklichen Verbrechens fähig ist!"

„Klara, meine geliebte Klara!" kam es über des An-

geklagten Lippen. Zum erstenmal drohte diesen die Fassung völlig zu verlassen.

„Zeugin, ich muß Ihnen jeden Versuch einer Verständigung mit dem Angeklagten untersagen," mahnte der Vorsitzende, als das Mädchen Miene machte, auf die Anklagebank zuzueilen und die ihr entgegengestreckte Hand ihres Verlobten zu ergreifen. „Ihre Gefühlsregung macht Ihnen ja alle Ehre, aber hier ist zu einer solchen Bethätigung nicht der Ort. Ich frage Sie nochmals, wollen Sie aussagen?"

„Jawohl."

„Sie wissen vermutlich, welche Frage Ihnen vorgelegt werden soll. Es wird behauptet, daß der Angeklagte einen ihm täuschend ähnlich sehenden Doppelgänger besitzen soll. Was wissen Sie hierüber anzugeben?"

Unter der atemlosen Stille der Versammlung begann Klara Mitteilung von einer Begegnung zu machen, welche sie etwa vierzehn Tage zuvor gehabt haben wollte.

„Es war in Treptow," berichtete sie. „Auf Wunsch meines Vaters hatte ich an diesem Nachmittage die Zurückgezogenheit der letzten Monate unterbrechen müssen. Wir begaben uns nach dem Restaurant Zenner und nahmen auf der unteren Terrasse dicht am Wasser Platz. Nahezu gedankenlos schaute ich auf die auf und nieder gleitenden Boote und die dazwischen vereinzelt auftauchenden Dampfer. Plötzlich glaubte ich in einem ganz kleinen Ruderboot die Gestalt meines Verlobten wahrzunehmen. Er ruderte lässig und ließ seinen Nachen halb von der Strömung treiben. Mein Vater war der Richtung meiner Blicke gefolgt. Auch er hatte den Rudernden wahrgenommen. Wie ich nun in meiner Erregung aufspringen wollte, faßte er mich bei der Hand und hielt mich nieder. „Du täuschest dich," sagte er. „Es ist eine allerdings große Aehnlichkeit, die dich irreführt. Errege hier kein Aufsehen." Dann aber rief er doch selbst zweimal: „Francke, Francke!"

„Wie verhielt sich der Angerufene?“ forschte der ersichtlich interessierte Präsident.

„Er wendete den Kopf und blickte zu uns herüber. Ich vermochte voll in sein Gesicht zu sehen. In diesem Moment wußte ich aber schon, daß mich nur eine große Aehnlichkeit verführt hatte. Der Fremde blickte hart und finster, ganz anders wie mein Verlobter. Es war ihm ersichtlich unangenehm, dem Anruf Folge gegeben zu haben. Plötzlich legte er die Ruder fest ein, und in raschen Stößen brachte er das Boot um die uns gerade gegenüberliegende Spreeinsel. Er verschwand gleich darauf unseren Blicken.“

Ihre Aussage brachte einen augenscheinlich tiefen Eindruck auf die Geschworenen hervor. Einer derselben erkundigte sich, ob Vater und Tochter keinen Versuch gemacht hätten, dem auffälligen Doppelgänger nachzuforschen. Dies war von seiten des Konsuls geschehen. Auf sein Betreiben waren sie wenige Minuten später ebenfalls in ein Boot gestiegen, hatten den Verfolgten aber nicht aufspüren können.

Konsul Gutjahr war gleichfalls zur Stelle und wurde auf Antrag des Verteidigers auch vernommen. Beim Eintritt tauschte er mit dem Angeklagten einen kurzen Gruß aus, erklärte aber gleich darauf vor den Richtern, daß mit seiner Einwilligung von einer Fortdauer des Verlöbnisses keine Rede sein könnte. Dem sich ziemlich reserviert gebenden Manne war anzumerken, daß er im Innern von der Schuld des Angeklagten überzeugt war.

Der Gerichtshof behielt sich seinen Beschluß über den Vertagungsantrag der Verteidigung vor und entschied, daß einstweilen in der Vernehmung der Zeugen fortzufahren sei.

„Kommissar Varnhagen soll eintreten!“

Derselbe schilderte nochmals ausführlich die Auffindung der Leiche.

„Was veranlaßte Sie, sich ohne weiteres in die Wohnung des Angeklagten zu begeben?“ fragte der Präsident.

„Das ergab sich ganz von selbst aus der mir am Thatort gemachten Anzeige des Kellners Schmidt."

„Wie benahm sich der Angeklagte, als Sie ihn mit dem Zwecke Ihres Erscheinens bekannt machten?"

„Er legte eine gezwungene Fassung an den Tag, welche mich indessen nicht irreführte. Die dahinter unverkennbar lauernde Erregung flößte mir gleich Mißtrauen ein. Ich begann mit der Frage, wo er die vergangene Nacht zugebracht habe. Er erklärte zuerst, in Gesellschaft gewesen zu sein, verweigerte dann aber, als ich nach dem Orte dieses gesellschaftlichen Beisammenseins forschte, jede weitere Auskunft. Als ich ihn dann aber fragte, ob sich in dieser Gesellschaft auch sein Vater Lewis Francke befunden habe, wurde er blaß, begann zu zittern und starrte mich verstört an. Ich weiß selbst kaum, wie ich dazu kam, aber ich sagte ihm den Mord ohne weiteres auf den Kopf zu. Da wurde er geradezu rasend. Er schrie mich an, ich sei wohl wahnsinnig; er sei in der vergangenen Nacht gar nicht in die Nähe der Station Bellevue gekommen. Damit wußte ich aber auch schon, daß ich den Thäter vor mir hatte, denn ich hatte mich natürlich gehütet, auch nur die geringste Andeutung über den Thatort zu machen. Von dritter Seite konnte er über das geschehene Verbrechen noch nichts gehört haben, da ich ja selbst kaum erst Kenntnis davon erhalten hatte, und er überdies erst auf mein Betreiben aus den Federn geholt worden war."

Die Aussage des Zeugen rief wahre Sensation im Saale hervor. Man stieß sich gegenseitig an und nickte sich bedeutungsvoll zu. Auch auf der Geschworenenbank zeigte sich lebhafte Erregung.

„Sie behaupten also, daß der Angeklagte durch eine unvorsichtige Bemerkung sich verraten habe, bevor Sie ihm über Ausführung des Verbrechens oder den Thatort des

letzteren das geringste angegeben hatten?" fragte der Vorsitzende mit erhobener Stimme.

„Ganz gewiß, das behaupte ich!" bestätigte Varnhagen. „Der Angeklagte wird den Sachverhalt nicht ableugnen können."

Aller Blicke richteten sich auf Gisbert Francke. Dieser stand mit schwer arbeitender Brust; aber er gab auf eine Frage des Präsidenten keine Antwort.

„Sie können es auf Ihren Eid nehmen, daß sich die Unterredung genau so abgespielt hat?" fragte an seiner Statt der Verteidiger.

„Auf meinen Eid!" gab der Kommissar mit großer Bestimmtheit zurück. „Ich nahm daraus Veranlassung, den Angeklagten ohne weiteres zu verhaften."

„Wie benahm sich der Angeklagte weiter?"

„Er schien nun ganz gefaßt. Er fragte nur noch, ob mit seinem etwaigen Geständnisse die Angelegenheit vorläufig erledigt sei, oder von Amts wegen die Nachforschungen fortgesetzt werden würden. Auf meine Entgegnung, daß dies angesichts eines glaubwürdigen Geständnisses natürlich nicht geschehen würde, da ja kein Grund dazu vorliege, gab mir der Angeklagte unaufgefordert ein volles, unumwundenes Schuldeingeständnis."

Es war förmlich den Gesichtern der Geschworenen abzulesen, wie bei diesen die bisher für den Angeklagten günstig gewesene Stimmung umschlug. Auch in den Reihen der Zuhörer wurden geteilte Meinungen laut. Es bedurfte der energischen Drohung des Vorsitzenden, ohne weiteres den Saal räumen zu lassen, um die vorige Ruhe und Aufmerksamkeit wiederherzustellen.

„Angeklagter, wollen Sie jetzt Ihr Leugnen noch immer nicht aufgeben?" fragte der Vorsitzende in vorwurfsvollem Tone. „Die Unbeholfenheit, mit welcher Sie dem erfahrenen Kriminalbeamten in die Falle gingen, macht

Digitized by Google

Ihnen vom menſchlichen Standpunkte aus alle Ehre; ein kaltblütiger Verbrecher würde ſicherlich hartnäckig zu leugnen verſucht haben. Aber nun erſparen Sie Ihnen und uns die Qual einer weiteren ganz nutzloſen Zeugenvernehmung und geſtehen Sie!“

Der Verteidiger hatte ſich ganz nach ſeinem Klienten umgewendet; des letzteren Blick ſtreifte ihn mit völlig ratlos gewordenem, wie hilfeheiſchendem Ausdrucke.

Doktor Hellborn nickte ſeinem Klienten ermutigend zu, als wollte er ſagen: Nur heraus mit der Sprache!

„Ich möchte eine Erklärung abgeben,“ ſagte der Angeklagte plötzlich haſtig.

„Reden Sie!“

„Ich will einräumen, daß ich etwas Aehnliches wie die mir zur Laſt gelegte That wirklich beabſichtigt hatte. Aber es war nur die Ausgeburt einer gequälten Phantaſie. Mein Vater hatte die ſofortige Zahlung der zwanzigtauſend Mark zur unerläßlichen Bedingung gemacht. Er erklärte, daß hierüber nicht die Sonne untergehen dürfe; bereits am nächſten Morgen ſei es zu einer Vertuſchung des Skandals zu ſpät geworden. Wie ich nun immer noch zauderte, ſchlug er mir das Café Gärtner als Treffpunkt für den Abend vor. Da war es mir plötzlich, als ob ich eine Viſion hätte. Ich ſah mich auf der Fußgängerbrücke und faßte den alten Mann. Eine Stimme im Innern rief mir zu: Das iſt die einzig mögliche Löſung! Ich geſtehe freimütig ein, daß ich einen Augenblick irre an mir ſelbſt wurde und vielleicht fähig geweſen wäre, dem Verſucher zu unterliegen. Wirklich ging ich auch auf den Vorſchlag des Vaters ein, mich mit ihm in jenem Garten zu treffen. Erſt als er ſich entfernen wollte, ſiegte die beſſere Erkenntnis, ich rief ihn zurück und händigte ihm das Geld ein. Während ich in der darauffolgenden Nacht im Freien umherirrte, mußte ſich meine gequälte Phantaſie unaufhörlich mit der drohen-

den Zukunft beſchäftigen, und als ich zu kurzer Raſt daheim mich hingelegt hatte, ſah ich mich in furchtbaren Träumen auf der Fußgängerbrücke im tödlichen Ringen mit meinem Vater. Schweißgebadet erwachte ich unter der weckenden Hand meines Dieners. Aber die quälenden Vorſtellungen ſetzten ſich auch noch im Wachen fort, ich wurde ſie auch unter dem Eindrucke der inquirierenden, verfänglichen Worte des Kommiſſars nicht los. Und ſo geſchah es wider meinen Willen, daß ich von jenem Orte ſprach, an welchem das von mir geplante Verbrechen mittlerweile wirklich verübt worden war."

Erſchöpft, mit einem tiefen, befreienden Atemzuge endigte der Angeklagte. Scheu ſtreifte dabei ſein Blick die in der vorderſten Zeugenreihe ſitzende Braut. Aber deren Lächeln, verbunden mit einem aufmunternden Kopfnicken, ließ ihn erleichtert aufatmen.

„Iſt das alles, was Sie zu geſtehen haben?" fragte der Präſident in nicht eben freundlichem Tone. Er hatte den Darlegungen des Angeklagten anfänglich mit geſpannter Aufmerkſamkeit gelauſcht, die aber immer mehr ſich herabgemindert und ſchließlich einem leicht ſpöttiſchen Lächeln Raum gegeben hatte.

Gisbert Francke begnügte ſich mit kurzem Kopfneigen.

„So fahren wir in der Verhandlung fort. Hat noch jemand eine Frage an den Zeugen Varnhagen?"

Der Verteidiger erhob ſich.

„Iſt die Leiche von dem Schiffer geborgen worden, oder blieb ſie bis zu Ihrer Ankunft unberührt an der Fundſtelle?"

„Sie war noch unberührt."

„Den Kahn unterſuchten Sie nicht?"

„Ich hatte dazu keine Veranlaſſung, da auf den Inhaber desſelben kein Verdacht fallen konnte. Er iſt mir zudem als ein braver und auch wohlhabender Mann, der in Lübben beheimatet iſt, ſchon ſeit Jahren bekannt."

„Und seine Knechte?“

„Aber Herr Rechtsanwalt,“ unterbrach der Vorsitzende den Fragenden ungeduldig, „Sie können doch unmöglich annehmen, daß die That von Schifferknechten ausgeführt worden ist, die zudem weder wissen konnten, daß das Opfer im Besitz von erheblichen Geldmitteln gewesen ist, oder auch nur willens war, über die Fußgängerbrücke nach Hause zu gehen.“

„Ich kann mich über einen jetzt zur Sprache zu bringenden dunklen Punkt nicht so wegsetzen wie der Herr Präsident,“ sagte Hellborn. „Mein Klient behauptet, seinem Vater zwanzigtausend Mark ausgehändigt zu haben. Diese Summe ist in dem Besitze des Verlebten nicht gefunden worden.“

„Das beweist doch höchstens, daß die Angabe des Angeklagten unwahr ist,“ fiel der Staatsanwalt ein. „Aber ich gehe nicht einmal so weit. Der Angeklagte behauptet ja, seinen Vater schon nachmittags im Fabrikcomptoir ausgezahlt zu haben. Ist dies richtig, so wird Lewis Francke das viele Geld nicht noch am Abend mit sich herumgetragen haben.“

„Welchen Grund hätte mein Klient dann gehabt, abends mit seinem Vater nochmals zusammenzutreffen?“ erwiderte Hellborn rasch. „Er wollte doch sicherlich keinen intimen Gedankenaustausch mit dem von ihm verachteten Erpresser herbeiführen. Es lag ihm nur daran, das Geschäftliche, um mich dieses Ausdruckes zu bedienen, zu erledigen, und zwar so rasch als möglich. War dies bereits nachmittags geschehen, wozu die abendliche Zusammenkunft?“

„Aber ich begreife wirklich nicht, wohin diese Ausführungen eigentlich zielen sollen!“ äußerte der Vorsitzende ungehalten. „Ich räume der Verteidigung gern den weitesten Spielraum ein, aber dies darf nicht zu einer Verzettelung der bereits gewonnenen Ergebnisse führen.“

„Das mich leitende Ziel wird ohne weiteres klar erkennbar werden," fuhr Hellborn fort, ohne sich aus seiner sachlichen Ruhe bringen zu lassen, „wenn ich erkläre, daß die ja ebenfalls als Zeugin geladene Zimmervermieterin Tinschmann, bei der Lewis Francke wohnte, aussagen wird, daß der Ermordete vor seinem letzten Weggang noch nicht so viel Geld besessen hat, um trotz ihrer Mahnung die seit zwei Monaten rückständige Miete zu bezahlen. Er erklärte aber, noch an demselben Abend eine größere Summe einzunehmen. Er borgte sich zu diesem Zwecke eine braunlederne Banknotentasche von seiner Wirtin. Diese Tasche ist weder bei der Leiche noch auch gelegentlich der wiederholt und gewiß sehr eingehend geführten Haussuchungen in der Wohnung meines Klienten aufgefunden worden. Ich erwähne das letztere, um dem Herrn öffentlichen Ankläger das Argument vorwegzunehmen, als könnte mein Klient die Brieftasche wieder seinem Opfer abgenommen haben."

„Das halte ich selbst für unwahrscheinlich," meinte der Staatsanwalt mit überlegenem Lächeln. „Der Angeklagte wird einfach auch abends die Summe nicht ausgezahlt haben. Das spricht ja gerade dafür, daß er die That mit Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt hat."

„Wo blieb denn aber die braunlederne Brieftasche?" entgegnete Hellborn mit unerschütterlicher Ruhe. „Man borgt sich doch nicht eine Brieftasche, nur um sie nachher wegzuwerfen. Trifft die Annahme des Herrn Staatsanwalts zu, daß Lewis von seinem Sohne kein Geld erhalten hat, so konnte er dies vor seinem Eintritt in das Café Gärtner doch nicht wissen. Gleich nach seinem Fortgange ist er aber das Opfer eines Verbrechens geworden. Ich wiederhole darum: wo blieb die Brieftasche?"

Die Ausführungen des Rechtsanwalts machten augenscheinlichen Eindruck auf die Geschworenen. Einer von

ihnen wollte wissen, ob man denn nicht Nachforschungen im Spreebett nach dem Verbleib der Tasche angestellt habe.

Kommissar Varnhagen bejahte dies, es sei aber nichts zu entdecken gewesen.

Ein zweiter Geschworener wollte den Kellner Schmidt befragt wissen, ob dieser im Besitze des alten Francke größere Barmittel wahrgenommen habe. Der Zeuge glaubte sich entsinnen zu können, eine braunlederne Brieftasche in Lewis' Händen erblickt zu haben, er setzte aber vorsichtig hinzu, daß er diese Angabe, da er sich doch irren könnte, nicht auf seinen Zeugeneid nehmen wollte.

Nunmehr wurde die von der Verteidigung geladene Zeugin Tinschmann vorgerufen. Sie bestätigte lediglich die Ausführungen des Verteidigers. Dann, als ihr Blick zufällig den Angeklagten streifte, zuckte sie betroffen zusammen.

Dem Präsidenten war ihre Bewegung nicht entgangen.

„Kennen Sie den Angeklagten?" forschte er.

Die Frau erschien verwirrt. „Allerdings," brachte sie zögernd hervor. „Der Herr dort war einigemal bei meinem Zimmerherrn. Er ist nicht mehr ganz so stark wie früher, und er scheint mir noch ein bißchen gewachsen."

Unter den Zuhörern machte sich kaum verhaltene Heiterkeit geltend. Aber die Zeugin, welche den Angeklagten mit immer regerem Interesse betrachtete, ließ sich nicht irre machen.

„Ich kenne die Frau nicht. Ich sehe sie heute zum erstenmal," beteuerte Gisbert Francke, der inzwischen mit finsterer Miene unbeweglich dagestanden hatte.

„Nein, er scheint es doch nicht zu sein. Aber solche Aehnlichkeit!" rief die Zeugin betreten.

„Wer scheint es nicht zu sein? Und warum scheint er es nicht zu sein?" forschte der Vorsitzende.

Die Zimmervermieterin gab nicht sogleich Antwort, sie trat näher an die Anklagebank heran und schaute Gisbert Francke unverwandt in das Gesicht.

„Und er ist es doch!" rief sie laut. „Lieber Herr, nicht wahr, Sie sind bei mir gewesen? Es war am ersten August. Sie kamen und zahlten mir die Miete für Herrn Francke."

„Unmöglich, der Herr hier ist einige Tage vorher verhaftet worden!" fiel Hellborn ein.

„Bitte, lassen Sie die Frau ausreden!" unterbrach ihn der Präsident. „Sagen Sie ohne Scheu, was Sie wissen. War es vielleicht einige Tage früher, Frauchen?"

„Nein, es war am ersten August. Ich weiß es genau. Das Geld kam mir gerade recht zur Miete. Der Herr hier fragte doch auch noch, ob die Polizei die Sachen des Herrn Francke beschlagnahmt habe. Das war freilich geschehen, aber es war fast nichts, er hatte nicht viel anzuziehen. Auch nach Geschriebenem fragte der Herr. Aber da hatte auch schon die Polizei nichts gefunden, denn Herr Francke verbrannte jede Zeile, wenn er sie kaum gelesen hatte. — Nicht wahr, lieber Herr, Sie waren bei mir?"

„Sie irren sich," entgegnete der Angeklagte.

Der Staatsanwalt hatte sich schon vor einer Weile erhoben; er wollte gerade das Wort ergreifen, als er durch einen an ihn herantretenden Schutzmann daran verhindert wurde. Der Schutzmann überreichte ihm ein amtliches Schreiben und machte Kehrt.

Kaum hatte der Staatsanwalt es geöffnet und einen Blick auf seinen Inhalt geworfen, als er auch schon lebhafte Spannung bekundete. Gleich darauf trat er hinter den Stuhl des Präsidenten und händigte diesem das Schreiben ein.

„Eine amtliche Auskunft des Einwohnermeldeamts, welche ich den Herrn Präsidenten zu verlesen ersuche."

Der Vorsitzende verlas unter der atemlosen Aufmerksamkeit der Versammlung:

„Gemeldet Witwe Mary Francke, geborene Davis, sowie als Sohn William Francke, Ingenieur, beide amerikanischer Staatsangehörigkeit, zugezogen nach Ausweis der Abmeldepapiere am 7. Juni d. J. aus Hamburg."

Eine allgemeine Bewegung gab sich in dem Saale kund. Der Angeklagte stand mit vergrößerten Augen, als ob er nie mehr Gehofftes zu hören bekommen habe; seine Braut war aufgeschnellt und würde auf den Angeklagten zugeeilt sein, wenn sie der Nuntius nicht halb mit Gewalt daran gehindert hätte. Hellborn hatte sich nach seinem Klienten umgewandt und diesem herzlich die Hand gereicht.

„Es sind vermutlich Anträge zu stellen?" fragte der Präsident, dabei Staatsanwalt und Verteidiger der Reihe nach anblickend.

Der erstere hatte sich wieder erhoben.

„Es wird sich kaum umgehen lassen, den William Francke als Zeugen zu verhören," sagte er. „Mit Bewilligung des Gerichtshofes werde ich ihn durch einen Boten sofort herbeiholen lassen. Es dürfte sich empfehlen, bis zu seiner Zurückkunft die Sitzung zu unterbrechen."

„Und Sie, Herr Verteidiger?" fragte der Präsident, der sich gleich den beiden Beisitzern bereits erhoben hatte.

„Selbst auf die Gefahr hin, einem vielleicht Unschuldigen wehe zu thun, gebietet mir das wohlverstandene Interesse meines Klienten, den Antrag auf vorläufige Festnahme des William Francke und seiner Mutter und Veranstaltung einer sofortigen Haussuchung zu stellen. Nach dem Gange der bisherigen Verhandlung erscheint William Francke der Thäterschaft hinreichend verdächtig, um meinen Antrag zu rechtfertigen. Möge es dem Gerichtshof gefallen, den hier anwesenden Kommissar Varnhagen sofort nach Schöneberg zu entsenden und in der Wohnung besonders nach dem

Verbleibe der bewußten braunledernen Brieftasche forschen zu lassen."

Der Staatsanwalt glaubte dem Antrage der Verteidigung aus Billigkeitsgründen nicht widersprechen zu sollen, und unter dem beklommenen Schweigen der Versammlung zog sich der Gerichtshof zur Beratung zurück.

Nur wenige Minuten verstrichen, dann erschien der Gerichtshof auch schon wieder im Saale, und der Präsident verkündete die Annahme der von der Verteidigung gestellten Anträge.

„Bis zur Rückkunft des Kommissars wird Aussetzung der Sitzung beschlossen, die Herren Geschworenen haben sich zur Verfügung des Gerichtshofes zu halten. Der Angeklagte wird abgeführt!"

3.

Von den Zuhörern verließ kaum ein einziger den mühevoll erkämpften Platz. Der Widerstreit der Ansichten und Meinungen wogte erregt hin und her; im allgemeinen zeigte man sich indessen geneigt, den Unschuldsbeteuerungen des Angeklagten Glauben zu schenken. Nur vereinzelte hielten an ihrer gegenteiligen Meinung fest.

Etwas über eine Stunde war in derartigem Zuwarten verstrichen, als sich das Gerücht im Saale verbreitete, Kommissar Varnhagen sei bereits wieder zurück. Es sollte sich alsbald bewahrheiten. Wenige Minuten später trat der Gerichtshof wieder ein, und die rasch herbeigerufenen Geschworenen füllten wieder die ihnen zugewiesenen Bänke. Der Angeklagte wurde wieder vorgeführt, die Sitzung für wiedereröffnet erklärt.

„Kommissar Varnhagen soll eintreten!"

Dieser durchschritt elastisch den Saal; er trug eine Aktenmappe unter dem Arme, die er dem Vorsitzenden einhändigte.

„Melde gehorsamst den Sistierten zur Stelle," berichtete der Kommissar. „Frau Francke ist nicht transportfähig, sie liegt schwerleidend darnieder. Ich habe einen Posten in der Wohnung zurückgelassen. Die bei der Haussuchung von mir beschlagnahmten Sachen habe ich mitgebracht."

Der Präsident öffnete die Mappe; das erste, was er ihr entnahm, war eine braunlederne, ziemlich abgegriffene Brieftasche. Der übrige Inhalt bot nur dürftige Ausbeute; es waren zumeist Korrespondenzen und andere belanglose Sachen. Die Erregung im Saal erreichte ihren Höhepunkt, als der Präsident die Brieftasche öffnete und derselben neunzehn Tausendmarkscheine, sowie vier Hundertmarkscheine entnahm.

Die sofort vorgerufene Frau Tinschmann erkannte mit großer Bestimmtheit in der ihr vorgelegten Tasche ihr Eigentum; auch die Nummern der Tausendmarkscheine stimmten mit dem Verzeichnis überein, welches nach Gilbert Franckes Verhaftung in dem im Fabrikcomptoir aufgestellten Geldschrank aufgefunden worden war.

„Wir schreiten zur Vernehmung des William Francke!" entschied der Präsident.

Unter dem atemlosen Schweigen der Versammlung geleitete der Nuntius den Sistierten in den Saal.

Alles streckte die Hälse, um den Hereintretenden besser sehen und ihn auf die Aehnlichkeit mit dem Angeklagten prüfen zu können.

Die Aehnlichkeit der beiden Männer war allerdings geradezu verblüffend. William Francke war etwas kleiner und beleibter als der Angeklagte; beiden aber war dasselbe energische, charakteristische Gepräge der Gesichtszüge, derselbe offene und doch strenge Blick, die ganze selbstbewußte Haltung gemeinsam.

Selbst der Vorsitzende bedurfte einer kurzen Samm-

lung, ehe er ſich ſo weit wieder beherrſcht hatte, um mit dem Verhör beginnen zu können.

„Man hat mich vom Krankenbett meiner Mutter weggeſchleppt," redete ihn da aber William Francke ſchon an. „Mit welchem Rechte? Ich proteſtiere gegen dieſe entwürdigende Behandlung. Ich bin amerikaniſcher Bürger und ſtelle mich ausdrücklich unter den Schutz unſerer Botſchaft."

Selbſt ſeine Stimme hatte, wie man allgemein im Saale bemerkte, mit der des Angeklagten viel Gemeinſames.

„Es ſoll Ihnen keines Ihrer Rechte vorenthalten werden," unterbrach ihn der Präſident kühl. „Vorläufig haben Sie hier Zeugnis abzugeben. Iſt Ihnen der Angeklagte dort bekannt?"

Mit unverkennbarer Neugierde heftete der Gefragte den Blick auf Gisbert; gleich darauf wendete er ſich aber kopfſchüttelnd wieder ab. „Nicht daß ich wüßte," verſetzte er. „Ich ſehe dieſen Herrn vermutlich zum erſtenmal in meinem Leben. Er kommt mir allerdings merkwürdig bekannt vor."

Dieſe Worte erregten einen flüchtigen Heiterkeitsausbruch im Saale, der indeſſen durch eine gebietende Handbewegung des Vorſitzenden ſofort wieder gebannt wurde.

„Sie ſind der ältere Stiefbruder des Angeklagten?" fragte der Präſident.

„Nein!" lautete die ſchroffe Entgegnung. „Mein Vater iſt bis zu ſeinem kürzlich erfolgten Tode mit meiner Mutter rechtsgültig verheiratet geweſen. Aus dieſer Ehe bin nur ich hervorgegangen. Ich muß es ablehnen, illegitime Verwandtſchaftsbande anzuerkennen."

Durch die Geſtalt Gisberts ging bei dieſen verletzenden Worten ein Zucken, aber es drang kein Laut über ſeine Lippen, obwohl ſich dieſe wiederholt zum Sprechen öffneten.

„Ihre Mutter und Sie lebten zuletzt in keinem guten Einvernehmen mit Ihrem Vater?“ fuhr der Präsident fort. „Wenigstens hatten Sie getrennte Wohnungen inne.“

„Meine Familienverhältnisse sind durch die Schuld meines Vaters sehr trübe,“ erklärte William Francke. „Wir, meine Mutter und ich, haben alle Ursache, uns meines Vaters zu schämen. Durch seine Schuld mußte ich eine geachtete und gefestigte Lebensstellung in meiner Heimat aufgeben und sehe mich gezwungen, von vorn wieder anzufangen.“

„Warum wendeten Sie sich aber gerade nach Berlin?“ forschte der Vorsitzende. „Wollten Sie denn mit Ihrem Vater hier zusammentreffen?“

„Muß ich darauf Antwort geben?“

„Es wird in Ihrem eigenen Interesse liegen, zwingen kann ich Sie dazu nicht.“

„Nun denn, wir reisten meinem Vater nach, um ihm womöglich einen Teil seines Raubes wieder abzunehmen. Er hatte durch ein Verbrechen uns an den Bettelstab gebracht. Ich ruhte nicht, bis ich seine Spur wieder auffand. Ich nehme nicht zu erklären Anstand, daß ich meinen Vater der hiesigen Behörde übergeben haben würde, hätte er uns nicht wenigstens teilweise Schadenersatz zu leisten vermocht.“

Es sprach eine solche verstandesnüchterne Herzenskälte aus den Worten des Zeugen, daß der Vorsitzende nur mit Mühe ein Wort der Mißbilligung unterdrücken konnte. Plötzlich fragte er unvermittelt: „Sind Sie in der Lage, Ihren Aufenthalt während der Nacht vom 26. auf den 27. Juli nachzuweisen?“

Kein Muskel in dem Gesicht des Gefragten veränderte sich; er schob nur lässig die Schultern hoch. „Da muß ich zuerst nachdenken. Wahrscheinlich war ich zu Hause. Meine Mutter ist schon leidend hier eingetroffen. Unmittel-

bar darauf wurde sie schwer krank. Sie ist es auch heute noch, sonst wären wir längst wieder nach Amerika zurückgekehrt. Ich bin ihr einziger Pfleger und schon aus diesem Grunde sehr häuslich."

„Sie haben in der kritischen Nacht also nicht etwa ein Gartenlokal, zum Beispiel das am Bellevuebahnhof gelegene Café Gärtner, aufgesucht?"

„Wohl schwerlich."

„Schmidt, treten Sie noch einmal vor," gebot der Präsident dem Zeugen.

Der Kellner aus dem Café Gärtner näherte sich in offenbar großer Verwirrung dem Richtertische. Forschend, mit weitgeöffneten Augen hatte er William Francke schon die ganze Zeit über betrachtet.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte der Vorsitzende. „Sehen Sie sich ihn genau an."

„Ich weiß nicht, was ich davon denken soll," stotterte der Kellner verlegen. „Ich möchte es beinahe auf meinen Eid nehmen, daß es dieser Herr war, den ich damals im Restaurationsgarten mit dem Alten zusammen gesehen habe."

William Francke blieb ganz gelassen.

„Warten Sie einmal," sagte er dann, als ob es sich um eine ganz nebensächliche Angelegenheit handelte, „haben Sie mich nicht einmal mit meinem Namen begrüßt? Natürlich. Ich glaube Sie wiederzuerkennen, es war in dem Wirtshause an der Spree. Ich traf dort mit meinem Vater zusammen. Ich sah ihn damals zum letztenmal lebend. Er soll noch in derselben Nacht verunglückt oder das Opfer eines Verbrechens geworden sein."

Die Verblüffung, welche diese Worte des Zeugen hervorbrachten, war eine allgemeine; sie wurde noch gesteigert, als der Präsident dem Amerikaner die braunlederne Brieftasche vorhielt und ihn fragte, was es mit dieser Brieftasche für eine Bewandtnis habe.

„Ich erhielt die Brieftasche von meinem Vater," berichtete William kaltblütig weiter, „es war gelegentlich unserer letzten Zusammenkunft in jenem Wirtshause."

„Eben dem Café Gärtner?" schaltete der Präsident ein.

„Das mag sein, ich merke mir nicht leicht Wirtshausnamen. Mein Vater zahlte zwanzigtausend Mark an mich zurück. Von dieser Summe müssen noch neunzehntausendvierhundert Mark in der Tasche liegen."

„Wie erklären Sie es, in den Besitz einer Tasche gekommen zu sein, welche Ihrem Vater selbst nicht gehörte?"

„Sie fragen mich wirklich zu viel. Ich höre eben erst, daß die übrigens wertlose Tasche fremdes Eigentum sein soll. Jedenfalls händigte mir mein Vater die Summe in ihr aus."

„Wußten Sie, woher Ihr Vater das Geld erhalten hatte?" setzte der Vorsitzende das Verhör fort.

Nur ganz unmerklich zögerte der Gefragte; dann neigte er leicht das Haupt. „Ja, ich wußte es. Mein Vater hatte die unterschlagenen Gelder bereits in Monaco verspielt, als ich ihn einholte. Ich stellte ihn vor die Wahl, verhaftet und an die Heimat ausgeliefert zu werden oder mir zwanzigtausend Mark zurückzuzahlen. Ich habe schon gesagt, daß meine Mutter und ich unser Letztes hergegeben hatten, um seine Unterschleife teilweise zu decken. Mein Vater suchte mich zu beschwichtigen, indem er mir sagte, daß er von früherher Beziehungen in Berlin habe, die er vielleicht ausnützen könnte. Ich müsse ihm jedoch Zeit lassen, da sein Vorhaben gewisse Vorbereitungen beanspruche."

„Mit anderen Worten, Sie wußten darum, daß Ihr Vater eine hochachtbare Frau unglücklich gemacht hatte, und veranlaßten ihn wohl nun gar noch, Kapital aus seiner Schändlichkeit zu schlagen."

„Wir wollen darüber nicht streiten!" entgegnete William frostig. „Ich könnte sagen, daß ich nicht einsehe, warum

andere ungerupft davonkommen ſollen, während meine Mutter und ich unſer ganzes Vermögen für das zweifelhafte Vergnügen haben hergeben müſſen, einen ſolchen Gatten und Vater gehabt zu haben. Aber die Quelle, aus der mein Vater ſchöpfte, entdeckte mir dieſer erſt, als er mir das Kapital einhändigte. Zuvor hatte ich auf ſeine allgemeinen Andeutungen nicht viel gegeben; die überaus ſchwer einſetzende Krankheit meiner Mutter hatte mich auch zu ſehr in Anſpruch genommen, zudem intereſſierten mich die hieſigen Beziehungen meines Vaters wirklich nicht. Ich begnügte mich damit, ihm mit dürren Worten meine Meinung über ſeine Handlungsweiſe zu ſagen."

„Aber das Geld ſteckten Sie ruhig ein?" konnte der Verteidiger ſich nicht enthalten, ſarkaſtiſch dazwiſchen zu rufen.

William ſchaute ihn hochmütig von der Seite an. „Ich habe keine Veranlaſſung, mich hierüber mit Ihnen auseinanderzuſetzen," ſagte er. „Woher das Geld ſtammte, konnte mir gleichgültig ſein; jedenfalls hatte ich die Pflicht, für meine Mutter zu retten, was noch möglich war." Er ſchwieg und ſchaute den Präſidenten mit der Miene eines Mannes an, der ſeiner Pflicht durchaus genügt zu haben glaubt und nun entlaſſen zu werden wünſcht.

„Wann verließen Sie mit Ihrem Vater das Café Gärtner?"

„Es war ziemlich ſpät. Ich mußte eilen, um den letzten Ringbahnzug noch zu erreichen. Derſelbe fuhr gerade in die Halle ein, als ich das obere Treppenende paſſierte."

„Soweit wir Ihre Angaben zu kontrollieren in der Lage ſind, haben Sie ſich bisher ſtreng an die Wahrheit gehalten," ſagte der Präſident. „Auf der Anklagebank dort ſteht ein Mann, des Mordes an Ihrem und ſeinem Vater beſchuldigt. Der Verdacht fiel auf ihn, weil er bis unmittelbar vor der That ſich in Geſellſchaft des Opfers

befunden haben, dann aber auch begründete Urſache gehabt haben ſoll, das Ableben des Lewis Francke zu wünſchen. Durch Ihre eigene Ausſage wird nun aber bewieſen, daß Sie und nicht der Angeklagte jener Begleiter waren. Sie räumen ein, mit Ihrem Vater zuſammen den Reſtaurationsgarten verlaſſen zu haben. Nun ſteht aber feſt, daß kaum fünf Minuten ſpäter an Ihrem Vater ein Mord verübt worden iſt. Was haben Sie hierauf zu erwidern?"

William Francke begnügte ſich mit einem froſtigen Achſelzucken; ſeinen verſchloſſenen Zügen war weder Erregung noch Mißbehagen über die Frage des Präſidenten anzumerken.

„Ich glaube ſchon geſagt zu haben, daß ich mich unmittelbar vor dem Gartenlokal von meinem Vater getrennt habe. Was ſich nachher ereignet hat, entzieht ſich völlig meiner Kenntnis."

„Sie haben Ihren Vater alſo nicht über die Fußgängerbrücke geleitet?"

„Nein."

„Sie haben alſo auch keine Ahnung, wer Schuld an dem plötzlichen Ableben Ihres Vaters trägt?"

„Wie ſollte ich wohl? Die letzte Beziehung zwiſchen meinem Vater und mir hatte in dem Moment aufgehört, in dem er mir das Geld eingehändigt hatte."

„Woher erfuhren Sie von dem Tode Ihres Vaters?"

„Durch die Zeitung, ungefähr vier Tage darauf."

„Merkwürdig bleibt es, daß Sie keinerlei Schritte unternommen, ſich nicht einmal bei der Behörde gemeldet haben."

„Wozu denn? Um Scherereien zu haben? Ich geſtehe offen, daß ich den Tod meines Vaters als eine Erlöſung für uns aufgefaßt habe."

Die ſichere, froſtige Manier des Zeugen erſchütterte den bisher bewieſenen Gleichmut des Präſidenten. Schroff ſagte er: „Wie nun, wenn man Verdacht wider Sie erhöbe?"

„Ah, Sie nehmen vielleicht an, ich ſei es, der meinen Vater ermordete?“ fragte William kaltblütig zurück. „Nun, ich hatte wirklich verteufelt wenig Urſache, meinen Vater zu töten, nachdem er mir das Geld ausgezahlt hatte.“

„Es ſteht noch nicht feſt, ob Ihnen Ihr Vater die Taſche mit dem Geld gegeben hat. Sie können ſie ihm ebenſo gut auf der Fußgängerbrücke entriſſen haben.“

„Ah, Poſſen!“ rief William ſpöttiſch. „Will man mich etwa zum Mörder ſtempeln? Man möge ſich vorſehen, ich bin nicht der Mann, ungeſtraft ſich auf leere Verdachtsgründe hin ſchädigen zu laſſen. Ich bin Amerikaner. Wollen Sie mir gefälligſt ſagen, auf welche Weiſe ich dieſes erſtaunliche Verbrechen verübt haben ſoll?“

„Zeuge,“ ermahnte der Präſident, „ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß die Art Ihres Auftretens ganz ungehörig iſt. Ihre augenblickliche Lage iſt ernſter, als Sie vermuten mögen. Jener Mann dort ſteht unter der Anklage, Ihren Vater von der ſogenannten Fußgängerbrücke gewaltſam über die Brüſtung in den Strom geſchleudert zu haben. Durch Ihre Zeugenausſage ſind nun aber viele der gegen ihn ſprechenden Verdachtsgründe entkräftet worden.“

„Sie meinen darum, es ſei füglich in mir der Thäter zu ſuchen?“ fragte William mit kaltem Lächeln.

„Ein ſolcher Schluß läßt ſich nur ſchwer abweiſen. Sie ſind ein kräftiger Mann, es kann Ihnen nicht ſchwer gefallen ſein, den Unglücklichen mit beiden Armen zu umfaſſen, ihn gegen das Geländer zu drängen und kopfüber ins Waſſer zu ſtürzen.“

„Mit beiden Armen!“ ſagte William gelaſſen. „Ich beſitze leider nur einen Arm, hier der rechte iſt ein künſtliches Glied.“

Eine einſchlagende Bombe hätte kaum größere Senſation erregen können als dieſe Behauptung des Zeugen,

in welchem den eigentlichen Thäter zu sehen schon die überwiegende Mehrzahl der Anwesenden geneigt war.

„Ueberzeugen Sie sich selbst!“ fuhr William spöttisch fort, nachdem er sich einen Moment an dem Erstaunen der Anwesenden geweidet hatte. Zugleich streifte er geschickt mit der Linken den Gehrock ab, schlug den Hemdärmel von dem rechten Arme zurück und offenbarte dadurch, daß dieser wirklich nur eines jener mechanischen Kunstwerke war, wie sie in berühmten Spezialwerkstätten als Ersatz natürlicher Gliedmaßen hergestellt werden. Gleichzeitig öffnete der Zeuge mit den Lippen die Hemdmanschette des linken Armes und hob diesen hoch.

„Sie sehen, ich bin ein Stiefkind der Natur, meine Herren,“ sagte er mit bitterem Auflachen. „Als Folge der englischen Krankheit behielt ich noch aus den Kinderjahren diesen verkrüppelten linken Arm, er ist eben stark und geschickt genug, um leidlich eine Feder zu führen, oder mir die bei der Toilette nötigen Handreichungen zu verrichten. Zu mehr ist er nicht zu brauchen. Den gesunden rechten Arm verlor ich vor zwei Jahren bei einem Unglücksfall in der Fabrik, deren leitender Ingenieur ich damals war. Ein Zeugnis darüber wird sich bei den vorhin beschlagnahmten Papieren finden. Der Herr Kommissar hatte Eile und raffte unbesehen alles in unserer Wohnung befindliche Schriftliche zusammen.“

Noch im Sprechen begriffen, hatte er wieder mit der Bedeckung des künstlichen Armes begonnen; der Nuntius kam ihm auf einen Wink des Vorsitzenden zu Hilfe. Es war erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit der Amerikaner sich zu bedienen vermochte. In ganz kurzer Zeit hatte er, hochmütig die Hilfeleistung des Gerichtsboten abweisend, den Rock wieder angezogen.

Nunmehr erhob sich der Staatsanwalt.

„Wenn den Zeugen überhaupt ein Verdacht traf, so

wird er wohl jetzt behoben sein," meinte er. „Es ist ganz ausgeschlossen, daß ein mit solchem Defekt behafteter Mann einen kräftigen Menschen, wie der Ermordete sicherlich gewesen ist, überwältigen kann. Ein Kampf hat aber stattgefunden, davon zeugt schon der zerrissene Rock des Toten. Ich glaube, eine weitere Vernehmung des Zeugen ist nicht nötig."

„Da bin ich doch anderer Meinung," sagte Doktor Hellborn, der sich ebenfalls erhoben hatte. „Ich habe noch eine Reihe von Fragen an den Zeugen zu stellen."

Der letztere hatte damit gerechnet, keinem weiteren Verhör unterzogen zu werden; mit einem unfreundlichen Blick streifte er den Verteidiger, der sich dadurch indessen nicht beirren ließ.

„Verstand ich recht," begann er, „so ist Ihre Mutter an der sogenannten Gliedergicht erkrankt, einer überaus schmerzhaften und langwierigen Krankheit?"

„Allerdings. Meine Mutter kann sich nicht die kleinste Handreichung selbst machen. Schon aus diesem Grunde möchte ich bitten, mich so bald als möglich zu entlassen."

„Nun, Ihre Mutter wird nicht ohne Pflege zurückgeblieben sein. Der Kommissar sagte mir vorhin, daß sich Ihre Flurnachbarin sofort zur Aushilfe bereit erklärt habe. Es wird ohnehin nicht zum erstenmal sein. Wenn Sie ausgingen, mußte doch jemand für Sie eintreten."

„Frau Böhme ist mir heute, wo meine Mutter natürlich durch das Erscheinen der Polizei äußerst erregt ist, nicht zuverlässig genug."

„Aber sie war es doch sonst? Oder hatten Sie eine andere Pflegerin, wenn Sie einmal das Haus verließen?"

„Niemals."

„Also wartete jene Frau Böhme Ihre Mutter auch in der Nacht vom 26. auf den 27. Juli ab?"

So harmlos die Frage auch klang, schien sie William

doch zu befremden; er zauderte eine Sekunde mit der Antwort und stieß schließlich widerwillig genug ein „vermutlich“ heraus.

„Wann kamen Sie in jener Nacht nach Hause?“

„Weiß ich nicht. Sie können ja Frau Böhme danach fragen, die war noch bei meiner Mutter, erinnere ich mich recht.“

„Das geschieht selbstverständlich. Ich stelle hiermit den förmlichen Antrag auf sofortige Vorladung der Frau Böhme.“

„Aber wohin soll das führen?“ rief der Staatsanwalt ärgerlich. „Auf diese Weise sitzen wir hier bis Pfingsten und entfernen uns immer weiter vom Ziele.“

„Es handelt sich hier um Leben und Tod für meinen Klienten, und ich werde nichts unversucht lassen, was mir zur Erbringung des Beweises seiner Unschuld geeignet erscheint. Hat der Zeuge die Wahrheit gesprochen und den letzten Ringbahnzug noch erreicht, dann muß er spätestens um ein Uhr in seiner Wohnung eingetroffen sein. Hierüber wünsche ich die Befragung der Zeugin Böhme. Bis zu deren bewirkter Vernehmung beantrage ich Aufrechterhaltung der wider den Zeugen Francke ausgesprochenen Sistierung.“

Als habe er nicht recht gehört, fuhr der letztere herum und starrte den Rechtsanwalt mit zornentstelltem Gesicht an. Dann wendete er sich an den Vorsitzenden.

„Ich vertraue auf die Gerechtigkeit in diesem Lande!“ rief er aufgebracht. „Man hat kein Recht, mich hier festzuhalten! Es könnte meiner armen Mutter den Tod bringen. Die in unser stilles Heim getragene Aufregung läßt mich ohnehin das Schlimmste befürchten.“

Eine wahre Herzensangst sprach aus den letzten Worten, die niemand hinter dem sich so gefühllos Gebenden vermutet haben würde. Die Liebe zur Mutter war offen-

bar die weiche Stelle im Herzen dieſes kalten, harten Mannes.

Der Staatsanwalt hatte ſich erhoben. „Ich muß dem Antrage der Verteidigung widerſprechen. Der Zeuge hat in ſo ruhiger und genauer Weiſe alle Fragen beantwortet, daß wohl auch ſeiner Verſicherung Glauben geſchenkt werden kann, er habe ſich unter der Ausgangsthür des Reſtaurantgartens in jener kritiſchen Nacht von ſeinem Vater verabſchiedet. Was ſoll da dieſe Frau Böhme eigentlich bekunden?“

„Ich beharre bei meinem Antrage,“ verſetzte Hellborn gelaſſen. „Nach den auch von mir nicht angezweifelten Ausſagen des Zeugen hat er bis hart an die Schwelle jenes Augenblickes in Geſellſchaft ſeines Vaters zugebracht, in welchem dieſer einem Kapitalverbrechen zum Opfer fiel. Damit fällt aber die Anklage gegen meinen Klienten in ſich zuſammen. War der Angeklagte nicht in Geſellſchaft ſeines Vaters, ſo kann er auch dieſen nicht in die Spree geſtoßen haben. Es widerſtrebt mir, hieraus weitere Schlüſſe zu ziehen. Jedenfalls iſt es für den Zeugen Francke von ſchwerwiegendem Intereſſe, ſofort den Nachweis erbringen zu können, daß er wirklich, wie er behauptet, mit dem letzten Ringbahnzuge gefahren iſt. Beſtätigt Frau Böhme ſeine Behauptung, ſo iſt für den Zeugen ein wichtiger Alibibeweis erbracht; meines Erachtens der einzig ausſchlaggebende, denn daß es ihm körperlich unmöglich geweſen ſein ſoll, unter Umſtänden das meinem Klienten zur Laſt gelegte Verbrechen zu verüben, das bezweifle ich. Da laſſen ſich allerlei Möglichkeiten denken, die es auch einem körperlich Vernachläſſigten ermöglichen, einem Stärkeren verhängnisvoll zu werden.“

„Will man mich hier etwa anklagen?“ brauſte William auf. „Wagt jener Herr wirklich zu behaupten, ich ſtünde mit jener That in irgend einer Beziehung?“

Der Präsident verwies ihn strenge zur Ruhe. „Der Herr Verteidiger nimmt nur sein gutes Recht wahr, wenn er aus Ihren Aussagen durchaus sinngerechte Folgerungen zieht. Es liegt in der Natur der Sache, daß Ihre Aussagen einen Wendepunkt im gegenwärtigen Prozesse bedeuten und darum mit ganz besonderer Sorgfalt geprüft werden müssen. Es wird sich wahrscheinlich sogar Vertagung als notwendig herausstellen. Ehe der Gerichtshof sich indessen hierüber schlüssig macht, soll der Versuch gemacht werden, trotz der vorgerückten Stunde die Zeugin Böhme zur Stelle zu schaffen. Sie selbst, Zeuge, haben sich zur Verfügung des Gerichts zu halten."

„Aber was soll aus meiner Mutter werden?" rief William im Tone wirklicher Herzensnot. „Sie wollen ihr noch die letzte hilfreiche Hand entziehen. Dazu die Verlassenheit, Polizeileute in der Wohnung! So üben Sie doch Barmherzigkeit! Es kann ihr Tod sein!"

„Haben Sie denn niemand außer dieser Frau Böhme, der sich inzwischen der Pflege Ihrer Mutter widmen könnte?" forschte der Präsident.

„Niemand," sagte der Zeuge dumpf. „Wir stehen ganz allein. Meine Mutter ist so überaus ängstlich, sie erträgt kein fremdes Gesicht."

„Darauf kann der Gerichtshof keine Rücksicht nehmen. Der Kriminalschutzmann könnte höchstens Auftrag erhalten, eine Angehörige der öffentlichen Krankenpflege mit in die Wohnung des Zeugen zu nehmen."

In diesem Augenblick erhob sich Klara Gutjahr, die mit immer wachsender Teilnahme den Auftritt verfolgt hatte, von der Zeugenbank und trat schüchtern näher.

„Darf ich vielleicht meine Dienste anbieten?" fragte sie stockend.

Die Ueberraschung im Saale war allgemein. Ihr Vater rief halblaut unmutig hinter ihr her, davon könne

die Rede nicht sein. Auch William Francke hatte sich nach ihr umgewandt und sah sie mit sprachlosem Erstaunen an.

„Wie meinen Sie das, Zeugin?“ fragte der Präsident.

„Meine Mutter litt an derselben Krankheit, ich pflegte sie bis zu Ende und verstehe mich darum auf die Behandlung solcher Kranken. — Ich meine,“ setzte sie stockend und errötend hinzu, „es müßte dem Herrn vielleicht angenehm sein, seine Mutter zunächst nicht allein zu wissen.“

Der Konsul wollte ungehalten gegen den Vorschlag seiner Tochter Verwahrung einlegen, der auch den Verteidiger zu einem Kopfschütteln veranlaßte.

Nur Gisbert nickte der Verlobten anerkennend zu.

„Was wollen Sie bei meiner Mutter?“ entfuhr es dem Zeugen grollend. „Vielleicht sie aushorchen? Sparen Sie sich die Mühe! Meine Mutter weiß nichts Verfängliches zu berichten.“

„Was fällt Ihnen ein!“ rügte der Präsident. „Das dankenswerte Anerbieten der Zeugin verdient keine Kränkung.“

„Die Dame ist doch die Braut des Angeklagten!“ rief William. „Er oder ich, einer von uns soll ja der Thäter sein.“

„Das glaube ich nicht,“ fiel Klara mit leuchtendem Blicke und aufglühenden Wangen ein. „Sie sind so unschuldig wie Gisbert, das ist meine feste Ueberzeugung.“

William Francke wurde gleich einem gescholtenen Schulknaben rot. Ungläubig starrte er auf das schöne Mädchen, als begriffe er deren Worte nicht.

„Ihr Anerbieten, mein Fräulein, ist jedenfalls dankenswert,“ schnitt der Präsident weitere Auseinandersetzungen ab. „Ich sehe keinen vernünftigen Grund, keinen Gebrauch davon zu machen. Wenn Sie sich also dem Schutzmann anschließen wollen —“

Klara stand noch immer abwartend; fragend ruhte ihr

Blick auf dem düster umwölkten Gesicht Williams. Als er von ungefähr ihrem Blicke begegnete, ging eine neue dunkle Blutwelle durch seine Wangen.

„Ich bin Ihnen dankbar, mein Fräulein," kam es rauh und widerstrebend über seine Lippen. „Bitte, beruhigen Sie meine Mutter meinetwegen, ich bin nun einmal ihr Sorgenkind!"

Er versuchte zu lächeln, aber es mißlang ihm.

Nach der Entfernung Klaras dauerte es noch eine Weile, bis die durch den Zwischenfall hochgehenden Stimmungswogen sich wieder glätteten, und die in diesen Räumen gewohnte trockene Nüchternheit sich wieder über der Versammlung lagerte. Die im Saal entzündeten Lampen mit ihren trüben, lange Schatten werfenden Flammen trugen wesentlich dazu bei, den Grundton froherwachter Hoffnung wieder herabzumindern.

Doktor Hellborn erbat das Wort.

„Ich wünsche nochmals festzustellen, daß durch die durchaus glaubwürdigen Beurkundungen des Zeugen Francke der Unschuldsbeweis für meinen Klienten erbracht worden ist. Gegen ihn spricht nur noch das eigene, inzwischen längst widerrufene Schuldeingeständnis, sowie verschiedene Zufälligkeiten, wie das Abnehmen des Vollbartes und der immerhin auffällige Umstand, daß der Angeklagte gegenüber dem Kommissar Varnhagen zuerst den richtigen Thatort genannt hat. In dieser Hinsicht nun hat mich der Angeklagte ermächtigt, seine vorhin gegebene Schilderung zu ergänzen. Mein Klient ist thatsächlich in jener Nacht in der Nähe des Café Gärtner, jedoch nicht in diesem selbst gewesen. Auf meinen ausdrücklichen Rat hat er dies bisher seinen Richtern verschwiegen. Ich wollte nicht, daß dem Angeklagten ungünstige Schlüsse aus diesem Bekenntnisse gezogen würden. Es liegt jetzt aber kein Grund mehr vor, um nicht auch diese letzte ergänzende Erklärung abzugeben."

Auf die Frage des Vorsitzenden räumte Gisbert nunmehr ein, etwa um die elfte Abendstunde auf seinem ziellosen Durchstreifen des Tiergartens auch den zwischen dem Parkgitter von Schloß Bellevue und dem Spreebett sich hinziehenden Promenadenweg beschritten zu haben, der am Garten des Café Gärtner vorüberführt.

„Bei einem zufälligen Blick in den Garten nahm ich meinen Vater wahr. Er saß von grellem Laternenlicht voll beschienen derart da, daß jeder Vorübergehende ihn erblicken mußte. Er saß nicht allein am Tisch; ihm gegenüber, mit dem Rücken nach dem Fußgängerwege, saß ein anderer Herr, auf den ich indessen nicht geachtet habe. Ich habe mein Seelenleben in jener Nacht bereits ausführlich geschildert und brauche mich deshalb in keiner Wiederholung zu ergehen. Ich kann nur sagen: der Anblick meines Vaters reizte mich aufs äußerste. Ich war stehen geblieben; konnte ich auch kein Wort der Unterhaltung verstehen, so hörte ich doch das häufige spöttische Lachen des Vaters. Bei dem Gedanken, daß dieser Mann, der so Schweres über mich und meine Lieben gebracht hatte und vielleicht auch ferner noch bringen würde, zu lachen vermochte, während mir vor Jammer und Not das Herz blutete, versetzte mich in einen fürchterlichen Zustand. Mordgedanken waren es wirklich, die mich in jener Stunde überkamen. Wie lange ich stand und solch finsteren Gedanken nachhing, weiß ich nicht mehr. Endlich brachten mich die rohen Redensarten zweier Burschen, die den Weg mit untergefaßten Armen auf und nieder schritten und Witze über mich machten, wieder zu mir. Ich begann mich meiner abscheulichen Regungen zu schämen und ging hastig in den Tiergarten zurück."

„Sie wollen vermutlich dadurch aufklären, wie Sie dazu gekommen sind, die Fußgängerbrücke als Thatort anzugeben?" fragte der Vorsitzende.

„Allerdings. Ich hätte schon beim Beginn der Verhandlung dies mitgeteilt, hätte ich nicht auf ausdrückliches Verlangen meines Verteidigers davon Abstand nehmen müssen. Er wollte mich auch jetzt noch von dieser Ergänzung meiner Mitteilungen zurückhalten; aber ich bin es mir selbst schuldig, glatte Bahn zu schaffen."

„Der Angeklagte hätte richtiger gethan, den Ratschlag der Verteidigung unberücksichtigt zu lassen," fiel der Staatsanwalt ein. „Ich stelle fest, der Angeklagte hat hiermit eingeräumt, kurz vor der kritischen Stunde in der Nähe des Thatortes sich aufgehalten zu haben. Damit bleiben sämtliche Folgerungen der Anklage bestehen; ja, es ergiebt sich mit zwingender Notwendigkeit die Anklage aus Paragraph 211. Der Angeklagte hat auf sein Opfer gelauert, er folgte diesem über die Brücke und vollbrachte auf dieser die vorsätzlich geplante und mit kalter Ueberlegung ausgeführte That."

Die scharf zugespitzten Worte des Staatsanwalts erweckten einen nachhaltigen Eindruck im Saale. Wie ein erkältender Hauch wehten sie über die Züge der Geschworenen, in denen sich vorher mehr oder minder deutlich Anteilnahme für den Angeklagten ausgedrückt gehabt hatte.

„Ich bin mir des ungünstigen Eindrucks vollkommen bewußt, welchen das Geständnis des Angeklagten notwendig hervorrufen mußte," äußerte Hellborn wieder. „Ich würde mich auch niemals zu einer derartigen Erklärung haben bestimmen lassen, leitete mich nicht die ganz bestimmte Absicht, die Aufmerksamkeit des Schwurgerichts auf einen bisher ganz vernachlässigten Umstand zu lenken, der durch die Worte meines Klienten in etwas gestreift wurde. Mein Freund deutete an, daß er durch zwei rohe Burschen belästigt und dadurch bestimmt wurde, sich zu entfernen. Mir gegenüber hat der Angeklagte auch seiner Vermutung Ausdruck gegeben, daß die beiden Leute Schifferknechte oder

dergleichen gewesen seien. Wir wissen aus den Ergebnissen der Verhandlung, daß der ja auch als Zeuge vernommene Schiffseigner Lupke aus Lübben in jener Nacht in der Nähe der Fußgängerbrücke mit seinem Ziegelkahn verankert gelegen hat. Ich beabsichtige nun, einige Fragen dem Zeugen noch vorzulegen."

Schon bei Nennung seines Namens hatte Lupke, eine gedrungene, stämmige Erscheinung in den mittleren Mannesjahren, sich mit kurzem, militärischen Ruck von der Zeugenbank erhoben. Auf einen Wink des Vorsitzenden trat er jetzt an den Zeugentisch heran.

„Was ich gesagt habe, ist die reine Wahrheit!" sagte er schon während des Nähertretens in dem allen Schiffern gemeinsamen Platt. „Ich habe den toten Menschen erst morgens gesehen. Da giebt es keine Geheimnisse nicht."

„Hatten Sie Knechte im Dienst?" fragte Hellborn.

„Ja, Herr, es waren ihrer zwei; Ede Grasnick, meiner Schwester Sohn, ist vor'n paar Tagen freiwillig eingetreten bei den Pionieren, und der andere, hm, hm —" er besann sich nicht gleich — „ist nämlich eine tolle Zucht mit den Leuten, sie halten nicht aus, habe diesen Sommer vielleicht zwanzig gehabt. Wird aber wohl der Rotkopf gewesen sein, der dürre Schultze."

„Nun besinnen Sie sich einmal genau. Hielten sich die beiden Knechte in jener Nacht an Bord auf oder waren sie an Land gegangen?"

„Das möchte wohl stimmen, die trieben sich wie falsches Geld umher, Sitzfleisch hat so was nicht."

„Die beiden Knechte waren also auch in der kritischen Nacht nicht an Bord. Wann mögen sie heimgekommen sein?"

„Da fragen Sie mich zu viel, lieber Herr. So was zieht die Stiefel aus und huscht auf den Socken in die Kabine, da soll der Deubel was hören. Um zwölf waren

sie noch nicht da. Mein Schwesterſohn ſagte mir ein paar Tage drauf, es ſei merkwürdig, daß ſie von der Beſcherung nichts gemerkt hätten. Ihr Schlafraum liegt nämlich nahe beim Steuer. Es war freilich dunkel damals, und Laternen brannten nicht."

„Wo iſt dieſer Schultze jetzt?"

„Weiß nicht, lieber Herr. Aber mein Schwesterſohn kann es wiſſen, die ſchreiben ſich, wie mir meine Alte berichtet hat."

„Ich ſtelle den Antrag auf ſchleunige Vorladung des Eduard Grasnick," wendete ſich der Verteidiger mit erhobener Stimme an den Gerichtshof. „Ich ſtelle es billigem Ermeſſen anheim, die Verhandlung bis dahin zu vertagen."

Der Staatsanwalt hatte keine Einwendung zu machen; aber die läſſige Handbewegung, mit der er ſeine Erklärung begleitete, ſagte deutlich genug, daß ſeiner Anſicht nach alle Bemühungen der Verteidigung nur nutzlos den endlichen Prozeßausgang aufhielten, der doch die Verurteilung des Angeklagten bringen mußte.

Schon wollte ſich der Gerichtshof zur Beratung zurückziehen, als der entſendete Kriminalſchutzmann mit der Meldung von dem Eintreffen der Zeugin Böhme an Gerichtsſtelle eintrat. Es wurde beſchloſſen, zur ſofortigen Vernehmung der Zeugin zu ſchreiten und mit dem Einverſtändnis der Verteidigung über den neuen Antrag ſich erſt ſpäter ſchlüſſig zu machen.

Frau Böhme, eine einfache, ſchlichte Frau aus dem Volke, trat in tauſend Aengſten vor. Mit weinerlicher Stimme entſchuldigte ſie ſich wegen des ſchlechten Anzuges, in welchem ſie vor Gericht erſcheinen mußte. Aber der Schutzmann habe ihr kaum Zeit gelaſſen, ein Kopftuch umzubinden und die Schürze abzuthun.

William Francke hatte bisher wie teilnahmlos, ganz

in sich versunken, dagesessen. Beim Eintritt der Zeugin war flüchtige Röte in seine Wangen gekommen; er hatte sich rasch erhoben.

„Wie geht es meiner Muttter?“ hatte er sich schon fragend an die Zeugin gewandt, ehe der Vorsitzende ihn daran zu hindern vermocht hatte.

„Na, es könnte besser sein,“ berichtete die geschwätzige Frau. „Sie hat einen Herzkrampf gekriegt vor Aufregung und Schreck. Aber es ist schon wieder besser,“ setzte sie tröstend hinzu, als der Fragende bei ihren Worten zusammenzuckte.

„Sie hören, Zeuge, daß bereits Besserung eingetreten ist,“ verwies der Vorsitzende. „Wenden Sie sich hierher, Zeugin, ich darf solche ganz unzulässigen Verständigungen unter keinen Umständen dulden.“

Es dauerte eine Weile, bis die üblichen Personalfragen erledigt waren, und der Präsident der Zeugin erläutert hatte, um was es sich handelte.

„Herr Francke ist sehr häuslich, er hat weder Freunde noch irgend welchen Umgang,“ berichtete Frau Böhme nun. „Er geht ganz in der Pflege seiner Mutter auf, so ein braver Mensch, wie er ist! Wunderselten einmal, daß er ausgeht.“

„War Herr Francke Ende Juli einmal abends ausgegangen?“ forschte der Präsident. „Er behauptet, in der Nacht vom 26. zum 27. Juli einmal viele Stunden hintereinander von Hause fortgewesen zu sein.“

„Ja, ich erinnere mich,“ fiel die Zeugin rasch ein. „Mit der Zeit kann das wohl stimmen. Damals ist Herr Francke ein paarmal hintereinander fortgewesen, und einmal bis spät in die Nacht hinein.“

„Können Sie sich erinnern, ob das genau in jener Nacht war?“

„Unmöglich, Herr Gerichtshof, das weiß ich nicht. Aber

nicht wahr, Herr Francke" — sie wendete sich dabei nach dem Zeugen um — „es war nur ein einziges Mal?"

„Sehen Sie hierher, Zeugin," unterbrach sie der Präsident. „Können Sie sich noch erinnern, wann Herr Francke in jener Nacht nach Hause gekommen ist? Besinnen Sie sich genau, ehe Sie antworten. Es hängt von Ihrer Antwort manches ab."

Der Zeugin war unbehaglich zu Mute. Ihrem faltigen, hageren Gesicht war die Angst abzulesen, vielleicht etwas auszusagen, was dem ersichtlich von ihr hochgeachteten Zeugen peinlich sein konnte.

„Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, Zeugin," belehrte sie der Vorsitzende eindringlich, „Sie stehen unter Ihrem Eide und haben sich bei Ihren Aussagen streng an die Wahrheit zu halten. Nun, haben Sie sich besonnen?"

Seiner Mahnung ungeachtet machte Frau Böhme immer wieder den Versuch, sich nach dem Zeugen umzuschauen, wie in der Hoffnung, dieser werde ihr auf die richtige Spur helfen.

„Wie war es nur gleich? Ach ja, ich war vor Langerweile eingeschlafen, als Sie nach Hause kamen, nicht wahr, Herr Francke? — Nehmen Sie es nur nicht übel, Herr Gerichtshof, ich meine es ja nicht schlimm, aber Herr Francke muß es eigentlich besser wissen. Sie standen schon mitten im Zimmer, als ich aufwachte. Es roch so stark, nicht wahr? Hatten Sie nicht Zahnweh? Mir ist es, als ob Sie aus der Flasche verschüttet hätten. Ihre ganzen Kleider rochen so stark, — na, was war es doch gleich?"

„Wahrscheinlich Aether oder Chloroform," fiel der Verteidiger ein.

„Ja, so was wird's wohl gewesen sein."

Augenscheinlich war die Schwatzhaftigkeit der Frau dem Zeugen Francke unangenehm. Er trat einige Schritte vor. „Es handelt sich um ein in jeder Apotheke erhältliches

Schmerzbetäubungsmittel. Ich kam mit Zahnschmerzen nach Hause und wollte Watte beträufeln. Da mag ich ein paar Tropfen vergossen haben."

„Na, Herr Francke, das sagten Sie damals schon," meinte die Zeugin ungläubig. „Ich habe Ihren Anzug ganze Tage lang in die Luft gehängt, und er riecht heute noch nach dem Zeug. Aber das ist ja einerlei. Wo war ich nur gleich?"

„Sie wollten uns sagen, wie spät es war, als Herr Francke an jenem Abend nach Hause kam."

„Sagten Sie nicht, es wäre eins durch?" wendete sich die Zeugin wieder um Auskunft an William. „Ich war nämlich so verschlafen, daß ich keine langen Geschichten mehr machte, sondern in mein Bett kroch. Am nächsten Morgen verschlief ich natürlich die Zeit, denn ich hatte ganz vergessen, den Wecker aufzuziehen. Meine Zimmerherren mußten mich wachpochen."

„Sie sind also nicht im stande, uns genau die Stunde anzugeben?"

„Aber natürlich, Herr Gerichtshof. Herr Francke schaute doch auf die Uhr und sagte, es sei eins vorbei."

„Das kann uns nicht genügen," meinte der Präsident. „Ist sonst noch eine Frage an die Zeugin?"

Der Staatsanwalt verzichtete; Hellborn wollte nur wissen, ob William Francke nach Wahrnehmung der Zeugin häufig an Zahnschmerzen litt. Darauf wußte Frau Böhme keine richtige Antwort zu geben. Bemerkt habe sie es nicht besonders; wenigstens vorher nicht. In der letzten Zeit habe Herr Francke zuweilen von dem Zeug auf ein Watteflöckchen gegossen und solches in den hohlen Zahn gesteckt.

Doktor Hellborn schien befriedigt; er erklärte, für die Zeugin vorerst keine weitere Frage zu haben.

Während der Gerichtshof sich hierauf zur Beratung über den Antrag des Verteidigers zurückzog, plauderte dieser

anſcheinend unbefangen mit einem unanſehnlichen Mann, den er im Zuhörerraum entdeckt und herangewinkt hatte. Der Vorgang wurde kaum bemerkt; immerhin wollten einige in dem Unſcheinbaren einen Detektiv erkennen und beſondere Schlüſſe aus dieſer Unterredung ziehen.

Zu ihnen mochte auch der Staatsanwalt gehören. Er näherte ſich, als die Unterredung ihr Ende gefunden, und der Unſcheinbare ſich in der Menge wieder verloren hatte, wie zufällig dem Verteidiger.

„Sie hegen wohl Beſorgnis, dieſer Miſter Francke könne uns durch die Lappen gehen?“ fragte er im gemütlichſten Plaudertone. „Na, ſchadet nichts, wenn Sie ihm die Nacht über jenen Meiſterſpürhund an die Sohlen heften. Ich habe meine Maßregeln gleichfalls getroffen.“

„Das freut mich,“ gab Doktor Hellborn zurück. „Sie trauen mit anderen Worten dem Landfrieden auch nicht recht. Wir erleben noch eine Ueberraſchung an dem Herrn.“

„Aber in anderem Sinne, als Sie meinen,“ äußerte der Staatsanwalt. „Ihr Plan war fein durchdacht; aber Sie werden dieſen Prozeß niemals als Erfolg für ſich regiſtrieren können.“

Der Wiedereintritt des Gerichtshofes ſchnitt die Entgegnung des Verteidigers ab.

„Beſchloſſen und verkündet,“ berichtete der Präſident, „dem Antrage der Verteidigung wird ſtattgegeben. Schleuniges Erſuchen ergeht an das Kommando des hieſigen Gardepionierbataillons, den Eduard Grasnick behufs Abgabe ſeines Zeugniſſes auf morgen vormittag neun Uhr zu kommandieren. Die vorläufige Feſtnahme des Zeugen William Francke wird aufgehoben, jedoch beſchloſſen, die Beſchlagnahme der in ſeiner Wohnung aufgefundenen 19,400 Mark vorläufig aufrecht zu erhalten. Die Sitzung wird bis morgen neun Uhr vormittags unterbrochen. Der Angeklagte bleibt in Haft.“

4.

Zu kritiſcher Stunde hatte Klara Gutjahr die dürftig eingerichteten Räume betreten, welche Mutter und Sohn in Schöneberg bewohnten. Im Augenblick ſah es doppelt wüſt darin aus. Halb herausgezogene Kommodenſchubladen mit völlig durchwühltem Inhalt, Waſchbecken mit teilweiſe verſpritztem Waſſerinhalt da und dort auf den Stühlen, eine Menge wie in größter Aufregung zuſammengeholter und unordentlich nebeneinander auf den Nachttiſch hingeſtellter Arzneiflaſchen; all dieſes wirre Durcheinander legte beredtes Zeugnis dafür ab, daß der enge Raum noch vor kurzem der Schauplatz eines geſchäftigen, von irgend einem heftigen Schrecken beeinflußten Treibens geweſen ſein mußte.

So verhielt es ſich auch. Ganz vor kurzem noch hatte ein in größter Haſt herbeigeholter Arzt ſeines ernſten Berufes gewaltet. Die Unglückliche, die eben, wie in tiefen Todesſchlaf verſenkt, unbeweglich lag, war von einem heftigen Herzkrampfe befallen worden, der lange allen Anſtrengungen des Arztes geſpottet hatte. Endlich hatte er nachgelaſſen, und die Kranke lag nun ſterbensmatt in todähnlichem Schlafe. Der Arzt ſagte, er werde um die ſpäte Abendſtunde nochmals nachſehen; der Zuſtand der Kranken ſei äußerſt kritiſch, und ein neuer Anfall werde ſie beſtimmt dahinraffen. Darum ſei äußerſte Stille geboten, und jede Erregung peinlichſt fernzuhalten.

Auf den Zehenſpitzen war Frau Böhme den in die Wohnung Tretenden entgegengekommen und hatte dieſen alles mitgeteilt. Es hatte Schwierigkeit genug gekoſtet, um der nach Art der meiſten kleinen Leute mißtrauiſchen Frau klar zu machen, daß ſie unverzüglich dem Kriminalſchutzmann zum Gericht folgen und inzwiſchen Klara geſtatten müſſe, ihren Platz neben dem Lager der Schwerkranken

einzunehmen. Sie wollte dieſer noch eine Menge Verhaltungsmaßregeln zurücklaſſen und war nur mit Mühe zum Fortgehen zu bewegen.

Mit bleiernem Flügelſchlage verſtrich die Zeit. Nichts war vernehmbar als die ſchwachen, unregelmäßigen, zuweilen ganz ausſetzenden Atemzüge der Schlafenden, und Klaras Gedanken gingen in die jüngſte Vergangenheit zurück. Was hatte ihr dieſe für Schickſalsſtürme gebracht! Aus der umſchmeichelten, einzigen Tochter eines reichen Vaters, aus der wie im Maienſonnenſchein des Glückes durch das Daſein gehenden Braut eines ebenſo liebenswürdigen, wie um ſeiner Tüchtigkeit willen angeſehenen und um ſeines Charakters geachteten jungen Mannes war ein niedergebeugtes, bekümmertes Weſen geworden, das mit Thränen morgens ſich erhob und weinend den allzu langſam vorübergekrochenen Tag wieder begrub. Die ſeit der Verhaftung des geliebten Mannes verſtrichenen Wochen erſchienen ihr wie ein böſer Traum.

Die Verhandlung vor dem Schwurgerichte hatte dem jungen Mädchen eine Fülle neuer Erregungen gebracht. Den ganzen Tag über hatte ſie ſich in einem ſchwer zu beſchreibenden Zuſtande äußerſter Nervenanſpannung befunden; in einem ſolchen Zuſtande, tief von heiligem Mitleid angefaßt, hatte ſie ſich auch erboten, am Krankenbette der Mutter des Stiefbruders Gisberts Pflegerinnendienſte zu leiſten.

Nun erſt, in der tiefen, beinahe beängſtigenden Stille des Krankenzimmers, kam ihr das Gewagte ihres Schrittes recht zum Bewußtſein. Das wächſerne, verfallene, ſpitzig zulaufende Geſicht der Kranken ließ ſie erſchauern. Bänglich kroch der Gedanke an ſie heran, daß die Unglückliche vor ihr vielleicht ſchon im Verlaufe der nächſten Viertelſtunden den letzten Atemzug thun könne. Und nicht dieſe Empfindung allein quälte ſie. Während ſie hier müßig

wartend saß, entschied sich vielleicht des Geliebten Schicksal und damit ihr eigenes.

Wie sie noch saß, dachte und sann, öffneten sich mit einemmal die Augen der Kranken, und diese schaute sie mit einem langen, forschenden Blicke an. In dem verfallenen Gesicht der Erwachten prägte sich kein Befremden über die Anwesenheit der ihr doch völlig Unbekannten aus. Sie ließ es gern geschehen, daß Klara ihr Wasser reichte und ihr Stirn und Schläfen mit Kölnischem Wasser benetzte. Unverwandt schaute sie in das Gesicht des jungen Mädchens; dann tastete sie nach Klaras Hand und umklammerte sie mit der eigenen fieberglühenden.

„Sie sind gut, nicht fortgehen!“ sagte sie in englischer Sprache. „Sie sind sehr gut!“

Nach einer Weile kehrte ihr die Erinnerung an die letzten Vorgänge zurück; jäher Schreck prägte sich in ihren bleichen Zügen aus, und unruhig begannen ihre Augen im Raume hin und her zu irren.

„Wo ist mein Sohn?“ kam es röchelnd über ihre Lippen. „Allmächtiger, was geschah mit ihm?“

Mit sanfter Gewalt hielt Klara die Kranke in den Kissen nieder. Sie suchte dieser verständlich zu machen, daß der Vermißte bald zurückkehren werde und nur an Gerichtsstelle berufen worden sei, um Zeugnis abzulegen. Die Kranke verstand indessen, wie sich bald herausstellte, kaum ein deutsches Wort, und Klara mußte all ihre englischen Kenntnisse hervorholen, um sich ihr notdürftig verständlich machen zu können.

„Meine Stunden sind gezählt,“ sagte die Kranke mit Anstrengung und so undeutlich, daß Klara Mühe hatte, sie zu verstehen. „Wenn mein Sohn kommt, werde ich sterben. Es wird mir nur seinetwegen schwer. Wir waren so eng verbunden, er liebte nur mich, und ich nur ihn.

Die Welt kennt nicht ſein Herz. Dieſes beſaß nur ich. Allen anderen gegenüber erſcheint er kalt und ſchroff.“

Dann überkam ſie wieder die Angſt. In ſchrillen Tönen rief ſie nach dem Fernen; die in ihr lodernde Unruhe verzehrte ſie. Dann ſchwieg ſie wieder und kämpfte mit einer Ohnmacht. Nur wenn irgend ein Geräuſch in der Wohnung ſich regte, erſchauerte ſie und fragte, ob ihr Sohn noch immer nicht heimgekehrt ſei.

Sie ahnte nicht, wie das Warten ihrer Pflegerin ſelbſt zur unerträglichen Qual wurde, wie Klara nur noch mit Aufgebot all ihrer Willenskraft gegen die verzehrende Angſt des eigenen Herzens anzukämpfen vermochte.

Längſt war die neunte Stunde vorüber, als draußen an der Korridorthür Geräuſch laut wurde.

Die Kranke fuhr auf und lauſchte. Ein ſeliges Lächeln umſpielte ihre Lippen, und angeſtrengt ſchaute ſie nach der Thür. „Es iſt William, ich höre ſeinen Schritt. Er tritt ſo leiſe auf, der gute Junge.“

Er war es in der That; in ſeiner Begleitung erſchienen Frau Böhme und Konſul Gutjahr. Der letztere war gekommen, um ſeine Tochter heimzuholen.

Dieſe Abſicht ſtieß bei der Kranken aber auf entſchiedenen Widerſpruch. Kaum machte Klara Miene, ſich vom Stuhle zu erheben, ſo taſtete ſie auch ſchon angſtvoll nach ihrer Hand.

„Nicht fortgehen, bei mir bleiben!“ bat ſie in kläglichem Tone. „Halten Sie meine Hand, gutes Kind! Es thut ſo wohl. Ich ſterbe leichter.“

William war vor dem Bette der Mutter niedergekniet; er wollte dieſer ſanft zureden, erreichte aber nur, daß die Kranke Anzeichen bedrohlicher Erregung von ſich gab.

„Gieb mir auch deine Hand, ſo iſt es gut!“ hauchte ſie angeſtrengt, und als ihrem Willen Genüge geſchehen war, ging ein Lächeln über ihre verfallenen Züge.

Mit ſcheuem, unſicherem Blicke maß William wiederholt die notgedrungen dicht neben ihm Sitzende. „Wir ſind uns völlig fremd. Es iſt zu peinlich!“ ſtieß er gedämpft hervor. „Ich begreife meine Mutter nicht.“

Klara lächelte nur wehmütig. „Ich erfülle gern Ihrer Mutter Wunſch,“ ſagte ſie leiſe. „Sind wir Menſchen nicht aufeinander angewieſen?“

„Aber ich will es nicht annehmen! Gerade Sie!“

„So leiſe er auch geſprochen, hatte ihn die mit geſchloſſenen Augen Daliegende doch verſtanden. „Nicht fortgehen!“ hauchte ſie flehend noch einmal und umklammerte feſter des Mädchens Hand.

„Ich bleibe gern bei Ihnen,“ ſagte Klara leiſe.

Die Kranke nickte nur und blieb weiter mit geſchloſſenen Augen liegen.

Das dauerte wohl eine Stunde. Dann ſchlug die Kranke die Augen voll auf; unverwandt ſchaute ſie ihren Sohn an.

„William,“ ſagte ſie mit leiſer, aber klarer Stimme, „du biſt ein guter Sohn geweſen. Du haſt viel für mich gethan. Was du aber gethan haſt, wird Gott dir verzeihen, denn dich trieb die Liebe zu mir.“

Verſtört blickte der junge Mann ſie an. Kein Laut kam über ſeine Lippen, unverwandt ſchaute er die Sterbende an. „Mutter, du darfſt mich nicht verlaſſen!“ drang es plötzlich in heftigſtem Schmerze über ſeine Lippen. „Du darfſt mich nicht verlaſſen, ich habe nur dich, nur dich, Mutter!“

Ein ſanftes Lächeln ging über die durchſichtig gewordenen Züge der Scheidenden. „Küſſe mich, mein Liebling — leb wohl!“

Ein letzter leiſer, verhauchender Seufzer. Dann ſank ihr Haupt zurück, und ſie hatte ausgelitten.

Das junge Mädchen ſaß erſchüttert und wehrte den

unaufhaltsam rinnenden Thränen nicht. Noch in der letzten Todesnot hatte die nun Verschiedene ihr in heißem Dank die Hand gedrückt; nur mit sanfter Gewalt vermochte Klara jetzt ihre Hand zu befreien.

Mit scheuem Blicke schaute sie auf William. Dieser stand wie ein Eichenstamm im Sturm; er wankte und zitterte nicht, obgleich bis zum Wahnsinn gesteigerter Schmerz aus seinen Zügen sprach.

„Sie ist tot!“ brachte er dann rauh hervor. „Ich danke Ihnen. Sie machten ihr das Sterben leicht. Ich wollte, ich könnte Ihnen meine tiefe Schuld bezahlen!“

„Es war so wenig, was ich ihr thun konnte!“ rief das Mädchen und brach in Schluchzen aus. „Sie sollen mir nicht danken. Sie können mir nichts geben! Für mich giebt es nur ein Glück: meines Verlobten Freiheit und Ehre! Die können Sie ihm nicht zurückgeben.“

William schien nicht mehr auf sie zu hören; er hatte sich zu der Toten gewendet und starrte unablässig trockenen Auges auf diese nieder.

Still verließen Vater und Tochter den Raum.

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen um neun Uhr wurde die Schwurgerichtssitzung unter großem Andrange des Publikums wieder eröffnet. Die Abendzeitungen hatten schon Berichte über die sensationell zugespitzte Angelegenheit gebracht. Die Erwartung, welchen endlichen Ausgang dieselbe nehmen würde, war aufs höchste gesteigert.

Die Zeugen waren vollzählig wieder erschienen. Auch William Francke hatte sich eingefunden. Alle Farbe war aus seinen Zügen gewichen, diese selbst erschienen schlaff und leblos. Nur in seinen Augen flackerte ein düsteres, unstetes Feuer.

Der Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit der Mitteilung, daß die Militärbehörde dem an sie gerichteten

Erſuchen Folge gegeben habe, und der Pionier Grasnick erſchienen ſei.

„Vor Eintritt in die Tagung habe ich eine Mitteilung zu machen," begann der Staatsanwalt. „Der Herr Verteidiger hatte geſtern abend im Gerichtsſaale hier, wie er mir auch unumwunden zugegeben, einen hieſigen Privatdetektive mit der Ueberwachung von Zeugen beauftragt. Ich habe nun in Erfahrung gebracht, daß dieſer den erfolgreichen Verſuch gemacht hat, in die hieſige Pionierkaſerne noch kurz vor Zapfenſtreich Einlaß zu erhalten. Er hat eine längere Unterredung mit dem heute als Zeugen vorgeladenen Pionier Grasnick gehabt. Ich erſuche den Herrn Verteidiger um eine bündige Erklärung hierüber."

„Der Herr Staatsanwalt irrt, wenn er an eine verſuchte unzuläſſige Zeugenbeeinfluſſung glaubt. Es lag mir nur daran, den Aufenthaltsort des Schiffers Schultze ungeſäumt feſtzuſtellen, um dieſen erforderlichen Falles ſofort zur Hand zu haben. Da Grasnick nach Ausſage ſeines Onkels mit dem früheren Genoſſen noch in Briefwechſel ſteht, ſo muß er auch deſſen Aufenthalt kennen. Der Zeuge wird mir beſtätigen, daß der Detektive ihm noch nicht einmal Mitteilung von dem ſchwebenden Prozeſſe, geſchweige von der ihm bevorſtehenden Zeugenvorladung gemacht hat."

„Wo befindet ſich der Schiffer Schultze?" fragte der Staatsanwalt.

„Er ſoll zuletzt von Bromberg aus geſchrieben haben. Der Detektive iſt ſofort dorthin gereiſt; ich kann jeden Augenblick eine Depeſche erhalten und werde nicht verfehlen, das Reſultat dem Herrn Staatsanwalt mitzuteilen."

Damit war der Zwiſchenfall vorläufig erledigt. Der Präſident ließ ſofort den Zeugen Grasnick eintreten, einen gleich ſeinem Onkel gedrungenen, vierſchrötigen Geſellen mit gewöhnlichen, ziemlich rohen Zügen.

„Sie erinnern sich, daß am frühen Morgen des 27. Juli von Ihnen und Ihrem Onkel in der Nähe der sogenannten Fußgängerbrücke eine männliche Leiche aufgefunden worden ist?“

„Jawohl.“

„Sie wissen auch, daß es sich um einen Mord handelt. Sie waren ja damals bei der polizeilichen Aufhebung der Leiche zugegen.“

„Jawohl. Mein Onkel hat mir auch draußen auf dem Korridor erzählt, daß der Mann totgeschlagen worden ist.“

„Das wollen wir auf sich beruhen lassen. Jedenfalls liegt eine gewaltsame Tötung vor. Sie sollen nun in der Nacht zuvor mit einem Kollegen, genannt der dürre Schultze, sich außerhalb Ihres Schiffes umhergetrieben und erst lange nach Mitternacht an Bord zurückgekehrt sein. Stimmt das?“

„Ich glaube nicht. Wir werden wohl in der Koje gelegen haben, wir hatten kein Geld damals.“

„Ne, Junge, bleibe man bei der Wahrheit!“ rief des Zeugen Onkel von der Zeugenbank her. „Du und der andere Windhund, der Schultze, ihr seid damals alle Nächte durchgegangen.“

„Nun, wie verhält es sich damit, Zeuge?“

„Wenn's der Onkel sagt, wird's wohl stimmen.“

„Sie erinnern sich nicht selbst?“

„Nein.“

„So können Sie uns auch nicht sagen, wo Sie und Ihr Freund sich in der kritischen Nacht umhergetrieben haben?“

„Nein.“

„Jener Herr dort“ — der Präsident deutete auf den Angeklagten — „will Sie etwa um elf Uhr nachts in unmittelbarer Nähe der Fußgängerbrücke gesehen haben.“

Grasnick ſchielte nur von der Seite auf den Angeklagten. „Ich weiß wirklich nicht," ſtotterte er.

„Erkennen Sie in dem Zeugen einen der Burſchen wieder, Angeklagter?" forſchte der Präſident.

Gisbert verneinte. „Ich habe nicht ſonderlich acht auf die Burſchen gegeben. Auch war es Nacht."

„Na, hören Sie mal, Zeuge, ſeien Sie nicht ſo zurückhaltend. Sie haben geſchworen, nichts zu verſchweigen, verſtanden? Die Auffindung einer Leiche iſt doch nichts Alltägliches, da wird man auch die Nebenumſtände behalten."

„Der Zeuge iſt überhaupt ſehr zurückhaltend," fiel der Verteidiger ein. „Geſtern abend koſtete es alle Mühe, die doch unverfängliche Frage nach dem derzeitigen Aufenthalt des Schultze von ihm beantwortet zu erhalten."

„Ja, Zeuge, darauf können wir uns nicht einlaſſen," fuhr der Vorſitzende ſtreng fort. „Es geſchieht Ihnen hier nichts, Sie ſollen nur die Wahrheit ſagen. Sie räumten ſelbſt ein, damals kein Geld gehabt zu haben, Sie haben alſo kein Wirtshaus beſucht. Es wird wohl richtig ſein, daß Sie ſich da in der Nähe Ihres Ankerplatzes umhergetrieben haben."

Dies räumte Grasnick endlich zögernd ein.

„Alſo, Sie entſinnen ſich, in jener Nacht beim Café Gärtner einen Herrn angerempelt zu haben?"

Auch dies gab der Zeuge zögernd zu, der ſich jedes Wort nur widerwillig entlocken ließ.

„Wann ſind Sie nun nach Hauſe gegangen?"

„Hm, vielleicht um zwei Uhr, ich weiß nicht mehr."

„Allein oder mit Ihrem Kameraden?"

„Mit 'm Schultze, das kann der beſchwören."

„Wir glauben Ihnen ohnedies, Zeuge. Haben Sie nun in der Nacht, ungefähr um zwölf Uhr, keinen Hilfeſchrei gehört? Beſinnen Sie ſich, Zeuge! Waren Sie

in der Nähe, so müssen Sie ihn gehört haben," mahnte der Präsident.

„Nein, wir haben nichts gehört." Das kam mit großer Bestimmtheit heraus.

„Wissen Sie überhaupt zur Sache etwas anzugeben?"

„Nein."

Der Vorsitzende sah den Verteidiger fragend an; etwas wie stummer Vorwurf lag in seinem Blicke, um solch nichtssagender Aussage willen Vertagung herbeigeführt zu haben.

„Sagen Sie mal, Zeuge," fragte jetzt der Verteidiger, „wann war es, als Sie über die Fußgängerbrücke nach dem Kahne gingen?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht um zwei Uhr."

„Machten Sie irgend eine Wahrnehmung auf der Brücke? — Nicht? Na, am nächsten Morgen ist doch der Hut des Ermordeten auf der Brücke gefunden worden. Stießen Sie in der Dunkelheit nicht vielleicht an einen ähnlichen Gegenstand oder traten auf ihn?"

„Nein," sagte der Zeuge ebenso bestimmt wieder.

„Nahmen Sie vielleicht einen Geruch wahr, der Ihnen auffiel? Roch es scharf oder betäubend, etwa nach Chloroform?"

„Ich begreife wirklich nicht, Herr Verteidiger, wohin diese Frage zielen soll. Mit dem Aufwerfen immer neuer, gar nicht zur Sache gehörender Fragen wird den Interessen des Angeklagten schlecht gedient."

„Die Möglichkeit liegt vor, daß Lewis Francke von einem hinter ihm Schreitenden durch Vorhalten eines mit Chloroform getränkten Taschentuches betäubt und in einem solchen Zustande dann beraubt und über das Brückengeländer gewälzt worden sein kann. Eine solche That kann auch von einem körperlich Vernachlässigten vollführt werden," versetzte der Verteidiger.

Mit einem keuchenden Laut der Empörung war William Francke, der bis dahin völlig teilnahmlos dagesessen, emporgesprungen. Aus seinem wutentstellten Gesicht sprühten die zornig glühenden Augen. „Soll das etwa auf mich zielen?" rief er heiser.

„Darauf dem Zeugen zu antworten, liegt für mich ein Grund nicht vor," gab Hellborn kühl zurück.

„Ich erbitte mir den Schutz des Herrn Präsidenten gegen derartige infame Verdächtigungen!"

Der Vorsitzende wies ihn energisch zur Ruhe. „Sie sind hier lediglich als Zeuge vorgeladen und nicht berechtigt, unaufgefordert irgendwie in die Verhandlung einzugreifen. Da Sie selbst zugaben, bis unmittelbar vor vollbrachter That in Gesellschaft des Opfers geweilt zu haben, müssen Sie sich eine Nachprüfung Ihres Verhaltens in jener Nacht gefallen lassen. — Schweigen Sie jetzt!" setzte er drohend hinzu, als William nochmals den Versuch machte, ihm zu antworten. „Kein Wort mehr, oder ich lasse Sie wegen grober Ungebühr sofort abführen!"

Zeuge Grasnick hatte während des Zwischenfalles mit gesenktem Kopfe dagestanden und an seinen Nägeln zu kauen begonnen.

„Nun, Zeuge, Sie haben gehört, was der Herr Verteidiger Sie gefragt hat," wendete sich der Vorsitzende an ihn. „Was haben Sie darauf zu antworten?"

„Auf der Brücke lag ein Tuch, das roch so streng, es wurde einem ganz schwindelig."

Die Antwort erregte Sensation im Saale. Einzelne Geschworene erhoben sich von ihren Sitzen und beugten sich vor, um den nur undeutlich verständlichen Zeugen besser hören zu können.

„Reden Sie lauter, Zeuge," mahnte der Präsident mit einem erstaunten Blicke auf Grasnick. „Können Sie es auf Ihren Eid nehmen, daß ein solches stark riechendes

Tuch wirklich von Ihnen in jener Nacht auf der Brücke gefunden worden ist?"

„Jawohl," sagte der Zeuge.

„Und Sie sagen das völlig, aus sich heraus, man hat Ihnen nicht aufgegeben, ähnliche Behauptungen aufzustellen, oder Sie sind nicht erst jetzt darauf gekommen, eine solche Aussage zu machen?"

Grasnick schüttelte nur den Kopf.

„Die Aussage des Zeugen klingt doch sehr unwahrscheinlich," fiel der Staatsanwalt scharf ein. „Erst stellt er entschieden in Abrede, überhaupt etwas wahrgenommen zu haben, nun will er gar ein chloroformgetränktes Tuch auf der nachtdunklen Brücke gefunden haben. Weiß der Zeuge nicht, daß es seine Pflicht gewesen wäre, dieses Tuch am nächsten Morgen gleich dem Kriminalkommissar auszuhändigen?"

„Da hatten wir's doch nicht mehr," meinte der Zeuge. „Wir warfen's ins Wasser. Was wußten wir viel, ob einer um die Ecke gebracht worden war oder sonst was."

Dem Verteidiger war kurz vorher eine Depesche behändigt worden. Er wendete sich jetzt an den Zeugen.

„Wo hält sich Schultze jetzt auf? Hier wird mir eben mitgeteilt, daß er nur etwa acht Tage in Bromberg verweilte und dann sich wieder verheuert hat."

Das wußte der Zeuge nicht anzugeben; er habe den letzten Brief aus Bromberg bekommen und seither nicht mehr geschrieben."

„Dann muß ich die Vertagung beantragen," sagte der Verteidiger. „Durch die Aussage des Zeugen Grasnick ist in die Verhandlung ein ganz anderes Licht gekommen. Wir wissen bereits, daß die Zeugin Böhme an dem Zeugen Francke bei dessen Nachhausekunft in der kritischen Nacht einen auffälligen Chloroformgeruch wahrgenommen hat. In Verbindung mit der heute gehörten Aussage

ſcheint es nahezu als erwieſen, daß Francke nicht ſowohl zur Beſeitigung von Zahnſchmerzen als zur Ausführung der Mordthat das Chloroform benützt hat. Ich erhebe hiermit die formelle Anklage gegen den bisherigen Zeugen Francke, die meinem Klienten zugeſchobene That ausgeführt zu haben."

Totenſtille entſtand nach ſeinen Worten. William Francke, auf den ſich aller Blicke richteten, war aufgeſprungen und ſtand keines Wortes mächtig da.

„Ich bitte mir die äußerſte Ruhe aus!" ſagte der Präſident ſtrenge. „Insbeſondere von Ihnen, Zeuge Francke. Der Gerichtsſaal iſt nicht der Platz für perſönliche Auseinanderſetzungen. Ueber den Antrag der Verteidigung wird nachher Beſchluß gefaßt werden. Zunächſt habe ich noch einige Fragen an den Zeugen zu richten."

Es gelang ihm, Stille im Saale wiederherzuſtellen. Auch William Francke beſchied ſich, ſo furchtbar hart ihn dieſe Mäßigung auch ankommen mochte. Doktor Hellborn verhandelte leiſe mit einem Gerichtsdiener.

„Ich frage Sie, Zeuge, warum haben Sie von Ihrer Wahrnehmung keinem Menſchen, insbeſondere nicht dem amtierenden Kommiſſar, Mitteilung gemacht?"

„Niemand hat gern mit der Polizei zu thun. Wir wollten keine Scherereien haben, darum ſchwiegen wir."

„Wir? Aha, Sie und der Schultze! Wer von Ihnen fand das Tuch?"

Grasnick beſann ſich eine Weile. „Es wird wohl Schultze geweſen ſein. Er ſtieß mit 'm Fuß an ſo was Weiches. Das roch ſo ſtreng. Wir lachten noch drüber. Dann warfen wir's ins Waſſer. Das iſt alles. Ob ſich der Schultze noch drauf beſinnt, das weiß ich nicht."

„Wo Schultze ſich augenblicklich aufhält, das wiſſen Sie wirklich nicht?"

„Nein."

„Aber ich weiß es!“ fiel Doktor Hellborn in triumphierendem Tone ein. Soeben wurde mir durch ein Detektivbureau die überraschende Mitteilung, daß der Schultze gelegentlich eines Bandendiebstahls auf frischer That hier in Berlin ertappt worden ist und seit dem 29. September im hiesigen Untersuchungsgefängnis sitzt.“

„Das wollen wir sofort feststellen,“ meinte der Staatsanwalt, warf einige Zeilen auf ein Blatt Papier und winkte den Nuntius herbei. „Fragen Sie sofort in der Kanzlei des Untersuchungsgefängnisses an!“

Einige Minuten bänglichen Zuwartens verstrichen. Dann kam der Bote eilfertig zurück und händigte dem Staatsanwalt eine kurze Bleistiftnotiz aus.

„Ein Schiffer Schultze befindet sich allerdings in Untersuchungshaft. Er wird gleich erscheinen.“

„Herr Präsident, ich bin nicht fähig, länger solche Marter zu ertragen!“ rief William, der sich wieder erhoben hatte. „Ich bitte, hören Sie mich an!“

„So reden Sie, aber nicht so erregt. Was wollen Sie sagen?“

„Ich habe nur eines: meine Ehre. Diese wird hier verunglimpft. Man beschuldigt mich eines abscheulichen Verbrechens. Meine eigene Mutter hat an meine Schuld geglaubt. Gott allein weiß, wie sie zu solcher Vermutung hat kommen können. Nun treten neue Zeugen wider mich auf. Die harmlosesten Vorkommnisse, wie ein durch stundenlangen Aufenthalt in dem naßkühlen Gartenlokale bei mir hervorgerufener Zahnschmerz, werden wider mich zu fürchterlichen Anklagen aufgebauscht. Nun gut, wollen Sie mich zum Opfer haben, so thun Sie nach Ihrem Willen. Mit meiner Mutter ging mir das Letzte verloren. Gönnen Sie mir nur Zeit, sie zu begraben. Dann verurteilen Sie mich meinetwegen für eine That, von welcher mein Herz nichts weiß.“

Der Präsident unterbrach ihn ungehalten. „Das gehört alles nicht hierher," versetzte er. „Wohl Ihnen, wenn Sie ein ruhiges Gewissen haben! Hier handelt es sich aber nicht darum, Beteuerungen entgegenzunehmen, sondern um Recht zu finden."

Der Gefangene Schultze, ein durchtrieben aussehender Bursche, wurde in den Sitzungssaal geführt. Es fiel auf, daß bei seinem Erscheinen Grasnick den Hals weit vorbog und allerlei Versuche machte, die Aufmerksamkeit des Vorgeführten zu erregen. Da er von den vor und neben ihm sitzenden Zeugen verdeckt wurde, gelang ihm sein Vorhaben nicht.

„Sie haben sich nicht im Saale umzuschauen, sondern nur hierher zu blicken!" ermahnte der Präsident, dem der Zwischenfall nicht entgangen war, streng den Vorgeführten. „Sie sollen hier Zeugnis ablegen. In der Nacht zum 27. Juli fanden Sie auf der hiesigen Moabiter Fußgängerbrücke ein mit Chloroform getränktes Taschentuch, was machten Sie damit?"

„Als wie icke?" fragte der Zeuge in unverfälschter Berliner Mundart frech zurück. „Da möchte ick doch sehre bitten, davon is mich nischt bewußt."

„Denken Sie nur nach. Das war in der Nacht, wo jener Mann ermordet worden ist, der am Morgen darauf unmittelbar beim Ziegelkahne, auf dem Sie damals verheuert waren, gefunden wurde."

„Den soll ick woll ooch um die Ecke jebrungen haben?"

„Reden Sie nicht so dreist! Beantworten Sie meine Frage!"

„Wie kann ick denn. Dat is ja allens erlogen."

„So?" fragte der Vorsitzende gedehnt zurück. „Nun, da wird Ihnen der Zeuge Grasnick das Gegenteil sagen. Er behauptet ausdrücklich — aber treten Sie lieber vor, Zeuge!"

„Wat, der Hund hat jepfiffen?“ rief Schultze, der im Geſicht dunkelrot geworden war. Er warf dem ſich unſicher nähernden Zeugen einen finſteren, gehäſſigen Blick zu. „Wat, 'rinlejen willſt du mir? Hoho, warte man, wer hat denn dem Ollen eens uf die Plautze jejeben, du oder ick?“

Im ſelben Augenblicke merkte der Wütende aber auch ſchon, was er in ſeinem ſinnloſen Zorn angerichtet hatte. Er wurde erdfahl, ſtand mit ſchlotternden Gliedern und verſtummte.

Als hätte der Wetterſtrahl in den Saal geſchlagen, ſo ſchrecklich tagte es in all den bisher widerſtrebenden Meinungen.

„Ruhig, kein Wort, Grasnick!“ gebot der Vorſitzende dem Zeugen, der wie das verkörperte böſe Gewiſſen daſtand und blöde vor ſich hin ſtarrte. „Da hilft kein Ableugnen mehr. Ihr beide habt euch verabredet, den alten Mann zu überfallen und zu berauben. Ihr habt ihn im Café Gärtner ſitzen ſehen und durch das Gartengitter beobachtet, daß er eine große Summe in einer Banknotentaſche mit ſich trug. Ihr folgtet ihm über die Fußgängerbrücke, ſchlugt ihn auf der Mitte nieder, fandet euch in eurer Vermutung betrogen, der Ueberfallene hatte keine Banknotentaſche mehr in ſeinem Beſitze, und um eure raſche That zu verdecken, warft ihr den Körper des Unglücklichen in die Spree.“

Wie Blitz und Donnerſchlag waren die Worte des Vorſitzenden einander gefolgt. Immer eindringlicher und vernichtender hatten ſie geklungen.

„Der da war's!“ rief nun Schultze mit einem böſen Blick auf den Kumpan. „Er hatte dem Ollen im Jarten zuerſt zujeſehen, wie er mit dem villen Jeld ſich mauſig machte. Wir wollten ihm nur eenen uf 'n Deetz jeben, morden wollten wir 'n ja nich. Aber der Eſel, der Jras-

nick, ſchlug zu feſte druf. Der Alte ſchrie und war ooch ſchon hin. Da kriegten wir's mit der Angſt und warfen ihn int Waſſer."

Da half kein Leugnen mehr, das ſah nun auch Grasnick ein. Mit der angeblichen Auffindung des chloroformbeträufelten Taſchentuches verhielt es ſich, wie der Präſident richtig vermutet gehabt hatte. Es war eine Finte des gewiſſenbeſchwerten Burſchen, der dadurch von vornherein allen weiteren unbequemen Fragen vorbeugen zu können gehofft hatte.

Die Schuldigen wurden abgeführt. Die Geſchworenen zogen ſich nur der Form wegen zur Spruchfindung wider Gisbert Francke zurück. Wenige Minuten ſpäter war dieſer in ehrenvollſter Weiſe freigeſprochen, und ſelbſt die Geſchworenen traten hinzu, um dem Freigeſprochenen und ſeinem Verteidiger die Hand zu drücken.

Nur einer ſtand ſtill abſeits mit geſenktem Kopfe und wartete, bis die unaufhörlich hin und her flutende Menge ihm den Weg freigab.

William Francke war es. Aber kaum war der Blick der glückestrunkenen Klara auf ihn gefallen, als ſie ſich auch ſchon bewegt zu ihm wendete und ihm die beiden Hände entgegenſtreckte.

„Schlagen Sie ein, William!" ſagte ſie innig. „Sie dürfen uns nicht länger ein Fremder ſein! Wir wollen an Ihrem Schmerze um die tote Mutter, Sie ſollen aber auch an unſerem Glücke teilnehmen. In ſchwerer Stunde begegneten ſich unſere Lebenswege. Kommen Sie zu Ihrem Bruder, wir wollen Ihre Freunde ſein."

William ſtand mit abgewendetem Geſicht. Er wollte ſich losreißen und vermochte es doch nicht zu thun.

„Ich kann Ihnen nichts abſchlagen!" ſagte er bebend. „Sie thaten ſo viel an meiner Mutter!"

Nun ſtand er vor dem Manne, der gleich ihm ſo

Hartes hatte erdulden müſſen und deſſen Züge die ſeinigen waren.

Eine Sekunde verſtrich, während deren ſich beide Männer unausgeſetzt in die Augen ſchauten.

„Bruder!“ ſagte dann der Freigeſprochene freundlich, ihm die Hand hinreichend.

Da kam ein unartikulierter Laut über Williams Lippen. Er taumelte vorwärts und fiel dem neugefundenen Bruder erſchüttert an die Bruſt.

Polizeihunde.

Ein Kapitel aus dem modernen Sicherheitsdienst.

Von Benno Braun.

Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Hund," sagt Friedrich Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch in der Tierwelt jemals gemacht hat. Die ganze Art ist unser Eigentum geworden, jedes Einzelwesen derselben gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und verteidigt sein Eigentum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieses entspringt weder aus Not noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben aus dem Hunde einen mächtigen Gehilfen des Menschen gemacht, und vielleicht ist er sogar notwendig zum Bestande der menschlichen Gesellschaft. Der Hund ist auch das einzige Tier, das dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist."

Diese Worte des berühmten Naturforschers werden durch die Kulturgeschichte aller Völker bestätigt. Selbst bei den armseligsten, rohesten Völkern alter wie neuer

Zeit finden wir den Hund als Genoſſen, Freund und Verteidiger des Menſchen, und wie der Urſprung des Herrn der Erde, ſo iſt auch die Abſtammung ſeines treueſten Begleiters aus dem Tierreiche in ein Dunkel gehüllt, über das die ſorgfältigſte Forſchung bisher noch kein Licht verbreitet hat.

Polizeichef van Wesemail in Gent.
Nach einer Photographie von E. Sacre.

Daß der Hund als Schützer der Herden, des Hauſes, des Eigentums oder der Perſon des Herrn von jeher unentbehrlich war, iſt allgemein bekannt; weniger dagegen, daß er auch bereits ſeit dem Altertum im Staats- und Kriegsdienſte ſtand. Plutarch und Plinius erzählen verſchiedene Beiſpiele dafür, zum Beiſpiel von dem Spartanerkönig Ageſilaos, der bei Mantinea Kriegshunde benutzte, ebenſo wie der Perſerkönig Kambyſes bei ſeinem Zuge nach Aegypten. Aeneas (600 v. Chr.) berichtet von Hunden, denen man

zur Beförderung von Nachrichten Briefe in das Halsband einnähte. Auch die Cimbern und Teutonen führten Hunde mit; das waren Kampfhunde, die von den römischen Legionssoldaten mit Recht gefürchtet wurden. Der römische Militärschriftsteller Vegetius bekundet, daß man Hunde auf Befestigungstürme brachte, damit der Anmarsch des Feindes rechtzeitig erkannt, und die Besatzung wach gebellt wurde. In den Trümmern von Herkulanum ist ein Flachbild gefunden worden, das gepanzerte Hunde bei der Verteidigung eines von Barbaren angegriffenen römischen Postens darstellt; damit stimmt die Ueberlieferung überein, daß Völkerschaften des Altertums, zum Beispiel die Gallier, ganze Koppeln von Kriegshunden hielten, die gepanzert waren und breite langspitzige Stachelhalsbänder trugen.

Im Mittelalter brauchte man Kriegshunde zur Bewachung von Wagenburgen und Lagern. Einen besonderen Ruf hatten damals die schottischen Bluthunde, welche die flüchtigen Gegner in den entlegensten Schlupfwinkeln aufspürten. Auch verwendete man sie zum Angriff auf feindliche Reiterei, deren Pferde von den Hunden niedergerissen wurden. Letztere waren durch mit Stacheln und Sicheln besetzte Kettenpanzer geschützt. Selbst Feuertöpfe befestigte man auf dem gepanzerten Rücken der Hunde, die das Feldlager in Brand setzen sollten. An den Tagen von Granson und Murten 1476 begannen schweizerische Hunde gegen burgundische den Kampf, und bei Murten wurden die burgundischen Rüden von den Alpenhunden zerrissen. Nach der Entdeckung Amerikas sollen Kriegshunde 2000 Indianer hingewürgt haben. Auch die Engländer benutzten auf Jamaika Bluthunde gegen die Maronneger, wie die Sklavenhalter der südlichen Vereinigten Staaten zur Aufspürung flüchtiger Sklaven.

Neuerdings wird zwar der Hund als Mitkämpfer nicht

Der Dresseur mit seinen Zöglingen. Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

mehr gebraucht, wenigstens nicht in den modernen Kulturstaaten, aber trotzdem ist im Heere der „Kriegshund" zu neuem Ansehen gekommen als Helfer beim Vorpostendienst und Patrouillengang, als Ueberbringer von Botschaften, als Zuträger von Munition in die vorderste Feuerlinie; endlich wird der „Sanitätshund" benutzt zur Aufsuchung von Verwundeten auf dem Schlachtfelde.

Aber damit ist die amtliche Verwendung des Hundes nicht erschöpft. Das Beispiel der Stadt Gent in Belgien zeigt, daß der Hund auch im Zivildienst seinen Posten mit Ehren und Vorteil auszufüllen vermag. Während er in unseren Großstädten bisher als bloßes Luxustier mehr und mehr an Achtung und Ansehen verlor, ja wohl gar als Uebel empfunden wurde, hat der Vorgang von Gent gezeigt, daß seine soziale Bedeutung auch für die moderne Großstadt noch besteht, und er als „Polizeibeamter" die ersprießlichsten Dienste zu leisten vermag. Mit dieser modernsten Verwendung des Hundes wollen wir uns im folgenden etwas näher beschäftigen. Die Thatsache ist jedenfalls für die Kulturgeschichte der Gegenwart in höchstem Grade interessant und in gewisser Hinsicht kennzeichnend.

Gent ist mit rund 170,000 Einwohnern eine der bedeutendsten Städte Belgiens. Der lebhafte Verkehr bringt zahlreiches Gesindel aller Nationalitäten in das Stadtgebiet, und da dieses von vielen Kanälen durchzogen ist, rings um den Stadtkern außerdem zahlreiche Landhäuser inmitten weiter Gartenflächen liegen, so hatte die Polizei eine harte, nicht immer erfolgreiche Arbeit zu bewältigen. Die Diebstähle in den Gärten und Landhäusern nahmen so überhand, und die Aufspürung und Verfolgung der Stromer und Spitzbuben war so schwierig, da sie in den Gärten stets vorzüglichen Unterschlupf fanden, daß endlich der dortige Polizeichef van Wesemail auf den Ge-

danken verfiel, zur Unterstützung seiner Leute eine Anzahl Hunde auszubilden. Dieser Gedanke war äußerst glücklich. Die Polizeihunde erwiesen sich als so geschickt und erfolgreich, daß seitdem angeblich die Zahl der Diebstähle nahezu auf ein Drittel der früheren Höhe gesunken ist.

Dressur auf den Mann.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

Die Erziehung und Abrichtung des Genter Polizeihundes für seinen Beruf geschieht mit größter Sorgfalt und ist durch geeignete Vorschriften bis ins kleinste geregelt. Prügel sind ganz ausgeschlossen, nur Geduld und gütliche Mittel werden in Anwendung gebracht. Ein Hund, dessen Erziehung auf diese Weise nicht gelingt, hat nicht Intelligenz genug für die ihm gestellte Aufgabe

und wird aus dem Dienſte in den Zivilſtand entlaſſen. Dort mag er ſich fortan als gewöhnlicher Schäferhund oder Hofhund ſein Brot verdienen. Eine höhere Carriere iſt ihm verſchloſſen.

Es gehört viel Geſchick und Eignung dazu, einen Polizeihund richtig abzurichten. Er muß lernen, Stromer, Vagabunden, Verbrecher aufzuſpüren, zu ſtellen, niederzuwerfen, feſtzuhalten, aber ohne ſie ernſtlich zu verletzen. Die Abrichtung auf den Mann wird damit begonnen, daß man den Hund an einer lebensgroßen Puppe, die einen Stromer darſtellt, Uebungen machen läßt. Zuerſt bringt man die Puppe in die Stellung eines Mannes, der verſucht, ſich zu verbergen oder zu verkriechen. Der Hund begreift bald, daß das ein Feind iſt, auf den er Jagd machen ſoll, und folgt der Weiſung mit Eifer; ſchwieriger iſt es aber ſchon, ihm beizubringen, daß er nicht beißen darf, noch ſchwieriger, ihn zu lehren, einen Fliehenden einfach durch Anſpringen niederzuwerfen und den am Boden Liegenden feſtzuhalten. Und das muß er unter allen Umſtänden lernen, wenn er brauchbar ſein ſoll.

Iſt die Vordreſſur an der Puppe vollendet, ſo beginnen die Uebungen am lebenden Modell. Als ſolches dient anfangs der Abrichter des Hundes, für den letzterer naturgemäß die meiſte Liebe und Anhänglichkeit hat. Trotzdem legt man dem hündiſchen Polizeianwärter zuerſt einen Maulkorb an, damit er nicht etwa durch Bezeigung gar zu großen Dienſteifers Unheil anrichte. Später kann man mit ihm die Uebungen ohne Maulkorb vornehmen und auch andere Poliziſten als Verſuchsobjekt verwenden. In etwa vier Monaten iſt die Ausbildung eines intelligenten Polizeihundanwärters ſo weit vollendet, daß er als neues, vollgültiges Mitglied in das Hundecorps eingeſtellt werden kann. Zu ſeinen Fertigkeiten müſſen außer den oben erwähnten auch noch folgende gehören: er muß

gut und willig ins Waſſer gehen, dort einen Flüchtling packen, erforderlichen Falls ihn vom Ertrinken retten können;

Genter Polizist mit seinem vierbeinigen Kameraden.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

er muß an ſenkrechten Mauern ein beträchtliches Stück emporlaufen und ſie überſpringen können. Das erſtere

iſt wegen der zahlreichen Kanäle, das letztere wegen der Gartenmauern nötig.

Iſt nunmehr der vierbeinige Anwärter zum amtlich angeſtellten Polizeihund befördert worden, ſo hat er fortan ſeine vorgeſchriebene Dienſtpflicht redlich und gewiſſenhaft auszuüben, dafür aber auch ſeine beſtimmten „Kompetenzen“. Ihm gebührt ein geſonderter Raum in dem gemeinſamen Stall der Polizeihunde, ein Verſchlag mit vergitterter Thür, über der oben ſein Name ſteht, dazu gehörige Uniformierung und gute Verpflegung. Die Uniform beſteht aus einem ſtarken Lederhalsband mit Stahlring, der überdies mit ſcharfen Spitzen beſetzt iſt, damit die Verächter von Geſetz und Ordnung den vierbeinigen Poliziſten nicht etwa am Halsband packen können. Vorn am Halsband hängt eine Metallmarke, auf der des Hundes Name und Zugehörigkeit, ſowie das Geburtsjahr eingraviert iſt. Dies iſt eine gebotene Vorſicht in Bezug auf etwaige Deſertionen. Bei ſchlechtem Wetter trägt er außerdem einen waſſerdichten Ueberzieher, zu allen Zeiten aber muß er ſich im Dienſt einen Maulkorb aus feinem Drahtgeflecht gefallen laſſen, der ihn verhindert, zu freſſen, ihm aber geſtattet, nach Belieben zu ſaufen. Dieſe Maßregel iſt durchaus nötig, damit ein pflichtvergeſſener Polizeihund nicht etwa der Verſuchung erliege, eine vergiftete Wurſt zu freſſen, die ihm eine ruchloſe Hand reicht. Der Maulkorb iſt durch ein elaſtiſches Band ſo am Kopfe befeſtigt, daß er im Augenblick mit einem Griffe abgenommen werden kann. Leider muß auch die für das Selbſtbewußtſein des Polizeihundes gewiß kränkende Thatſache konſtatiert werden, daß er im allgemeinen von ſeinen zweibeinigen männlichen Kameraden an einer Kette geführt und nur je nach Bedarf losgelaſſen und in die Gärten und Felder geſchickt wird.

Seine Kompetenzen beſtehen außer der oben erwähnten

Wohnung und Uniform in einer guten und reichlichen, aus Suppe, Fleisch, Reis und echtem Kneippschen Gesundheitsbrot zusammengesetzten Nahrung, sowie aus der Erlaubnis, den ganzen Tag von sechs Uhr morgens bis abends zehn Uhr im Garten des Polizeiamtes faulenzen, schlafen

Das Quartier der Polizeihunde.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

oder seiner Kurzweil nachgehen zu dürfen. Eine besondere Wärterin ist zu seiner Pflege bestellt, und der städtische Tierarzt sorgt für die Erhaltung seiner Gesundheit. Die Wärterin hilft ihm auch bei der Toilette, wenn die Stunde des Dienstes schlägt. Jeder der sechzehn, der Rasse der Schäferhunde angehörigen Polizeihunde von Gent hat einen besonderen Haken in einem Verschlag an der Rückwand des Quartiers; dort hängen seine Uniform und seine Aus-

rüſtungsſtücke. In dieſer „Montierungskammer“ findet durch die Wärterin die tägliche Einkleidung ſtatt.

Um zehn Uhr abends beginnt der Dienſt. Die Polizei-

Die Wärterin der Polizeihunde in der „Montierungskammer“.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

hunde kennen die Zeit ganz genau, und ſobald der alte Glockenturm ausgeſchlagen hat, erheben ſie ſämtlich ein ohrenzerreißendes Freudengeheul und -gebell, das ihrem Pflichteifer die höchſte Ehre macht. In der That verſehen ſie ihren Dienſt mit wahrer Begeiſterung, und man macht bei

Fertig zum Dienst.
Nach einer Photographie von M. Lefebvre.

ihnen dieſelbe Erfahrung wie bei den Jagdhunden, welche auch wahre Luſt und Liebe zu dem erlernten Berufe bekunden, oft in viel höherem Grade als ihre Herren.

Jeder Hund hat ſeinen beſonderen menſchlichen Kame-

raden im ſtädtiſchen Polizeicorps, mit dem vereint er ſeinen Dienſt verſieht. Zuerſt wird ein Erkundungsgang rund um die Stadtgrenze gemacht, um feſtzuſtellen, daß in den Landhäuſern alles in Ordnung iſt. Dann läßt man die Hunde von der Kette, und ſie müſſen nun rechts und links von den Wegen die Gärten abſuchen. Keine Ecke, kein verborgener Winkel, kein Gebüſch entgeht ihrem Spürſinn. Anſtändige Leute laſſen ſie unbehelligt, während ſie mit dem angeborenen Haß der Hunde gegen Landſtreicher und Vagabunden dieſe ſofort erkennen. Selten paſſiert ihnen in dieſer Hinſicht ein Irrtum. Bei der geringſten Spur von etwas Verdächtigem rufen ſie durch lautes Gebell ſofort ihren menſchlichen Kameraden herbei. Der Dienſt währt bis ſechs Uhr morgens, ohne daß die Hunde je Müdigkeit oder Läſſigkeit verrieten. Auch bekunden ſie nie Neigung, ſich für die Strapazen des Dienſtes durch etwas anderes als Waſſer zu ſtärken, was man von ihren zweibeinigen Kameraden bekanntlich nicht immer behaupten kann — kurz, alles in allem ſind ſie das Ideal eines Poliziſten.

Die Hilfe, welche die klugen Tiere der Genter Polizei leiſten, iſt ſo beträchtlich, daß bereits eine Vermehrung der Polizeihunde beſchloſſen wurde, denn die Koſten, die ſie verurſachen, ſtehen mit dem Nutzen in gar keinem Verhältnis. Für ihren Unterhalt giebt die Stadt jährlich im ganzen nur 1500 Franken aus, während der durch Verhinderung von Diebſtählen verhütete Verluſt ja allerdings ſchwer zu berechnen iſt, aber vielleicht das Hundertfache beträgt.

Es nimmt daher wunder, daß die Polizei anderer Großſtädte, vor allem der immer rieſenhafter anwachſenden Hauptſtädte, auf Grund der in Gent gemachten Erfahrungen nicht ſchon ebenfalls Polizeihunde angeſchafft hat. Die von Zeit zu Zeit vorgenommenen Razzias in

den öffentlichen Anlagen und Parks könnten mit viel geringerem Aufwand an Mannschaften und mit viel größerem Erfolg ausgeführt werden, wenn man gut abgerichtete Hunde dabei verwendete. Der Hund ist ein geborener Polizist, er hat das von Anbeginn der Geschichte bewiesen, und wenn er jetzt auch amtlich als solcher anerkannt und angestellt wird, so zeigt dies nur, daß auch die höchste Zivilisation den ältesten aus der Urzeit stammenden Freund des Menschen nicht entbehren kann zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Gesetz.

Fritz Reuters Heimat.

Biographische Skizze von Ernst Montanus.

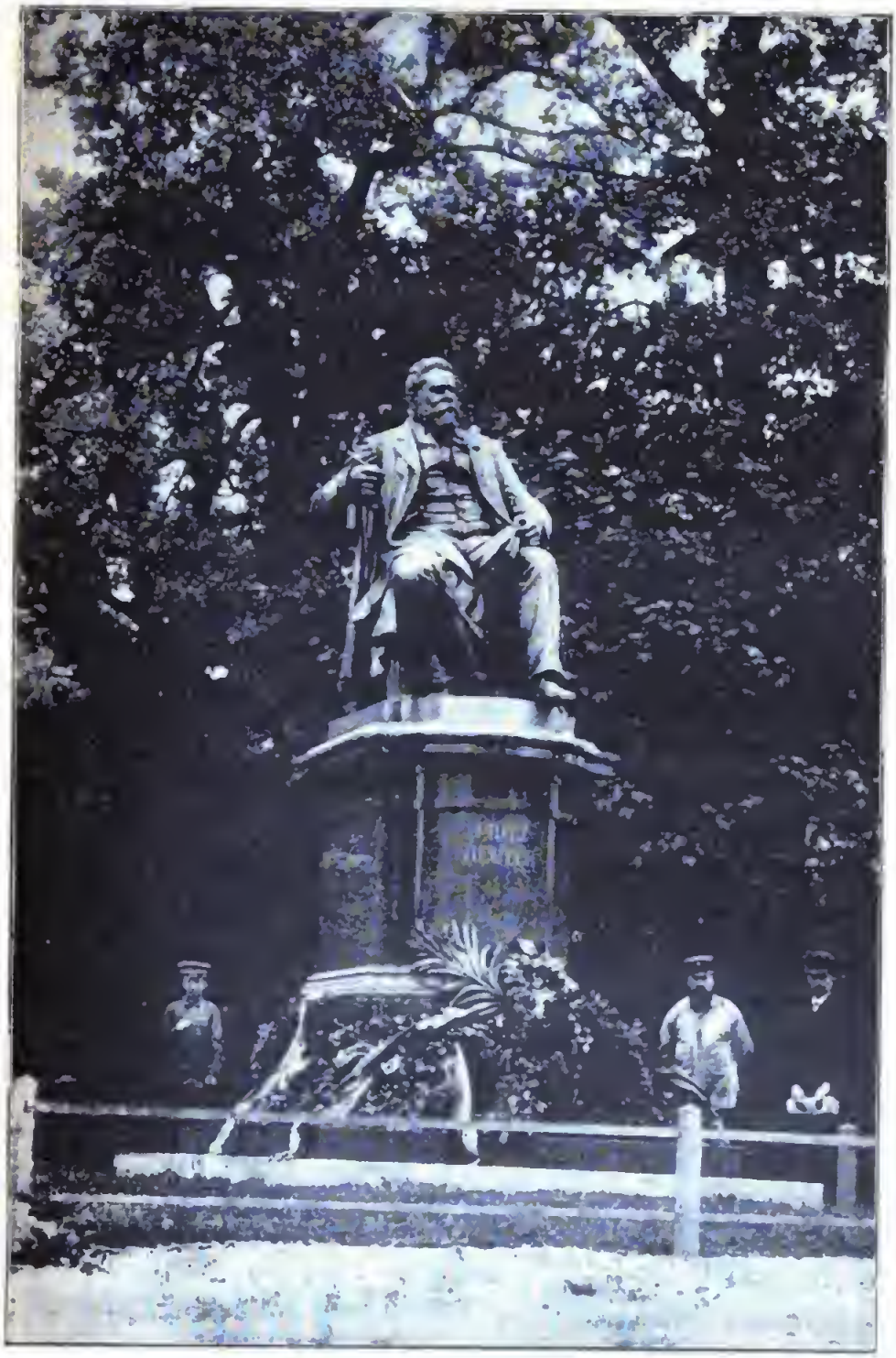
Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

In der mecklenburgiſchen Stadt Neubrandenburg, wo Reuter eine Reihe von Jahren hindurch gewohnt, hat man dem hervorragendſten und erfolgreichſten plattdeutſchen Dichter neuerer Zeit ein würdiges Denkmal errichtet. Das ſchöne Fritz Reuter-Denkmal des Berliner Bildhauers Albert Wolff zeigt die überlebensgroße Figur des berühmten Humoriſten in ſitzender Stellung. Er ſcheint über eines jener „Läuſchen un Rimels“ nachzuſinnen, deren köſtlicher und naiver Humor dieſem berühmten Sohne Mecklenburgs ſo viele Herzen gewonnen hat.

Goethes Mahnung:

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichters Lande gehen,“

ſollte man ganz beſonders den Dialektdichtern gegenüber nicht außer acht laſſen, und ſeitdem Fritz Reuter ſeine weit über die Grenzen des niederdeutſchen Sprachgebiets hinausreichende Popularität erlangt hat, ſind auch ſchon zahlreiche Verehrer des Dichters aus dem Norden und Süden nach Mecklenburg gekommen, um den Poeten in ſeiner Heimat verſtehen zu lernen und die Vorbilder ſeiner



Das Fritz Reuter-Denkmal in Neubrandenburg.
(Nach einer Photographie von Heinrich Wehlow daselbst)

urwüchsigen Gestalten aufzusuchen. Da jedoch nicht jedermann Zeit und Gelegenheit zu einer solchen Reise hat, so laden wir den geneigten Leser ein, sich im Geiste von uns nach dem stillen mecklenburgischen Landstädtchen Stavenhagen, wo des Dichters Wiege stand, führen zu lassen.

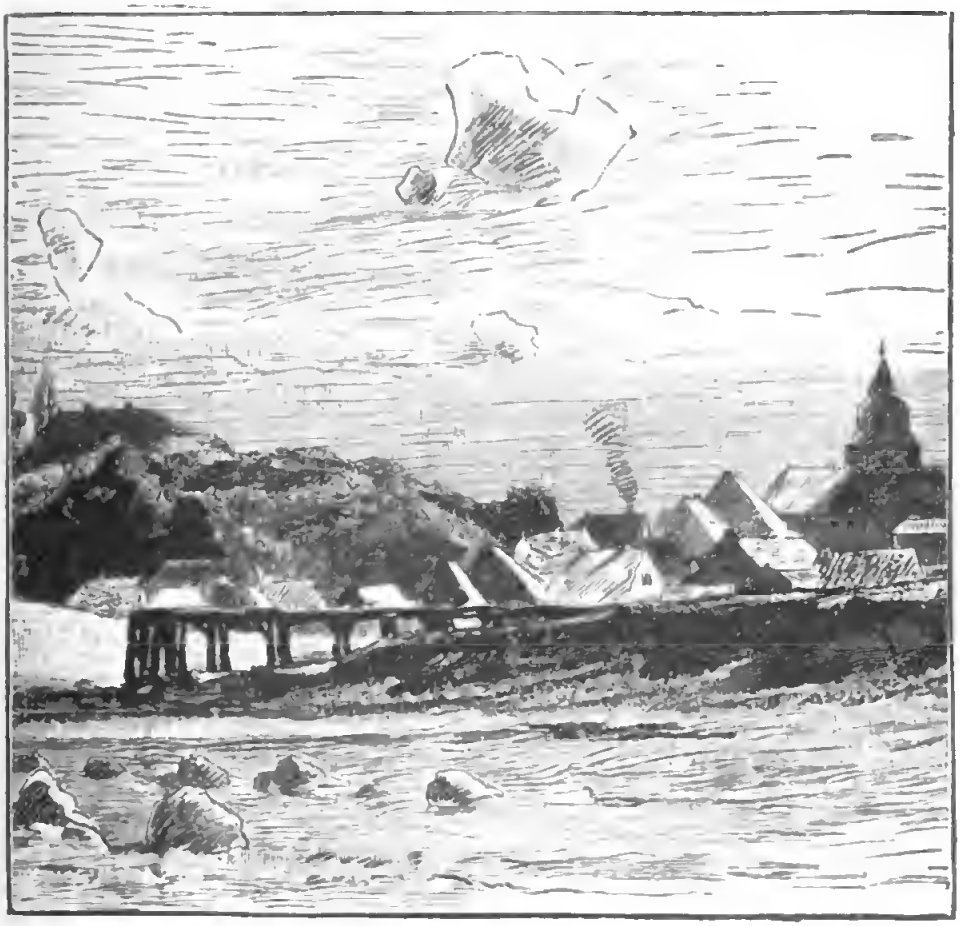
Von der Reichshauptstadt braust der Zug der Nordbahn zunächst durch eine echte brandenburgische Ebene mit Kieferheiden und Wiesen dahin. Station Dannenwalde, und wir sind in Mecklenburg, wo die Landschaft alsbald einen anderen Charakter annimmt, indem dunkler Nadelwald mit hellerem Laubwuchse wechselt; die Wiesen werden üppiger, der Boden welliger, und während der ganzen Fahrt durch das „Strelitzer Ländchen" erfreuen liebliche Bilder das Auge des Reisenden.

Auf Alt- und Neustrelitz folgt Stargard mit seinem ragenden Burgturme auf waldiger Höhe, dann grüßt uns der silberschimmernde langgestreckte Tollenser See, an dessen Nordende Neubrandenburg liegt, das „Nien-Bramberg" unseres Dichters. Es ist Knotenpunkt für die weiter nach Stralsund gehende Berliner Nordbahn und die mecklenburgische Friedrich Franz-Bahn, die uns jetzt nach Nordwesten zu, in das eigentliche „Reuter-Land" hineinträgt.

Als Scenerie rechts und links wiederum frische Laubwaldungen, ausgedehnte Weiden mit Viehherden und Koppeln edler Füllen, dann wieder Torf- und Moorkulturen und dazwischen friedliche Ortschaften, von denen die eine für den Fremden so ziemlich ausschaut wie die andere. Jetzt kommt ein Städtchen inmitten wohlbestellter Felder, von einem Schlosse überragt, das sich zwischen alten Kastanienbäumen erhebt, und der Ruf des Schaffners: „Stavenhagen" läßt uns keinen Zweifel darüber, daß wir unser Ziel erreicht haben.

Den kurzen Weg von der Station zur Stadt legen

wir zu Fuß zurück. Freundliche reinliche Häuschen zwiſchen bunten Gärten, ein induſtriellen Zwecken dienendes großes Gebäude, Felder, ein mit gelben Seeroſen bedeckter Teich — das ſind die Eindrücke, die wir gewinnen, bis ſtädtiſche Gebäude, Kaufläden und hübſche Anlagen vor uns auf-



Stavenhagen.

tauchen. Wir überſchreiten den Fritz Reuter-Platz, ſehen uns die Kirche an, einen ſchlichten Kreuzbau des 18. Jahrhunderts, und wandern weiter durch die mit trefflichen und ſorgſam reingehaltenen Bürgerſteigen verſehenen Straßen. Unter ihren Häuſern fehlen die ſtolzen Giebelbauten altdeutſchen Bürgertums, die in den ehemaligen mecklenburgiſchen Hanſeſtädten Wismar und Roſtock ſo

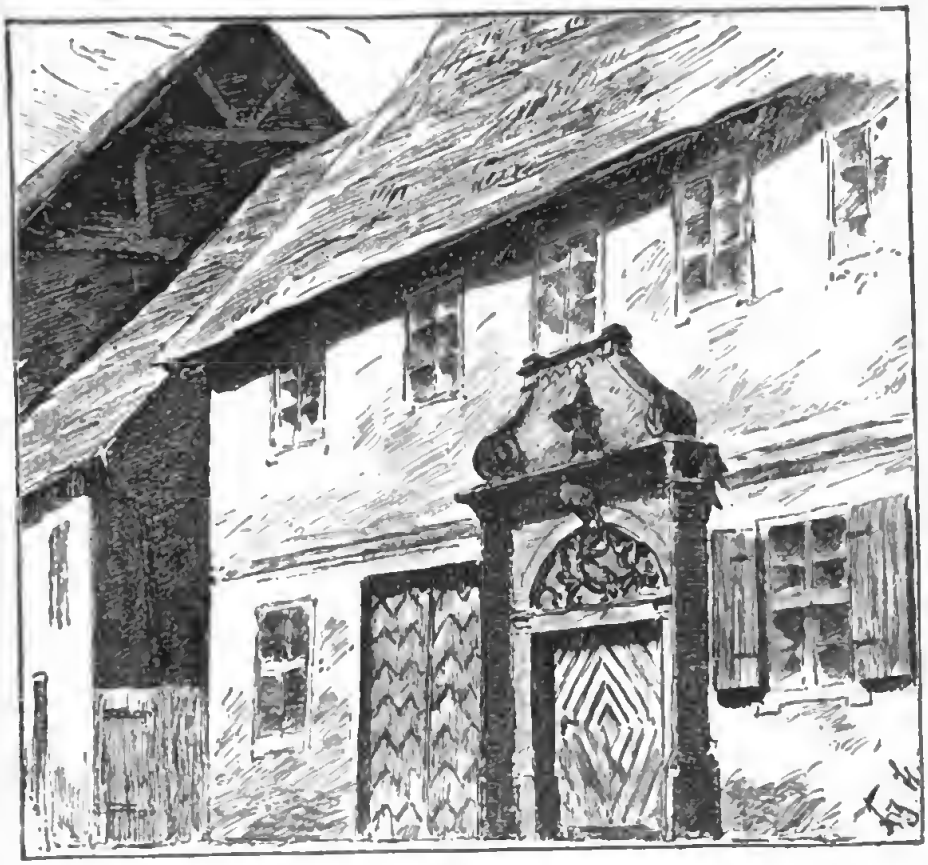
anziehend wirken. Doch hat auch in dieſem beſcheidenen Städtchen in der Periode des Barockſtils die Holzſchnitzerei geblüht, wie uns das eine oder andere alte Haus erkennen läßt. An der einen Ecke des Marktplatzes ſtehen die Apotheke und das Haus Herſe als Zeugen längſt vergangener Tage zuſammen. Es ſind anſpruchsloſe Bürgerhäuſer, denen aber das kecke, blendendweiß geſtrichene Ornament über den Thüren einen überaus anheimelnden Charakter verleiht.

Doch wir gönnen ihnen keine längere Aufmerkſamkeit, denn unſere Blicke richten ſich quer über den Marktplatz auf das Rathaus, Reuters Geburtsſtätte. Der ſtattliche, aber ſchmuckloſe Bau trägt inmitten der Stirnſeite eine Attika mit einem niederen Bogen. Auf der linken Seite iſt zwiſchen den beiden, der Ecke zunächſt liegenden Fenſtern des Erdgeſchoſſes eine Marmortafel eingelaſſen, die folgende Inſchrift in goldenen Buchſtaben aufweiſt:

„Der Dichter Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 in dieſem Hauſe geboren. Nach Beſchluß von Rat und Bürgerſchaft am Geburtszimmer angebracht 1873.“

Fritz Reuters Vater war bekanntlich Bürgermeiſter von Stavenhagen; jetzt gehört ſein Geburtszimmer zur Wohnung des Stadtſekretärs, in die wir nach freundlich gewährter Erlaubnis einen Blick zu werfen uns nicht enthalten können. Die Räume ſind noch dieſelben wie dazumal, aber irgend welche unmittelbare Erinnerungen an den Dichter und ſeine Familie befinden ſich nicht darin. Vorn, nach dem Markte zu, liegen zwei hohe luftige Wohnzimmer mit tiefen Fenſterniſchen, in denen ſogenannte „Auftritte“ angebracht ſind — Erhöhungen von nur einer Stufe, die Schubläden in ſich bergen. Daran ſtoßen, der rechten, einem Gäßchen zugekehrten Flanke des Gebäudes entſprechend, zwei gleich hohe Schlafzimmer und nach dem Hofe zu, mit einer ins Freie führenden Thür, ein ſchönes

Eßzimmer. Die Küche liegt jenſeits des Flures. Das iſt alles. Aus Reuters Kinderzeit ſtammen nur noch die mächtig ſtarken Mauern, die im Sommer ebenſo der Hitze wehren, wie im Winter behagliche Wärme feſthalten, und jene für Kinder ſo anziehenden „Tritte“ unter den



Altes Haus in Stavenhagen.

Fenſtern mit blitzenden Meſſingbeſchlägen, ſowie endlich die Wirtſchaftsbauten im Hofe mit nicht mehr ſenkrechten Wänden und Dachfirſten, die in Schlangenlinien auslaufen.

Um Stavenhagens Sehenswürdigkeiten gleich hintereinander zu beſichtigen, verfolgen wir die neben dem Rathauſe vorbeiführende und dann hochanſteigende Gaſſe zur ehemaligen Burg, dem Schloſſe und nunmehrigen Amte Stavenhagen. Der Burgberg iſt in uralter Zeit inmitten

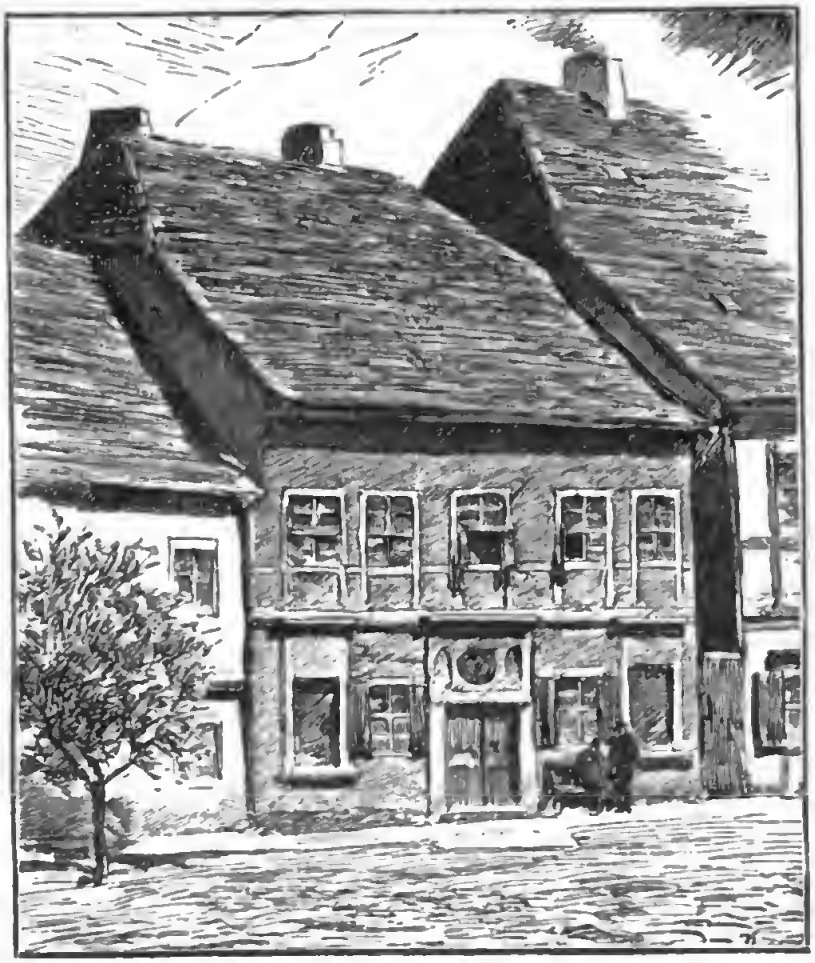
der ſumpfigen Niederung künſtlich aufgehäuft worden; um ſeinen Fuß zog ſich ein tiefer Graben, der längſt ausgetrocknet und in prächtige Gärten verwandelt iſt. Wir überſchreiten ihn auf einer breiten Steinbrücke und gelangen im Schatten der Kaſtanien in den Schloßhof. Das zu unſerer Linken gelegene Schloß iſt ein ſchlichter, zweigeſchoſſiger Palaſtbau des vorigen Jahrhunderts, dem nur der große „Ehrenhof" und die beiden hervorſpringenden Pavillons an den Ecken ein gewiſſes Anſehen verleihen. In die Ecke zwiſchen dem „Corps de Logis" und dem linken Pavillon iſt ein Treppenturm eingebaut, der das Schloß arg verunſtaltet. Ueber dem Eingange ſteht: „Großherzogliches Amt und Amtsgericht".

Nun können wir nach gewiſſenhaft erfüllter Beſichtigungspflicht wieder in das Städtchen hinabſteigen, um uns bei „Kutzbach", einem vornehmen Gaſthauſe alten Stiles, wo auch „Fritz" einſt manchen Tropfen getrunken hat, zu ſtärken und der Jugendſchickſale unſeres Dichters anteilnehmend zu gedenken.

Fritz Reuters Vater, der Stavenhagener Bürgermeiſter, war der Sohn eines Predigers und hatte die Rechte ſtudiert, ſeine Mutter eine Bürgermeiſterstochter. Er iſt alſo einer Beamtenfamilie entſproſſen, die allerdings nicht über, ſondern in und mit dem Volke lebte. Vater Reuter, ein tüchtiger, ſtreng rechtlicher Juſtiz- und Verwaltungsbeamter, der die Bedürfniſſe des Volkes genau kannte, trieb ſelbſt Landwirtſchaft, rief mancherlei gewerbliche Anlagen ins Leben und ging mit ſeinen Bürgern und Bauern Hand in Hand. Der alte Herr wurde im Jahre 1845 aus dem Leben abgerufen, geraume Zeit bevor ſein Fritz, für deſſen Zukunft der wackere Mann nicht viel Hoffnung mehr hatte, es zu etwas gebracht hatte.

Der Knabe war zunächſt im Elternhauſe herangewachſen; ſein erſter Unterricht war ziemlich planlos und

ungeregelt. Bei allen, die ihn kannten, war Fritz wegen ſeines friſchen, heiteren Weſens überaus beliebt; ſeine Mutter liebte ihn zärtlich, der Vater nicht minder, wenn er ſich auch genötigt ſah, ihn wegen ſeiner geringen Lernluſt und mangelnden Ausdauer hin und wieder gehörig



Das Haus Herse am Markt.

ins Gebet zu nehmen. Vom vierzehnten Jahre an beſuchte er erſt das Gymnaſium zu Friedland und dann das in Parchim, kam aber nur langſam und nicht ohne äußeren Zwang vorwärts. 1831 beſtand er indeſſen doch glücklich das Maturitätsexamen und bezog dann die Roſtocker Hochſchule, wo er nach dem Willen des Vaters

Jura ſtudieren ſollte. Fritz brachte jedoch wenig Neigung für die Juriſterei mit, ſondern gab ſich mit Vorliebe dem fröhlichen Treiben ſeiner Verbindung hin. Später ging er nach Jena, wo er wiederum die Jurisprudenz nur läſſig, um ſo eifriger dagegen Mathematik und Zeichnen betrieb und ſich außerdem an den burſchenſchaftlichen Beſtrebungen mit jugendlicher Begeiſterung beteiligte.

Die franzöſiſche Julirevolution von 1830 hatte auch in den unter dem entnervenden Druck der Reaktion ſtehenden deutſchen Landen die Geiſter mächtig erregt. Die Regierungen witterten überall „demagogiſche Umtriebe", wie man die noch höchſt unklaren nationalen und freiheitlichen Beſtrebungen namentlich der ſtudierenden Jugend nannte. Die Dunkelmänner legten den für das Deutſchtum ſchwärmenden jungen Leuten hochverräteriſche Beſtrebungen unter, und dieſer Verdacht hatte die gerichtliche Verfolgung und Einkerkerung von mehreren der vermeintlichen Haupträdelsführer zur Folge.

Zu dieſen hatte Fritz Reuter in gar keiner Weiſe gehört, trotzdem ward er 1833 auf der Heimreiſe in Berlin verhaftet und ungeachtet der von Mecklenburg aus ergangenen Reklamation ein Jahr lang in Unterſuchungshaft behalten. Der vollkommen unſchuldige junge Mann, dem weiter nichts zur Laſt gelegt werden konnte, als daß er Mitglied der Jenenſer „Germania" geweſen und „am hellen lichten Tage in den deutſchen Farben umhergegangen war", wurde zum Tode verurteilt, vom König Friedrich Wilhelm III. aber zu dreißigjähriger Feſtungsſtrafe begnadigt. Nach vierjähriger Haft in mehreren preußiſchen Feſtungen, deren Qualen er ſpäter ſo ergreifend in „Ut mine Feſtungstid" geſchildert hat, wurde er erſt auf perſönliches Drängen des Großherzogs von Mecklenburg an die heimatliche Regierung ausgeliefert. Es wurde jedoch die Bedingung dabei geſtellt, daß er auch in Mecklenburg

in Haft bleiben ſolle und nur von Friedrich Wilhelm III. begnadigt werden dürfe. 1838 nach Mecklenburg ausgeliefert, internierte man das unglückliche Opfer der Demagogenriecherei in Dömitz, bis er endlich 1840 infolge der preußiſchen Amneſtie ſeine Freiheit wiedererhielt.

Der Marktplatz.

Einen Schwächeren würde der ſiebenjährige Druck zermalmt haben, dem genialen Reuter aber war genug von ſeiner alten weltfreudigen und kerngeſunden Natur erhalten geblieben, daß er ſich nach zehnjähriger Sammlung zu dichteriſchem Schaffen erheben konnte, das ihn zu einem Liebling ſeines Volkes gemacht hat. Leider aber hatte er

aus der traurigen Festungszeit ein unheilbares Nervenleiden davongetragen, das ihn von Zeit zu Zeit zwang, sich durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke Linderung zu erkaufen. Seine Verkleinerer und Neider haben als Trunksucht und moralische Schwäche ausgelegt, was thatsächlich seine Krankheit war, die er vergebens durch Wasserkuren zu bekämpfen suchte. Sie hat mehr als alles andere an seinem Marke gezehrt und das Ende seines Lebens beschleunigt.

Zunächst machte er nach seiner Entlassung einen Versuch, das Studium der Jurisprudenz in Heidelberg wieder aufzunehmen, der indessen mißlang, weil er ihr noch weniger Geschmack abgewinnen konnte als früher. Nun wurde Reuter „Strom", wie man in Mecklenburg einen Pächter oder Oekonomen zu nennen pflegt. Der Vater hinterließ ihm bei seinem Tode 5000 Thaler, die Summe war aber natürlich nicht hinreichend, um eine selbständige Stellung als Landwirt zu gewinnen. Er führte nun von 1845 an fünf Jahre lang ein Wanderleben, bis er sich mit seiner geliebten Luise, der Tochter des Predigers Kuntze, verlobte und dann daran ging, sich um jeden Preis eine bürgerliche Stellung zu gründen.

Er ließ sich 1850 als Privatlehrer zu Treptow in Vorpommern nieder, wo er sich durch Erteilung von Unterricht „um zwei Groschen die Stunde" ein allerdings bescheidenes Auskommen erwarb und im folgenden Jahre sogar verheiraten konnte. In seinen Mußestunden schrieb er plattdeutsche Gedichte in mecklenburgisch-vorpommerischer Mundart nieder — allerlei Schnurren, die er von jeher unübertrefflich zu erzählen wußte. Schon Hoffmann von Fallersleben hatte ihm einmal, überrascht durch sein hervorragendes Erzählertalent, den Rat gegeben, solche Geschichten aufzuschreiben. Nun that er es, in der Hoffnung, durch ihre Veröffentlichung im Druck sich vielleicht

eine kleine Einnahmequelle zu eröffnen. Ein Freund schoß ihm das Geld vor, um die erste Sammlung unter dem Titel „Läuschen un Rimels“ 1853 auf den Büchermarkt zu bringen, und der Erfolg war ein so überraschend

Das Rathaus in Stavenhagen, Reuters Geburtshaus.

günstiger, daß Reuter den Entschluß faßte, sich fortan ganz der Dialektdichtung zu widmen.

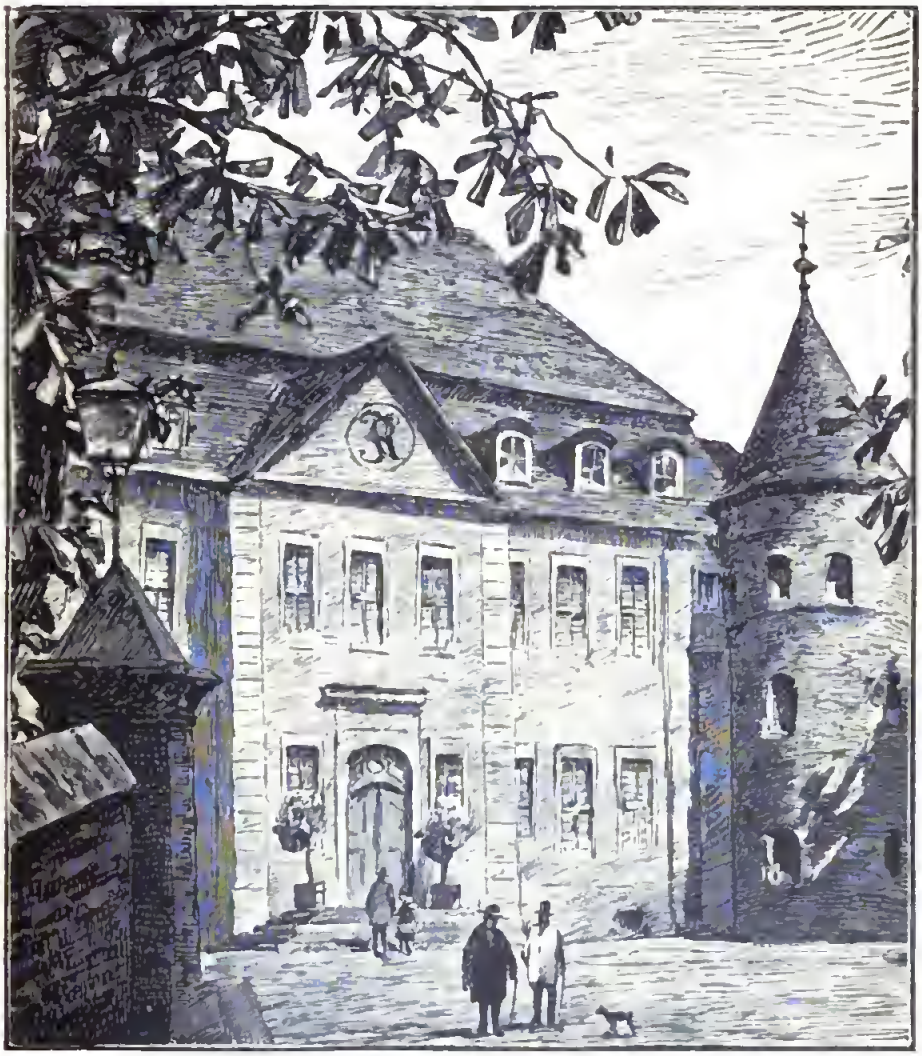
1856 siedelte er nach Neubrandenburg über, wo er bis 1863 wohnen blieb und seine besten Werke schuf. Dieser Aufenthalt Reuters veranlaßt uns, der Stadt, die eine denkwürdige und interessante Geschichte hat, auf der Rück-

reiſe ebenfalls einen kurzen Beſuch abzuſtatten. Ein unvergleichlich reizvolles Landſchaftsbild liegt vor dem Reiſenden, wenn er die Stadt von dem etwa eine halbe Stunde entfernten großherzoglichen Luſtſchloß Belvedere betrachtet, das auf einer in den Tollenſer See vorſpringenden Waldanhöhe liegt. Die Stadt zeigt ſich von einem Kranze hoher alter Eichen umgeben, da ihre ganze Umwallung mit etwa 700 dieſer Bäume dicht beſtanden iſt. Die acht Meter hohe Stadtmauer iſt größtenteils aus Feldſteinen aufgeführt, und zu den ſchönſten mittelalterlichen Bauwerken in ganz Norddeutſchland gehören die vier Stadtthore, von denen drei Doppelthore ſind. Man hat ſie ſeit 1843 in ihrer ganzen altertümlichen Schönheit wiederhergeſtellt. Das ſchöne Reuter-Denkmal wurde bereits im Eingange dieſes Aufſatzes erwähnt.

Frei am Marktplatze liegt das großherzogliche Palais, deſſen ganze Oſtſeite einnehmend. Es hat nur zwei Stockwerke und iſt in ganz einfachem Stil erbaut. Die vielen Blitzableiter auf dem Dache erinnern noch heute an die Gewitterfurcht des durch Reuters „Dörchläuchting“ bekannten, gemütlichen und originellen Herzogs Adolf Friedrich. Bei einem aufziehenden Unwetter mußte jedesmal der Konrektor Bodinus im Schloſſe erſcheinen, um als Naturkundiger den ängſtlichen Herrn zu beruhigen, wofür er immer reichlich beſchenkt wurde. Frauenzimmer duldete „Dörchläuchting“ nicht um ſich, ebenſo wie ſeine noch originellere „Chriſtel-Schweſter“, Prinzeſſin Chriſtel, die in dem unweit dem Palais gelegenen Eckhauſe Nr. 326 wohnte, keine Mannsleute um ſich haben mochte. Fritz Reuter läßt den Konrektor Aepinus (Bodinus) über ſie äußern: „'t is doch en markwürdig Frugenstimmer, geiht in ehre Stuv in 'ne buckledderen (ziegenlederne) Hoſ', in Kanonen (hohe Stiefel) un 'ne korte Huſorenjack, rokt 'ne korte Piep und drinkt Portwein dortau, und dorbi leſ't ſei

den Cicero und, wat noch mihr is, verſteiht ok, wat ſei leſ't." —

Auf die erſte Sammlung der „Läuſchen un Rimels" folgten die poetiſchen Erzählungen „De Reiſ' nah Belligen",



Das Schloss in Stavenhagen.

eine neue Folge der „Läuſchen un Rimels", „Kein Hüſung" und „Schurr Murr", durch die man in ganz Deutſchland auf die in der plattdeutſchen Sprache wohnende Fülle des köſtlichſten Humors und ihre echten Naturlaute für den Ausdruck tiefen Gefühls, wodurch ſie in der rechten Hand

ein äußerſt wirkſames Mittel für volkstümliche Genredarſtellung wird, aufmerkſam wurde. Sein Beſtes und Höchſtes gab der Dichter in der poetiſchen Erzählung „Hanne Nüte“ und in den unter dem Geſamttitel „Olle Kamellen“ vereinigten Proſaerzählungen. Namentlich der in letzterer Sammlung enthaltene größere Roman „Ut mine Stromtid“ mit der unſterblichen Figur des „Onkel Bräſig“ gehört zu den eigenartigſten und dichteriſch wertvollſten Hervorbringungen des neueren deutſchen Schrifttums.

Von Neubrandenburg zog Fritz Reuter nach Eiſenach, wo er ſich am Fuße der Wartburg in herrlicher Umgebung ein Landhaus erbaute, das er 1864 mit ſeiner „Luiſing“ bezog. Von dort unternahm er mehrere größere Reiſen, aber außer der ziemlich ſchwachen „Reiſ' nach Konſtantinopel“ iſt in ſeinem „Sorgenfrei“ nichts mehr entſtanden. Seit 1868 ſiechte er, von ſeiner treuen Gattin aufopfernd gepflegt, langſam hin, bis ihm am Sonntag den 12. Juli 1874 der Tod die müden Augen ſchloß. Seine Witwe ſtarb 1894; ſie vermachte ſeine Eiſenacher Villa, in der ſeitdem ein Reuter-Muſeum eröffnet wurde, der Schiller-Stiftung, die ſie der Stadt Eiſenach käuflich überlaſſen hat.

Grossstadt-Spezialitäten.

Skizze aus dem sozialen Leben der Gegenwart.

Von A. Oskar Klaussmann.

(Nachdruck verboten.)

In dem vornehmen Restaurant, das mit allem nur denkbaren Luxus ausgestattet ist, sitzen in der elften Abendstunde an den einzelnen Tischen verschiedene größere und kleinere Gesellschaften von Herren und Damen. Die Theater sind soeben aus, und das elegante Publikum strömt in die feinen Lokale, um noch etwas zu sich zu nehmen. Geräuschlos eilen die Kellner hin und her, das eigentümliche Schwirren, durch viele gedämpfte Stimmen entstehend, erfüllt die Luft, Gläser klingen und Tischgeräte klirren. Da erscheint an der Thür des ersten der Restaurationssäle eine auffällige Frauengestalt, jung, schön, stattlich und in die Vierländer Tracht gekleidet.

Die Vierlande sind ein zur Stadt Hamburg gehöriges, vor ihren Thoren liegendes Gebiet, dessen von holländischen Kolonisten abstammende Bewohner eine sehr originelle Tracht haben, die man noch jetzt zuweilen in den Straßen Hamburgs an den Vierländer Bäuerinnen sehen kann.

Unsere Vierländerin aber ist keine Bäuerin. Sie trägt ein elegantes Blumenkörbchen in der Hand und bietet Blumen zum Verkauf in bescheidener Weise an. Die Blumen sind frisch und schön, die Vierländerin läßt sich aber auch hohe Preise dafür zahlen. Die Herren an den verschiedenen Tischen beeilen sich, für die bei ihnen sitzenden Damen einzelne Blumen oder Sträußchen zu kaufen.

„Sie hätten nicht so viel Geld ausgeben sollen!“ sagt an einem der Tische eine junge Dame zu einem Herrn, der ihr vier kostbare Rosen geschenkt hatte. Der Ton in der Stimme der jungen Dame klingt allerdings durchaus nicht vorwurfsvoll, und sie ist über die Aufmerksamkeit des Mannes, der sich schon seit einiger Zeit um ihre Hand bewirbt, augenscheinlich keineswegs erzürnt.

„Mein gnädiges Fräulein,“ entgegnet der Herr, „außer dem für mich so großen Vergnügen, Ihnen eine kleine Aufmerksamkeit erweisen zu dürfen, erfülle ich noch mit dem Ankauf der Blumen einen guten Zweck, ich steuere bei zum Lebensunterhalt einer verarmten Familie. Die Blumenverkäuferin ist eine junge Frau aus den gebildeten Ständen, die sich mit drei Kindern auf diese Weise ernährt. Sie hat einen Mann gegen den Willen ihrer Angehörigen geheiratet und Schiffbruch gelitten. Ihr Mann ist eines Tages mit Hinterlassung zahlreicher Schulden nach Amerika geflohen und hat die junge Frau mit drei Kindern hilflos zurückgelassen. Die junge Mutter hat sich in ihrer Verlassenheit diesen Erwerb erwählt.“

„Aber das ist doch nicht denkbar!“

„Nun, ich habe zufällig nähere Kenntnis von dem Vorfall. Die Frau ist tagsüber eine sorgsame Mutter und fleißige Hausfrau, die ihre Wirtschaft und ihre Kinder in bester Ordnung hält. Wenn der Abend kommt, legt sie ihr Kostüm an und besucht die eleganten Lokale, um die Blumen, die ihr von einer Blumenhandlung zu

billigen Preisen geliefert werden, zu verkaufen und dabei einen Verdienst zu machen, der es ihr ermöglicht, sich und die Kinder zu ernähren. Wenn sie hier ihren Rundgang beendet hat, geht sie draußen in die Garderobe, hüllt sich in ihren Mantel und eilt nach dem nächsten Lokal, um dort ihren Blumenhandel fortzusetzen. Sie besucht nur die elegantesten Lokale und muß sich sehr beeilen, denn bis gegen ein Uhr nachts muß sie fertig sein, da sich dann die Lokale zu leeren anfangen."

„Welch eine Existenz für eine gebildete Frau!" sagte ergriffen die junge Dame.

„Ja, das Leben in der Großstadt ist sehr schwer, der Kampf ums Dasein grausam, und vielleicht am schwersten für die alleinstehenden Frauen. Wenn Sie erst ständig in unserer Stadt wohnen werden, wird Ihnen manch originelle Beschäftigung von Frauen, die um ihre Existenz kämpfen, aufstoßen. Da klingelt es zum Beispiel an der Flurthür. Man öffnet und sieht eine elegant gekleidete Dame draußen, deren Auftreten einen Besuch aus der guten Gesellschaft erwarten läßt. Haben Sie die Dame in den Salon eintreten lassen, da sie den Wunsch äußerte, die Hausfrau zu sprechen, so entpuppt sie sich als Stadtreisende für Kartoffeln. Sie hat Kartoffelproben in einem Täschchen bei sich und sucht Sie zum Ankauf von guten Speisekartoffeln zu überreden, oder sie zieht einige Fläschchen mit heller Flüssigkeit hervor und macht Ihnen ein Angebot von Petroleum. Auch Agentinnen für den Verkauf von Flaschenbier, von Nähmaschinen treten in dieser eleganten Form auf, und meist hat man das Gefühl, daß es der jüngeren oder älteren Dame, die als „Besuch" im Salon sitzt, nicht an der Wiege gesungen worden ist, daß sie einst auf solche Weise werde ihr Brot verdienen müssen. Man kauft oft nur aus Mitleid, erweist sich aber die Ware als gut, so wird man ständiger

Kunde. Die Stadtreisende hat nur Prozente vom Verkauf bei der Firma, die sie vertritt, und muß vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf den Beinen sein, um so viel zu verdienen, daß sie sich und wohl gar noch Angehörige ernähren kann. Manche schroffe Zurückweisung, manche unliebenswürdige Behandlung muß sie mit in den Kauf nehmen, wenn sie ihre „Tour" macht. Es ist kein angenehmes Dasein, das können Sie sich denken."

„O, wie bedaure ich diese Armen!"

„Ja, das moderne Leben treibt wunderliche Blüten. Gewisse großstädtische Geschäfte können thatsächlich nur prosperieren, wenn sie solche Agentinnen benützen. Da will ich Ihnen gleich Näheres von einem Geschäft erzählen, das Sie besonders interessieren wird, indem es sich um Damentoiletten handelt. Die Damen der großen Gesellschaft brauchen nicht nur gewöhnliche Toiletten für Haus, Straße und Gesellschaft, sondern auch solche für große Festlichkeiten und repräsentative Gelegenheiten, die nur wenigemal getragen werden können. Nun ist es in den Häusern der vornehmen Damen üblich, solche Garderobenstücke dem Kammermädchen oder der Garderobenfrau zu schenken. Diese Geschenke bilden einen Teil des Lohnes, und die Dienerinnen verkaufen die Kleider in besonderen Geschäften, die nun durch Agentinnen die Ware zu verwerten suchen. Diese Agentinnen suchen die Damen der minder begüterten Stände auf, die elegant aussehen und doch nicht viel dafür aufwenden wollen. Besonders Schauspielerinnen sind in dieser Beziehung gute Kundinnen. Die weiblichen Agenten besitzen große Redegewandtheit, und keine Frau, kein Mädchen wird so leicht widerstehen, wenn ihnen zum Beispiel ein Jäckchen aus wertvollem Sammet zu billigem Preise angeboten wird. Und die Agentin versteht ihr Geschäft, sie einigt sich mit der Käuferin auch auf Abschlagszahlungen, für die sie aller-

dings dem Geschäft, das sie vertritt, haftet. Aber die Firma hat durch diese Agentinnen einen außerordentlichen Vorteil, denn sie würde nicht ein Drittel des Umsatzes haben, wenn sie darauf warten sollte, daß die Kundinnen zu ihr kämen. Wie diese Geschäfte machen es leider auch kleinere Warenhäuser, die mit minderwertigen Sachen handeln. Schmuck, Kleidung, Wäsche zur Ausstattung bietet die Agentin von der Hintertreppe den Dienstmädchen an, und es ist schändlich, wie teuer oft schlechte Waren durch solche Agentinnen, die dann allerdings selbst nicht besser sind als ihre Ware, an die Dienstmädchen und Arbeiterfrauen verkauft werden."

„Ach, bitte, erzählen Sie mir lieber von anderem Frauenerwerb, bei dem es sich nicht um Täuschung und Betrug handelt."

„Mit Vergnügen. Unsere moderne Zeit bringt immer neue Möglichkeiten für den Frauenerwerb in der Großstadt. Detektive kann nicht jede Frau werden, weil dazu besondere Anlagen gehören, aber in letzter Zeit hat sich die Zahl der weiblichen Reporter für die großstädtischen Zeitungen ziemlich vermehrt. Diese Berichterstatterinnen sind sehr fleißig, und gewisse Gebiete der Berichterstattung eignen sich ganz besonders für Frauen. Einzelne dieser reportierenden Frauen bringen es zu großen Einnahmen. Eine weitere ganz neue Erwerbsquelle für Frauen ist das Amt der Fremdenführerin. Die amerikanischen Damen machen ohne Herrenbegleitung in größeren Gruppen Reisen durch die ganze Welt. Ihrem Beispiel sind auch die Engländerinnen und Skandinavierinnen gefolgt, und so treffen in der Reisezeit in den großstädtischen Gasthöfen ganze Scharen von Damen ein, die auf eigene Faust reisen und denen viel daran liegt, eine Führerin anstatt eines Führers zu bekommen. So sind englisch sprechende, gebildete Damen darauf verfallen, als Fremdenführerinnen

zu dienen. Eine solche ist für die Damen auch ein sehr wertvoller und angenehmer Begleiter, wenn es sich um Einkäufe handelt."

„Ja, da mögen Sie recht haben."

„Wer aber hätte noch vor wenigen Jahren geglaubt, daß Frauen auch als Grundstücksverkäuferinnen und Hypothekenmaklerinnen auftreten würden? Wir haben heute in der That Maklerinnen dieser Art, die sehr schöne Prozente verdienen. Es giebt viele alleinstehende, ältere und ängstliche Frauen, die Grundstücke besitzen, die verkauft werden sollen, es giebt viele solcher Frauen, die vermögend sind und ihr Geld auf Hypotheken ausleihen wollen. Solche Frauen nehmen gern einen weiblichen Vermittler, weil eben die Frau am liebsten wieder mit der Frau zu thun hat. Besonders weniger gebildete Frauen, wie es solche unter den vermögenden Matronen sehr häufig giebt, haben größere Neigung, mit Frauen Geschäfte zu machen als mit Männern. So fanden die „weiblichen Makler für Grundstücke und Hypotheken" sehr bald Auftraggeberinnen. Bei dieser Art von Geschäften handelt es sich auch sehr viel um das Zureden, und das verstehen die Frauen ja alle aus dem Grunde."

„Sie werden ironisch, mein Bester!"

„Ganz und gar nicht. Ich glaube vielmehr, daß eine kluge Frau dem Manne einen großen Gefallen erweist, wenn sie ihm gut zuredet, und daß ein verständiger Ehemann sehr oft gut thut, sich von seiner Frau zureden zu lassen. — Aber bleiben wir bei dem Frauenerwerb in der Großstadt, der nicht in den gewohnten Bahnen geht. Die zuletzt erwähnten seltenen Berufe können nur von Frauen ergriffen werden, die kinderlos sind oder doch schon Kinder haben, die nicht mehr beständig der Aufsicht, Abwartung und Pflege bedürfen. Es gehört auch noch eine gewisse Bildung und ein Vertrautsein mit den Gewohnheiten der

guten Gesellschaft zu der Ausübung oben erwähnter Berufe. Frauen, die nicht in solcher Weise sich ernähren können, müssen zu anderen Mitteln greifen. Es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß ein so unbedeutendes Toilettenstück für Herren, wie der Schlips, dazu dient, die Not vieler Menschen zu lindern. In den großstädtischen Seidenwaren-, noch mehr aber in den Konfektionsgeschäften bleiben kleine Reste von Seide und Atlas übrig, die für das Geschäft ganz wertlos sind. Diese Seidenreste schenken die Geschäfte an arme Frauen, die auf häuslichen Erwerb angewiesen sind. Die Frauen verarbeiten die Seiden- und Atlasreste zu Schlipsen und bringen diese in ein Restaurant, in dessen Saal täglich eine sogenannte Schlipsbörse stattfindet. Hier kaufen die Händler die Schlipse auf und lassen sie durch Agenten, zu denen sie meist stellungslose junge Kaufleute verwenden, verkaufen. Diese Schlipshändler ziehen von Haus zu Haus, besuchen Werkstätten und Fabriken und finden guten Absatz, denn in der Großstadt trägt selbst der gewöhnliche Arbeiter wenigstens Sonntags einen Schlips. Schlimmsten Falls hausieren die Agenten mit den Schlipsen in den Restaurants. Diese Schlipse sind also das Erzeugnis der Abfallindustrie."

„Sie erwähnten der Männer bei dieser Art von Geschäft; es giebt also auch für Männer absonderliche Erwerbszweige in der Großstadt?"

„Selbstverständlich! Da ist zum Beispiel der „gewerbsmäßige Zeuge", den Sie in mindestens zwei Exemplaren auf jedem Berliner Standesamt finden. Diese Zeugen sind Leute, die noch einen Frackanzug ihr eigen nennen und sauber aussehen. Sie sind auch mit den nötigen Legitimationen versehen. Dem Brautpaar, das auf dem Standesamt getraut werden soll, passiert es sehr oft, daß ein Zeuge, der geladen war, gar nicht kommt oder so lange auf sich warten läßt, daß der Standes-

beamte die Trauung nicht mehr aufschieben kann. Sehr oft erscheinen aber auch Zeugen, die nicht die gehörige Legitimation bei sich haben. Da der Standesbeamte in der Großstadt die Leute nicht persönlich kennt, muß er auf guten und gültigen Legitimationen bestehen. Ein Zeuge ohne solche ist nicht verwendbar, und so kommt das Brautpaar in die peinlichste Verlegenheit. Da springt der gewerbsmäßige Standesamtszeuge ein, indem er sich für die Zahlung von drei Mark dazu hergiebt, den Zeugen bei der Trauung zu machen. Ein sehr origineller Großstadttyp ist ferner der Hundeführer, das heißt der Mann, der gegen Bezahlung Hunde spazieren führt. Leider halten sich auch die Großstädter manchmal große Hunde. Diese Tiere verkümmern, wenn ihnen nicht täglich die notwendige Bewegung im Freien zu teil wird. Die Besitzer der Hunde sind aber von ihren Berufsgeschäften meist so in Anspruch genommen, daß sie ihre Hunde nicht spazieren führen können; da tritt der Mann in Thätigkeit, der gegen Bezahlung mehrmals wöchentlich erscheint, um den Hund spazieren zu führen. Gewöhnlich nimmt er zwei Hunde zum Spaziergang mit, und wenn er den ganzen Tag unterwegs ist und alle Tage der Woche besetzt hat, nährt er sich ganz gut von seinem seltsamen Gewerbe. Auch der Schlangen- und Krötenjäger gedeiht nur in Großstädten, wo sich viele Leute Terrarien und Tierkäfige halten, die ihnen gewissermaßen einen Ersatz für das Naturleben bieten müssen."

„Nun hören Sie aber auf, Sie werden phantastisch!"

„Es ist alles buchstäblich wahr. Noch eine Spezialität der Großstadt ist der hausierende Künstler. Er ist Bildhauer, erscheint abends in Bierrestaurants und erbietet sich hier gegen Zahlung von drei Mark, Porträtbüsten aus rotem Thon anzufertigen. Er ernährt sich damit, da die kleinen, nur mehrere Centimeter hohen Büsten

doch einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe der Perſon zeigen, die ſich auf dieſe Weiſe hat verewigen laſſen. Noch unter ihm ſteht der Seifenmaler, der ſein Brot in den Kneiplokalen unterſten Ranges findet. Er führt ein Stück präparierter Seife mit ſich, die ſo ausſieht wie ein Stück Billardkreide. Mit der Seife malt er auf Spiegel und Fenſterſcheiben Porträts des Wirtes oder einzelner Gäſte, malt Köpfe von berühmten Perſönlichkeiten oder lachende Kindergeſichter. Der Wirt ſpendiert dem Manne, der die Gäſte unterhält, Bier und Zigarren, und die Gäſte ſammeln für den „Künſtler“ einige Nickel. Allerdings iſt dieſe Seifenmalerei ein Gewerbe, das nahe an den Bettel ſtreift, und damit will ich die Ihnen gebotene Ueberſicht der neueſten in der Großſtadt betriebenen Gewerbe ſchließen, denn die älteren Spezialitäten kennen Sie gewiß ſchon aus den Zeitungen.“

„Man könnte ſich vor der Großſtadt fürchten,“ erklärte die junge Dame. Aber der Blick, den ſie ihrem Gegenüber zuwirft, ſcheint darauf hinzudeuten, daß ſie unter ſeiner Führung ſich ganz ſicher fühlen wird, wenn ſie erſt einmal ſeine Frau iſt.

Mannigfaltiges.

Gefährliche Auszeichnung. — Kaiſer Nikolaus I. von Rußland (1825—1855) liebte es ſehr, ohne weitere Begleitung auf dem Newskiproſpekt oder dem Engliſchen Quai in St. Petersburg ſpazieren zu gehen. Der Herrſcher ging, meiſtens in einen grauen Militärmantel gehüllt, wie ein gewöhnlicher Spaziergänger, freundlich die ehrfurchtsvollen Grüße der Paſſanten erwidernd, dahin. Nur war es ſtrengſtens verboten, den Zaren anzuſprechen oder ihn gar mit Bittſchriften zu beläſtigen.

Eines Tages, als er wieder ſeinen gewöhnlichen Gang machte, bemerkte er den franzöſiſchen Schauſpieler Vernet, der ſehr bei ihm in Gunſt ſtand. Die Umſtehenden freundlich grüßend, trat der Kaiſer an Vernet heran und ſagte: „Ah, ſieh da, mein lieber Vernet, ſpielen Sie heute abend?"

„Jawohl, Majeſtät. Ich habe die Ehre, heute abend in „Das Glas Waſſer" aufzutreten."

„Das freut mich. Ich werde anweſend ſein. Sie ſpielen Ihre Rolle vorzüglich in dem Stück."

„Eure Majeſtät erweiſen mir zu viel Ehre," erwiderte der Schauſpieler geſchmeichelt.

Noch einige freundliche Worte, und der Kaiſer ſetzte ſeinen Weg fort.

Der Schauſpieler hatte ſich von ſeiner tiefen Abſchiedsverbeugung kaum wieder aufgerichtet, als ein bärtiger Herr, ihm eine Hand auf die Schulter legend, halblaut zuflüſterte: „Sie ſind verhaftet, mein Herr. Sie haben den Kaiſer angeſprochen. Folgen Sie mir!"

Erſt überlegen lächelnd, dann aber ärgerlich machte der Schauſpieler geltend, daß der Kaiſer ihn und nicht er den Kaiſer angeredet habe, und berief ſich auf das Zeugnis der Umſtehenden. Aber die Menge, die ihn ſoeben noch neugierig, ob der hohen Ehre, die ihm geworden, angeſtarrt hatte, war, ſobald der Poliziſt an ihn herangetreten, wie vom Winde auseinander geſtoben. Alles Beteuern, alles Reden und alle Drohungen halfen nichts, der Beamte zuckte gleichmütig die Achſeln, der arme Vernet mußte mit zum Polizeirevier und wurde nach einem kurzen Verhör einfach eingeſperrt. —

Es war am Abend, kurz vor Beginn der Aufführung, das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt, als dem Direktor gemeldet wurde, der Schauſpieler Vernet ſei noch nicht da. Man habe ſchon einen Boten in ſeine Wohnung geſandt; aber dieſer ſei mit der Meldung wiedergekehrt, Herr Vernet wäre am Morgen ausgegangen und den ganzen Tag nicht wieder heimgekehrt. Was war zu thun? Alle Boten, die der Direktor ausſandte, kamen ohne Vernet und ohne eine Nachricht von ihm zurück. Er war nirgends geſehen worden. Wie beſeſſen rannte der unglückliche Theaterdirektor herum. Erſatz für Vernet war nicht vorhanden, die Ouverture war ſchon bis ins Unendliche ausgedehnt worden, und das Publikum begann unruhig zu werden. Es blieb nichts anderes übrig, als ein anderes Stück aufzuführen, ſo gut es eben ging. Kaum hatte man begonnen, als auch ſchon der Kaiſer erſchien.

„Warum wird „Das Glas Waſſer“ nicht geſpielt?“ fragte er den herbeigeholten Direktor ſtreng.

„Majeſtät,“ erwiderte der Zitternde, der ſich im Geiſte ſchon auf dem Wege nach Sibirien ſah, „der Schauſpieler Vernet iſt ſpurlos verſchwunden; wir haben keinen Erſatz für ihn, ich habe ihn ſchon überall ſuchen laſſen, aber vergebens, und —“

„Vernet verſchwunden! Unmöglich, ich habe ihn doch heute früh noch ſelbſt geſprochen,“ unterbrach ihn der Kaiſer. Plötzlich aber ſchien ihm etwas einzufallen; er lachte laut auf und ſagte: „Ich fürchte, ich bin ſelbſt die Urſache, daß der arme Vernet nicht anweſend iſt. Ich ſprach ihn heute morgen auf dem Newski-

prospekt an, und die Polizei hat ihn jedenfalls festgenommen. Lassen Sie sofort nachsehen und ihn hierher bringen."

Es dauerte keine Viertelstunde, als Vernet schon gebracht wurde.

„Ach, mein lieber Vernet," begrüßte ihn der Kaiser lachend, „ich bin ganz trostlos über das Unglück, das Ihnen durch meine Unbesonnenheit zugestoßen ist. Vergessen Sie es, mein Freund. Was kann ich thun, um Ihnen einigermaßen Ersatz für die ausgestandenen Leiden zu bieten?"

„Wenn Eure Majestät mir eine Gnade erweisen wollen," erwiderte der Schauspieler, „so möchte ich bitten, mich auf der Straße nicht wieder anzusprechen; denn die russischen Gefängnisse sind gar nicht nach meinem Geschmack."

Der Kaiser lachte, versprach's, und die Vorstellung konnte nun endlich beginnen. W. Stelljes.

Unerreichbare Schätze. — Ein Schatz im Werte von vielen Millionen Mark liegt bereit für den, der im stande ist, ihn zu heben. Nicht sehr weit von dem Hafenort Alnmouth an der Küste von Northumberland in England befindet sich ein mächtiges Steinkohlenlager, das darauf wartet, ausgebeutet zu werden. Es hat nur den kleinen Nachteil, daß diese kostbare Kohlenmine von der Nordsee bedeckt ist. Die Kohle liegt zwar nur etwa 30 Fuß tief, wovon 18 Fuß Meerwasser sind, man kann aber nur an dieselbe herankommen, indem man entweder einen Schacht vom Lande aus gräbt oder einen Wall ins Meer hineinbaut. Beide sehr kostspielige Methoden hat man bereits versucht, aber beide schlugen fehl. Der letzte Versuch kostete den Unternehmern mehr als 8000 Pfund Sterling. Von Sachverständigen wird der Wert des Kohlenlagers auf mindestens 500,000 Pfund Sterling, also auf mehr als 10 Millionen Mark, geschätzt. Der einzige Ertrag ist zur Zeit die Kohle, die vom Meer bei den heftigen Stürmen, die hier häufig vorkommen, ans Ufer gewaschen wird. Allerdings manchmal zehn bis zwanzig Zentner an einem Tage.

Ein anderes, fast ebenso reiches Kohlenlager, aber auch ebenso eifersüchtig vom Meer gehütet, liegt an der Küste von Glanmorgan in Wales. Auch dieses hat man vergebens auszubeuten versucht. Das Meer spült hier jährlich für mehr als 2000 Mark

Kohlen ans Land. Beide Minen befinden sich allem Anscheine nach außerhalb des Bereichs menschlicher Kräfte und werden es wohl immer bleiben.

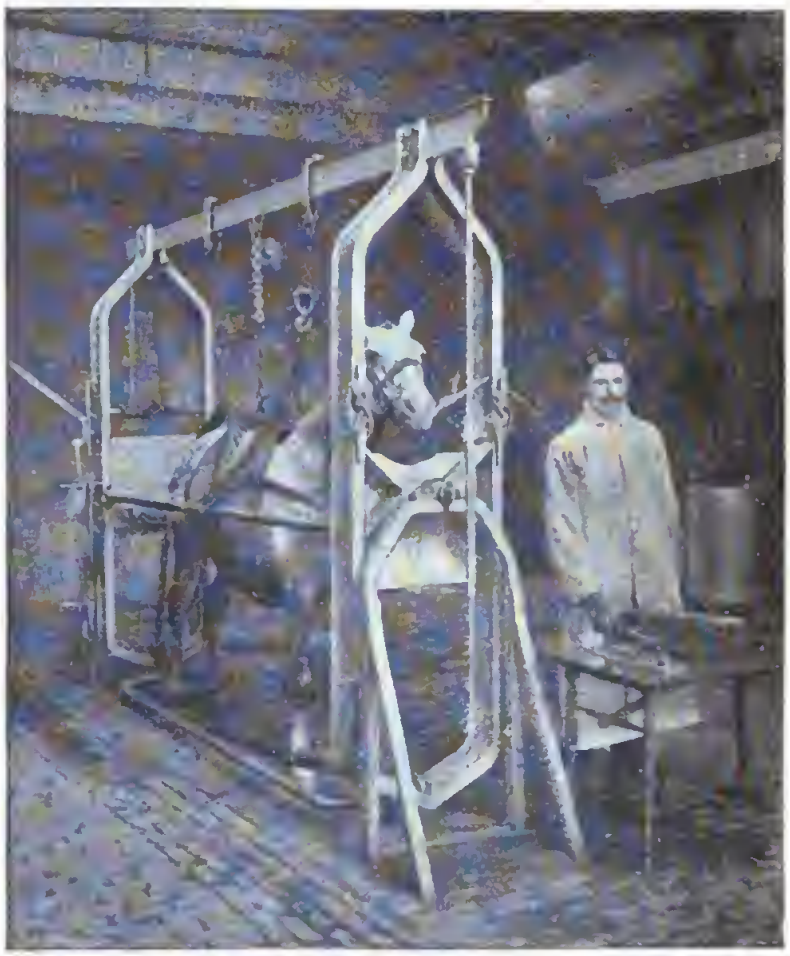
In der Grafschaft Cornwall, zwischen den Städten Bodmin und Truro, liegt ein Silberschatz, dessen Wert von Sachverständigen auf wenigstens 50 Millionen Pfund Sterling geschätzt wird. Aber auch mit der Hebung dieses ungeheuren Schatzes hapert es, trotzdem reicher Lohn denjenigen erwartet, der im stande ist, ihn zu heben. Das Silbererz ist nämlich mit anderen Erzen, besonders mit Bleierz, derart verbunden, daß die Kosten des Läuterns des Silbers den Wert des Edelmetalls fast um das Doppelte übersteigen. An einigen Orten wird zwar Silbererz gefördert, aber die Gruben rentieren sich nicht. Vor kurzer Zeit bot einer der bedeutendsten Grundbesitzer öffentlich demjenigen die Hälfte seines Besitzes an, der ein Verfahren entdecken würde, wodurch die Gruben ertragfähig gemacht werden könnten. Aber es meldete sich niemand.

In der Grafschaft Cumberland befindet sich eine der reichsten Graphitminen der ganzen Welt; aber sie kann nicht ausgebeutet werden aus dem eigentümlichen Grunde, weil, wenn man Schächte anlegen würde, das ganze Gebirge, in dem sich die Graphitmassen befinden, zusammenstürzen, und ein großer Teil des umliegenden wertvollen Geländes zerstört werden würde. Einmal wurde der Versuch gemacht, das wertvolle Graphit zu Tage zu fördern, man brachte auch große Mengen herauf, aber eines Tages stürzten die Stollen zusammen und begruben eine große Anzahl Bergleute. Seitdem ist die Ausbeutung der Gruben verboten. Ein Jahresgehalt von 20,000 Pfund Sterling (400,000 Mark) harrt desjenigen, der Mittel und Wege entdeckt, diesen Schatz zu heben.

In Südcornwall liegt die auf 800,000 Pfund Sterling geschätzte Zinnmine „Berkeley". Das Erz aus diesem Bergwerke könnte nun leicht gefördert, leicht geläutert und leicht an den Markt gebracht werden, wenn nicht wiederum ein unüberwindlich scheinendes natürliches Hindernis die Ausbeute verböte. Das Erz liegt tief in der Erde, und die sehr erzreichen, besonders kupferhaltigen Schichten, die es bedecken, strömen äußerst giftige

Gase aus. Sobald nun ein Schacht angelegt wurde, strömten die tödlichen Gase in den Schacht, und derselbe war und blieb unbefahrbar. An allen nur möglichen Stellen erneute man die Versuche, aber stets mit dem gleichen Ergebnis. Fast alle englischen Gelehrten und Sachverständigen haben versucht ein Mittel zu entdecken, das Hindernis zu beseitigen, aber bisher ohne Erfolg. W. St.

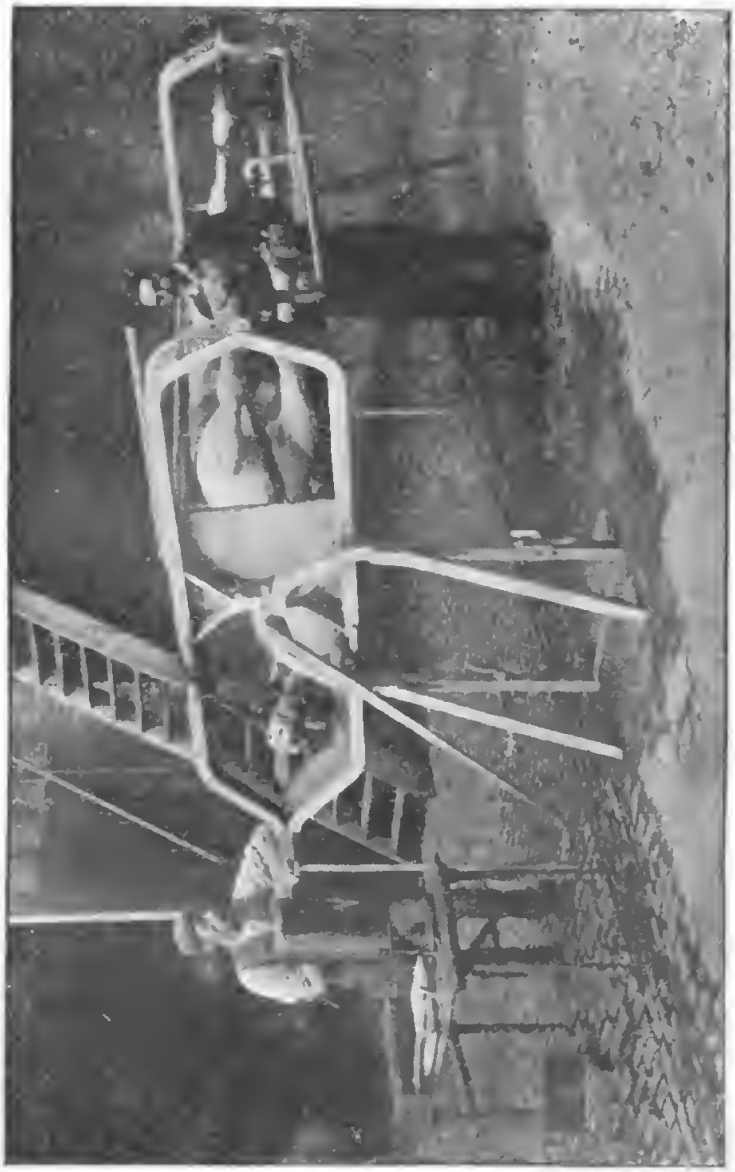
Neue Erfindungen. I. Operationsrahmen für Pferde. — Unter den verschiedenen Zweigen der Heilkunde hat es heut-



Befestigung des Pferdes im Operationsrahmen.

zutage die Wundbehandlung und Operationstechnik ohne Zweifel am weitesten gebracht und die größten Erfolge aufzuweisen. Dies erstreckt sich nicht nur auf die Behandlung von Menschen, sondern

auch auf die von Tieren, unter denen besonders das kostbare Pferd sorgfältig gepflegt und ziemlich häufig eingreifenden Operationen unterworfen wird. Die größte Schwierigkeit besteht darin,

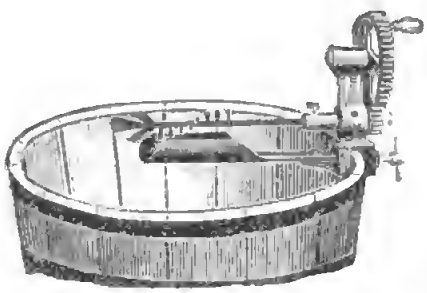


Während der Operation.

die Tiere so zu fesseln, daß durch ihr Sträuben und ihre Bewegungen weder der Arzt gefährdet, noch sein Eingreifen gestört und dessen Erfolg vereitelt werde. Ein neuerdings von dem berühmten Londoner Tierarzt T. A. Dollar erfundener Operationsrahmen für Pferde leistet in dieser Hinsicht Vollkommenes und

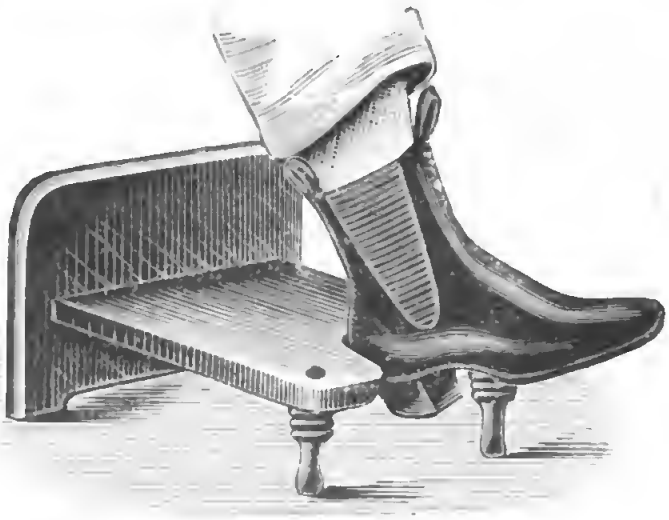
dient auch der Humanität, indem er die Leiden des betreffenden Tieres auf das geringste Maß herabmindert. Wie unsere Bilder zeigen, wird das zu operierende Pferd in dem Operationsrahmen, einem eisernen Gestell, stehend durch Bauchgürtel, Ketten und Riemen an Leib, Füßen und Kopf befestigt. Dann bringt man den Rahmen durch Drehung um die mittleren Achsen in eine wagerechte Lage, und die Operation kann nun mit völliger Ruhe und Sicherheit vorgenommen werden. Das Pferd ist gezwungen, still zu liegen. Damit es sich nicht beschädige, sind rechts und links an den Seiten sogar Kissen angebracht. F. Z.

II. Eine Flaschenreinigungsmaschine für Handbetrieb. — Von allen bis jetzt in den Handel gekommenen Flaschenspülmaschinen hat sich die untenstehend abgebildete ebenso einfach konstruierte, wie praktische Flaschenreinigungsmaschine für den Handbetrieb sowohl für Hotels, Weinhandlungen, wie für den Privatgebrauch am besten bewährt und ist bezüglich Leistungsfähigkeit bis jetzt von keinem ähnlichen System übertroffen worden. Diese Maschine mit Zahnrädern und Flaschenauflage, zum Anschrauben an den Spülkübel, reinigt die Flaschen schnell und sauber, erfordert einen sehr geringen Kraftaufwand und ist der Abnutzung so gut wie gar nicht unterworfen, da man die Borsten in die Stangenbürste sehr leicht selbst einziehen kann. Dabei ist dieselbe sehr billig (Preis M. 18.—, mit Reservestangenbürste M. 1,50 mehr) und wird von der Firma Ziegler & Groß in Konstanz 59 versandt.



III. Patentierter Universal-Stiefelknecht. — Daß ein Stiefelknecht ein mechanisches Hilfsmittel ist, um die Stiefel, ohne sich bücken und die Hände beschmutzen zu müssen, ausziehen zu können, weiß jedermann, und die Zahl dieser nützlichen Apparate ist Legion. Aber ein Stiefelknecht, der einem die Stiefel auf die bequemste Weise nicht nur aus-, sondern auch anzieht, ist eine jedenfalls erfreuliche Errungenschaft unserer

erfindungsreichen Zeit. Der patentierte Universal-Stiefelknecht wird besonders wohlbeleibten Leuten eine Freude sein. Wie auf unserem ersten Bilde zu sehen, geht das Ausziehen des Stiefels ganz auf die bisher auch bei anderen Stiefelknechten übliche Weise vor sich, erst wenn man seine Stiefel anziehen will, tritt seine Eigenart ans Licht. Man richtet ihn nämlich einfach auf, so daß er auf dem Seitenbrett steht. Die beiden Vorderfüße bilden dann zwei Riegel, in die man die Oesen des Stiefels einhängt, und nun mit dem Fuße bequem hineinfahren kann.



Der Stiefelknecht beim Ausziehen.

Der Stiefelknecht beim Anziehen.

Der kleine Maler. — An der Wohnung des Direktors der Münchener Akademie, Peter v. Cornelius, klingelte es eines Morgens im Jahre 1840. Es war ein kleiner Bursche von etwa zehn Jahren; er trug eine Jacke von schwarzem Sammet, ein schwarzes Sammetbarett und einen weißen Halskragen, dazu langes, gelocktes Haar. Als das Dienstmädchen öffnete, fragte er: „Ist der Herr Direktor zu sprechen?"

„Na, der Herr Direktor is net z' Haus. Wos willst denn von ihm, Kloaner?"

Während dieser verlegen sein Barett zwischen den Händen drehte, trat die Gattin des berühmten Malers auf den Vorsaal. Sie neigte sich freundlich zu dem hübschen Knaben nieder und sagte: „Mein Mann ist nicht da, kommt aber bald. Wenn du auf ihn warten willst, so komm nur herein!"

Sie ging voran, der Kleine hinter ihr her in ihr Zimmer, und bald waren beide in einem lebhaften Gespräche begriffen. Der Frau Direktor gefielen die kurzen und doch geistvollen Antworten ihres kleinen Besuchers; sie plauderte gemütlich mit ihm, nahm ihn endlich auf ihren Schoß und gab ihm einen herzlichen Kuß. In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und Cornelius trat ein. Lachend blickte er auf die kleine Scene und rief: „Ei, ei, lieber Preyer, Sie haben sich ja rasch bei meiner Frau in Gunst gesetzt!"

Frau Cornelius stieß einen entsetzten Schrei aus, sprang auf, wobei Herr Preyer auf den Teppich kollerte, und verschwand im Nebenzimmer.

Lachend half Cornelius dem kleinen Maler beim Aufstehen und sagte: „Nun, wie geht's in Düsseldorf? Sie bleiben doch zum Mittagessen? — Aber erlauben Sie, daß ich zuerst meine Frau beruhige!"

Nach einiger Zeit erschien hoch errötend die Frau Direktor, und Cornelius stellte vor: „Herr Johann Wilhelm Preyer, der bekannte Stilllebenmaler und mein früherer Schüler in Düsseldorf, von freilich sehr jugendlichem Aussehen, aber — wann sind Sie eigentlich geboren, lieber Preyer?"

„Am 19. Juni 1803, Herr Direktor."

„Nun, siehst du, liebe Frau, mit siebenunddreißig Jahren pflegt man die Kinderschuhe ausgetreten zu haben."

„O, um den erhaltenen Preis würde ich gerne noch darin stecken," sagte der galante kleine Maler († 1889 in Düsseldorf). D.

Gewitterwolken. — Die Voraussetzung für die Bildung von Gewitterwolken ist das Aufsteigen eines warmen, wasserdampfreichen Luftstromes. Je höher diese wasserdampfreiche, warme

Luft hinaufsteigt, desto mehr dehnt sie sich aus und kühlt sich gleichzeitig ab, und wenn die Abkühlung einen bestimmten Grad erreicht hat, so erfolgt die Ausscheidung des Wasserdampfes in Form von winzigen Wasserkügelchen, den Grundbestandteilen der Wolke. Mit dem Nachschub warmer, wasserdampfreicher Luftmassen gewinnt die Wolke stetig an Größe, und diese Vergrößerung setzt sich so lange fort, als die vom Winde getriebenen Wolkenhaufen in der Atmosphäre die entsprechenden Vorbedingungen vorfinden.

Die Mehrzahl der bei uns auftretenden Gewitter sind Wirbelgewitter, dadurch gekennzeichnet, daß sie als Begleitschaft der atlantischen, weit über die Lande hinziehenden Wirbelwinde erscheinen. Sie treten am westlichen Himmel auf und, während sie aufziehen, dreht sich der Wind schnell nach Norden. Wenn gewöhnlich behauptet wird, daß Gewitter die Luft abkühlen und reinigen, so gilt dieses nur von diesen Wirbelgewittern. Vor ihrem Ausbruch herrscht eine hohe, nach ihrem Austoben eine niedrige Temperatur. Bedeutend seltener sind Gewitter, die von Osten kommen und bei denen der Wind nach Süden umschlägt. Diese führen keine Abkühlung und keine Aenderung des Wetters herbei.

Hat sich an einem Orte ein Gewitter ausgebildet, so nimmt es die Form eines langgestreckten Streifens an, so daß dann die Front des vorwärts schreitenden Wolkenflötzes sehr lang, seine Tiefenentwickelung dagegen verhältnismäßig gering ist. Während die Länge der Front oft 300 bis 400 Kilometer mißt, beläuft sich die Breite des Gewitterstreifens meist nur bis auf 40 Kilometer.

Sehr wechselnd ist die Dicke der Gewitterwolken. So sind Beobachtungen gemacht worden, denen zufolge die Dicke der Wolken nicht mehr als 8 bis 9 Meter betrug. Daneben finden sich aber auch in derselben Gewitterbank Teile, die eine Dicke von vielen Hunderten von Metern aufweisen. Dieser Wechsel zwischen dicken und dünnen Schichten ist auch die Ursache für die Verschiedenartigkeit der Wolkenfärbung. Die hochaufgetürmten Wolkenmassen erscheinen stets dunkelgrau oder dunkelblau, während die dünneren Partien eine hellgraue bis gelblichweiße Färbung besitzen. Uebrigens trägt auch die Beleuchtung durch die

Sonne viel zur Tiefe des Farbentones bei. Dieſelbe Gewitterbank, die eben noch, als ſie die Sonnenſtrahlen unmittelbar trafen, ein unheimliches Dunkelgraublau zeigte, erſcheint im nächſten Augenblick, wo die Sonne von einer voraneilenden Wolke verdeckt wird, in einem unſchuldigen, ziemlich hellen Grau. Die untere Fläche des Gewitterflötzes iſt im Gegenſatz zu der oberen mit ihren übereinander getürmten Ballen faſt eben. Erſt kurz vor dem Ausbruch des Gewitters bilden ſich auch auf der unteren Fläche Ausbauchungen und Hervorragungen, die ſich zur Erde herabſenken, aber mit dem Grundſtock doch im Zuſammenhang bleiben.

In der Ebene ziehen die Gewitterwolken durchſchnittlich in einer Höhe von 1400 Meter. Im Gebirge dagegen erheben ſie ſich zuweilen zu recht beträchtlichen Höhen. Gewitter, die über den 4810 Meter hohen Gipfel des Montblanc hinwegziehen, ſind nichts Seltenes. Die untere Grenze geht mitunter außerordentlich tief herab. Eines der niedrigſten Gewitter war dasjenige, welches am 26. Auguſt 1827 bei dem Kloſter Admont in Steiermark beobachtet wurde. Das Kreuz des Kloſterturmes, der 38 Meter hoch iſt, ragte aus der Gewitterwolke heraus, während ein Turmfenſter, das 30 Meter vom Erdboden entfernt war, ſich unter ihr befand. Demnach ſchwebte die Gewitterwolke in einer Höhe von etwas über 30 Meter, und ihre Dicke betrug nur 8 Meter.

Die Fortbewegung der langgeſtreckten Gewitterſtreifen erfolgt gewöhnlich in der Richtung des vorherrſchenden Windes, in Deutſchland alſo vorwiegend von Weſt nach Oſt. In dieſer Richtung ſchreiten ſie dann ziemlich geradlinig fort. Gebirge üben inſofern einen Einfluß auf den Zug der Gewitterwolken aus, als ſie ſie leicht von der eingeſchlagenen Richtung abdrängen. Die Geſchwindigkeit, mit der ſich die Gewitterwolken fortbewegen, beläuft ſich auf durchſchnittlich 40 Kilometer in der Stunde. Die meiſten Gewitter treten in den Nachmittagsſtunden zwiſchen 3 und 6 Uhr auf. Der geographiſchen Verteilung nach nimmt die Zahl der Gewitter im Jahr von der heißen Zone nach den Polen hin allmählich ab. Der Höhepunkt ihres Auftretens entfällt für Mitteleuropa auf Juni und Juli. In

Deutſchland verringert ſich die jährliche Zahl der Gewittertage von Südweſten nach Nordoſten; am größten iſt ſie in der oberrheiniſchen Ebene, am kleinſten an der Oſtſeeküſte. Die durchſchnittliche Anzahl der Gewittertage im Jahre beträgt für Norwegen 6, für Großrußland nördlich von 60 Grad nördlicher Breite 10, für Preußen 13 bis 17, Bayern 20 bis 21, Württemberg 21, Oeſterreich 23 bis 24, Griechenland 31, Italien 38, Weſtindien 39, Borneo 54 und Java 150.

Eine jede Gewitterwolke beſteht aus Zonen, die abwechſelnd mit poſitiver und negativer Elektrizität geladen ſind. Am ſtärkſten iſt dieſe Ladung in der Mitte der Wolke. Der Ausgleich der erzeugten Spannung erfolgt durch den Blitz in der Richtung des geringſten Widerſtandes. Vor einem jeden Blitz läßt die Wolke den Regen mit doppelter Gewalt und Schnelligkeit herabſtürzen. Allerdings glaubt man gewöhnlich, daß ſich der Regen erſt nach dem Blitzſchlag verſtärkt. Allein es iſt hierbei zu bedenken, daß ſich das Licht mit einer ungeheuren Geſchwindigkeit bewegt, während der Regen verhältnismäßig langſam niederfällt. Infolgedeſſen überholt der Blitz den niedergehenden Regenſchwall, ſo daß dadurch in unſerer Wahrnehmung die umgekehrte Reihenfolge in der Entſtehung beider Erſcheinungen vorgetäuſcht wird.

Die Gewitterwolken ſind kein fertiges Ganzes, das ſo lange weiterzieht, als ſein Vorrat an Regen und Elektrizität erſchöpft iſt, ſondern ſie ſind in einem beſtändigen Entſtehen und Vergehen begriffen, und dieſes Wechſelſpiel ſetzt ſich ſo lange fort, als die dazu nötigen Vorbedingungen in der Atmoſphäre gegeben ſind. Aus dieſem Sachverhalt erklärt ſich auch der geringere oder größere Umfang des fortſchreitenden Wolkenflötzes, das zeitweilige vollſtändige Ausſetzen der Niederſchläge und die ungleiche Heftigkeit der Gewitter an den verſchiedenen Orten.

Th. Seelmann.

Das ſerbiſche Königspaar. — Das im königlichen Konak zu Belgrad erwartete freudige Familienereignis, wie auch die in der neuen ſerbiſchen Verfaſſung niedergelegten Feſtſetzungen über die Thronfolge in direkter Linie haben neuerdings in erhöhtem Maße die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das regierende Herrſcherpaar,

den König Alexander I. von Serbien und die Königin Draga, gelenkt. Der jugendliche König, geboren am 14. Auguſt 1876 zu Belgrad als einziger Sohn des Königs Milan Obrenowitſch

König Alexander I. von Serbien
Nach einer Photographie von Jovanowitch in Belgrad.

und der Königin Natalie, geborenen Keſchko, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung. Als zwiſchen ſeinen Eltern der Konflikt ausbrach, ſuchte die Mutter ihn ganz an ſich zu ziehen. Sie nahm ihn auf ihren Reiſen nach Rußland und Deutſchland mit und verweigerte 1888 in Wiesbaden die von Milan verlangte Heraus-

gabe des Sohnes, der ihr dann am 13. Juli durch die Polizei weggenommen und nach Belgrad geſandt wurde. Durch die Thronentſagung ſeines Vaters ward Alexander am 6. März 1889

Königin Draga von Serbien.
Nach einer Photographie von Guesquin in Biarritz.

König von Serbien, zunächſt unter Leitung einer Regentſchaft. Schon als Siebzehnjähriger aber ſchüttelte er dieſe Vormünder von ſich ab, hob dann die Verfaſſung auf, erklärte ſich ſelber für großjährig und übernahm die Zügel der Regierung (13. April 1893). Alexander I. beſitzt eine etwas die Mittelgröße überragende Ge-

ſtalt und ſympathiſche Züge, aus denen zwei ſchwarze Augen mit freundlich-gutmütigem Ausdruck blicken. Hochgradige Kurzſichtigkeit giebt ſeinem Auftreten den Anſchein einer gewiſſen Befangenheit, der noch durch ſeinen unſicheren Gang erhöht wird. Bei den Spaziergängen, die der König nicht ſelten in Geſellſchaft ſeines erſten Flügeladjutanten oder eines Miniſters durch die Hauptſtraße von Belgrad und den ſchönen Stadtpark zu machen pflegt, muß er von ſeinem Begleiter unausgeſetzt aufmerkſam gemacht werden, wenn es gilt, die Grüße der Vorübergehenden zu erwidern, da Alexander I. dieſe ſelbſt auf wenige Schritte Entfernung nur undeutlich wahrnehmen kann.

Im Anfange ſeiner Regierung hielt man den jungen Monarchen vielfach für ein willenloſes Werkzeug in der Hand ſeines Vaters; ſeine durchaus gegen den Willen Milans geſchloſſene Liebesheirat zeigte aber zur Genüge, wie unbegründet jene Annahme war.

Königin Draga entſtammt einem altſerbiſchen Wojwodengeſchlecht; ſie iſt am 23. September 1867 in Schabbatz geboren, wo ihr Vater Panta Lougnewitza damals Kreisvorſteher war. Sie iſt die Enkelin des Nikola Lougnewitza, der einſt als der reichſte Mann in Serbien galt und einer der bedeutendſten Mitarbeiter des Fürſten Miloſch Obrenowitſch bei der Begründung des heutigen Serbiens geweſen iſt. Draga heiratete zuerſt Swetoſar Maſchin, den Direktor großer Antimonminen in der Nähe von Schabbatz, der nach ſechsjähriger, kinderlos gebliebener Ehe ſtarb. Kurz darauf wurde die Königin Natalie auf die feingebildete, alleinſtehende Witwe aufmerkſam und machte ſie zu ihrer Hofdame. Beide reiſten viel zuſammen, und als die Königin 1894 mit ihrer unzertrennlichen Freundin und Begleiterin nach Serbien zurückkehrte, bezeigte der jugendliche König der um neun Jahre älteren Hofdame lebhafte Aufmerkſamkeiten. Natalie verließ deshalb Belgrad bald wieder und kehrte mit Draga nach Biarritz zurück. Als Alexander trotzdem mit der Hofdame in Verbindung blieb, wurde dieſe von der Königin-Mutter ungnädig entlaſſen.

Verſchiedene Verſuche, für den jungen König eine ſtandesgemäße Partie mit einer europäiſchen Prinzeſſin zu ſtande zu bringen, waren geſcheitert, als dieſer alle Welt durch die Bekanntmachung ſeiner Verlobung mit Draga Maſchin überraſchte,

die er bald darauf als seine Gemahlin in den Belgrader Königskonak einführte. Die jetzige Königin ist von mittlerer, schmächtiger und eleganter Gestalt. Die schwarzen, lebhaften Augen deuten auf Intelligenz, die auch in ihrer, viele Bildung und große Menschenkenntnis verratenden Unterhaltung zu Tage tritt, durch die sie stark zu fesseln und für sich einzunehmen versteht. Das ganze gesellschaftliche Leben in der serbischen Hauptstadt steht gewissermaßen unter dem Zeichen der Königin Draga. Man ist allgemein sehr zufrieden damit, daß wieder eine Königin im Konak residiert, um so mehr, als diese nicht nur viel Wohlthätigkeitssinn bekundet, sondern auch durch ihre Liebe zur Kunst, namentlich für Musik, die weitesten Gesellschaftskreise in gleicher Richtung anzuregen weiß. Fr. R.

Dortig. — Als die an der Saar belegene rheinländische Stadt und Festung Saarlouis (bekanntlich Geburtsort des Marschalls Ney) 1815 von Frankreich an Preußen fiel, gab sich die Regierung große Mühe, die Einwohner mit ihrem Schicksal zu versöhnen; allein ein eigentümlicher Vorfall hätte, wie Corvin in seinem „Leben eines Volkskämpfers" erzählt, das gute Vernehmen beinahe zerstört. Der Bürgermeister war ein sehr geachteter und populärer Mann, und die Einwohnerschaft war sehr entrüstet, als er von der Regierung in auffallender Weise beleidigt wurde. Er erhielt nämlich einen Erlaß, der mit den empörenden Worten schloß: „Der dortige Bürgermeister wird angewiesen, für die Ausführung dieser Anordnungen Sorge zu tragen."

Der Stadtrat versammelte sich, und es wurde beschlossen, einen energischen Protest zu erlassen, in welchem man sich des beleidigten Bürgermeisters annahm und dessen Charakter volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Antwort, welche auf diesen Protest erteilt wurde, brachte aber noch größere Aufregung hervor, denn es hieß darin unter anderem, daß „die Regierung durchaus nicht begreifen könne, was der dortige Bürgermeister, der dortige Stadtrat und die dortige Bürgerschaft bezwecke, und daß es bei dem Erlasse sein Bewenden haben müsse".

Man schickte endlich einen Regierungsbeamten nach Saar-

louis, der aus den Wolken fiel, als man ihm voll Entrüstung erklärte, weder der Bürgermeister, noch der Stadtrat, noch die Einwohner seien dortig — was nämlich in dem Saarlouiser Dialekt närrisch oder verrückt bedeutet. Th.

Ehrenjungfrauen auf der Guillotine. — Während des unter der Bezeichnung „Campagne in Frankreich" bekannten Feldzuges wurde Verdun am 1. und 2. September 1792 heftig beschossen. Als darauf die Festung zur Uebergabe aufgefordert wurde, mußte der Kommandant Beaurepaire, gedrängt von der Bürgerschaft, in die Uebergabe willigen. Er erschoß sich aber, nachdem dies geschehen war. Darauf zog der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen an der Spitze seiner Truppen in Verdun ein, wo ihn die royalistisch gesinnte Bevölkerung mit Jubel empfing, und ihm vierzehn Ehrenjungfrauen Blumen darboten. Am 10. Oktober desselben Jahres kam Goethe nach Verdun. Beim Durchschreiten der Straßen fragte er seinen Führer nach einem wunderschönen Mädchen, das sich eben aus einem Fenster eines stattlichen Hauses bog. Der Führer nannte ihren Namen und bemerkte dabei: „Das schöne Köpfchen mag sie nur fest auf ihren Schultern halten. Sie ist auch eine von denen, die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben." Am 14. Oktober zogen die Republikaner in Verdun ein, und ein furchtbares Strafgericht begann; viele Köpfe angeblich verräterischer Einwohner fielen unter der Guillotine, unter ihnen auch die jener vierzehn Ehrenjungfrauen. E. K.

Indische Schildbürgerstreiche. — Die Erschließung der indischen Litteraturschätze durch englische und deutsche Sanskritgelehrte hat den Zusammenhang der Sagen und Märchen aller indogermanischen Völker nachgewiesen. Auch die humoristische Volkslitteratur scheint ihre Wiege in Indien zu haben, und selbst die Streiche, welche wir Deutschen auf Krähwinkel, Lalenburg, Schilda übertragen, haben schon in der ältesten indischen Litteratur ihre Vorbilder. Die Kuchengeschichte, welche wir hier nach der Uebersetzung des indischen Originals mitteilen wollen, erinnert daran, wie die Lalenburger den Mond haben aus dem Brunnen holen wollen, und lautet wie folgt.

In Sushohagrama wohnten viele Bettelmönche. Einer von

ihnen war der Kloſtergärtner. Sein Garten war voll köſtlicher Bäume, Blumen und Früchte. Des Nachts kam die himmliſche Wunſchkuh, um darin zu weiden, und wenn der Morgen anbrechen wollte, flog ſie wieder in die Höhe und war davon. Da durch dieſe Beſuche der Garten immer mehr verwüſtet wurde, ſo ſtellte ſich der Bruder Gärtner eines Nachts auf Wache. Alsbald kam denn auch die Kuh, weidete die ganze Nacht hindurch, und als ſie ſich beim erſten Frührotſtrahl entfernen und zum Himmel auffliegen wollte, hing ſich der Kloſtergärtner an ihren Schweif und kam ſo in den Himmel. Da bekam er köſtlichen Kuchen zu verzehren, und entzückt durch den Wohlgeſchmack, nahm er ſich am anderen Tage einen Kuchen mit, hing ſich wieder an den Schweif der Kuh und kehrte ſo in den Kloſtergarten zurück. Am anderen Morgen verſammelten ſich die Mönche um ihn und frugen: „Wo biſt du denn geweſen?“ Da antwortete er: „Ich war im Himmel und habe da ſolche Kuchen gegeſſen.“ Dabei zeigte er ſeinen Brüdern den Kuchen, den er mitgebracht. Die Mönche nahmen ein Stückchen, aßen es, und „es blieb ihnen auf der Zunge kleben“, das heißt, es ſchmeckte ihnen ſo gut, daß der Geſchmack noch lange danach auf ihrer Zunge zurückblieb. Sie ſprachen: „Höre, bringe uns doch auch in den Himmel, damit auch wir ſeine Herrlichkeiten ſehen und ſolche Leckerbiſſen genießen können.“ Und er antwortete: „Nichts leichter als das! Kommt nur heute abend alle mit mir in den Garten und haltet euch verſteckt. Wenn die Wunſchkuh ſatt iſt und in die Luft auffliegt, dann will ich mich an ihren Schweif hängen; an meinen Fuß muß ſich ein anderer, an deſſen Fuß dann wieder ein anderer hängen und ſo fort, bis alle gleichſam eine Kette bilden.“ So geſchah es denn auch, und alle flogen zuſammen in die Höhe. Als ſie den halben Weg zurückgelegt, entſtand in dem einen, der zu unterſt hing, ein Zweifel, und er frug: „He du, wie groß ſind denn die Kuchen im Himmel?“ Da ließ der oberſte Mönch den Kuhſchweif los und wollte es ihm mit beiden Händen zeigen: „Siehe, ſo groß ſind die Himmelskuchen!“ Da fielen denn alle zur Erde nieder und zerſchellten ganz jämmerlich.

Bei ungelegener Zeit — ſo ſchließt die Geſchichte — muß man alſo nicht eines Zweifels Löſung erfragen. C. T.

Der Hof von Anhalt-Köthen war Ende des 18. Jahrhunderts der Schauplatz manches Originellen und Ergötzlichen. Schon bei der Einfahrt in das etwas düster aussehende Schloß begegnete man einer Sonderbarkeit. Es waren zwei lebende angekettete Adler, welche majestätisch den Eingang bewachten. Die Hofhaltung war höchst merkwürdig, und die Lebensweise der Schloßherrschaft bewegte sich in einem wunderlichen Gemisch von Etikette und Ungebundenheit. Zur Tafel zum Beispiel wurden täglich, da Jagdgespräche die Lieblingsunterhaltung des Fürsten bildeten, der eine oder andere der Forstbeamten eingeladen und die Tischplätze hierbei ohne alle Rangordnung durch Nummern bestimmt. Zu diesem Zwecke ging der Hofmarschall mit einem jede Nummer doppelt enthaltenden Beutel in der Hand voran, stellte sich gravitätisch an die Thür des Tafelzimmers und begann hier eine Ziehung von Namen und Nummern, welche er laut ausrief, und wonach die solcher Art zusammengefügten Personen paarweise zur Tafel schritten. Auf diese Weise traf es sich dann oft, daß der Fürst einem Hoffräulein den Arm reichte, während die Fürstin einem Förster zufiel. — Ein Ball bei Hof bot ebenfalls des Ungewöhnlichen genug; so durften die großen Jagdhunde, welche den Fürsten überallhin begleiteten, auch bei einem Hofballe im Tanzsaale nicht fehlen. Diese Tiere rannten äußerst ungeniert zwischen den tanzenden Paaren umher, unter welchen sie zur allerhöchsten Belustigung oft genug ergötzliche Niederlagen anrichteten. Aehnliche Seltsamkeiten wiederholten sich regelmäßig bei den Ausflügen nach den benachbarten Jagdschlössern. C. T.

Seltsame Trauringe. — Eine kleine Welt für sich ist die gegen 600 Quadratkilometer große Insel Man im Irischen Meere gegenüber dem Solway Firth. Die Einwohner (rund 54,000) sind keine Angelsachsen, sondern gehören dem mit den Gälen Schottlands nahe verwandten Volksstamm der Manx an und haben auch ihre eigene Sprache. Noch seltsamer aber ist es, daß die Insel Man noch heute nominell ein eigenes Königreich bildet, im englischen Parlamente nicht vertreten ist und von einem eigenen Parlamente und einem Rat von neun Mitgliedern, an deren Spitze der englische Gouverneur steht, regiert wird. Ge-

ſetze haben nur dann Gültigkeit, wenn ſie vom Tynwaldhügel öffentlich verkündet worden ſind, wie es ſeit undenklichen Zeiten üblich geweſen iſt. Ebenſo herrſchen in Brauch und Sitte noch zahlreiche uralte Gewohnheiten, wenn freilich auch der, die auf unſerem Bilde dargeſtellten Trauringe bei der Eheſchließung zu benutzen, abgekommen iſt. Dieſe alten Reliquien, die der Leſer wahrſcheinlich auf den erſten Blick für Mühlſteine halten wird,

Steinerne Trauringe auf der Inſel Man.
Nach einer Photographie von W. H. Knowles in Great Harwood.

liegen auf dem Kirchhofe von Kirk Braddon. Einſt war es Brauch bei den Manx, daß während der Trauung Braut und Bräutigam einander durch ſolch einen Stein die Hand reichten, wodurch der Bund bekräftigt und feſtgemacht wurde, wie jetzt durch das Wechſeln der Ringe. Den Urſprung dieſes Brauches kennt man nicht mehr, er reicht jedenfalls weit in vorchriſtliche Zeit zurück. F. Z.

Banknoten in Verſen. — Die ſonderbarſten Kaſſenſcheine hat im Jahre 1856 die Kaſſe der Niederſächſiſchen Bank in Bückeburg ausgegeben; ihre Zehnthalernoten enthielten eine Wunderlichkeit, die gewiß niemand auf Geldſcheinen zu finden

vermuten wird. Einer der Begründer der Bank kam nämlich auf den eigentümlichen Einfall, eine ganze Serie ſolcher Banknoten zur Kontrolle mit Verſen deutſcher Volkslieder zu verzieren, derart, daß jede Banknote ein Wort enthielt und die ganze Serie, nach den Nummern nebeneinander gelegt, das ganze Lied leſen ließ. Die Sache wäre ſo weit ganz gut — aber die Wahl der Verſe, zuſammengehalten mit der Entſtehung und Bedeutung der Papiere, führt zu recht komiſchen Betrachtungen. So enthielten die Zehnthalernoten von der Nummer 323,300 an das bekannte Lied: „Ich hab' mein Sach' auf nichts geſtellt, juchhe!" Welch ſonderbarer Vers auf Banknoten! War es die Bank, die ihre Sache auf nichts geſtellt hatte, oder war es der unterſchriebene „Spindler"? Oder waren es gar die Inhaber der Scheine? — Eine andere Serie bildete der Vers: „Wer niemals einen Rauſch gehabt, der iſt kein braver Mann!" — Wer alſo ſo glücklich war, dieſen ganzen Vers in ſeiner Taſche herumzutragen, der beſaß gerade hundert Thaler und konnte ſchon einmal, wenn anders die Verhältniſſe es geſtatteten, ein recht braver Mann ſein, konnte ſich auch erlauben, ſich, wenn's ihm ſonſt gefiel, einen Rauſch anzutrinken. Th.

Das Suchen von Leichen im Waſſer. — Von jeher gab es für das Auffinden von Waſſerleichen recht merkwürdige Mittel, die ſogar hin und wieder heute noch in Anwendung gebracht werden. Eines dieſer Mittel, welches in Deutſchland, England und Frankreich gleichmäßig verbreitet war, war das Suchen der Leiche mit Hilfe eines Laibes Brot, in welches man etwas Queckſilber gethan hatte. Einen ſolchen Laib ſetzte man an der Stelle ins Waſſer, wo der Verunglückte hineingefallen war, ließ ihn ſchwimmen, folgte ſeinem Laufe und nahm dabei an, daß er da unterſinke, wo die Leiche im Waſſer liege. Noch im Jahre 1860 wurde dieſe Art des Suchens bei Durham in England angewendet.

Wenn die Chineſen eine Waſſerleiche ſuchen, ſo werfen ſie ein lebendes Schaf ins Waſſer; ſie nehmen an, daß das Tier ebenſo lange mit oder gegen den Tod kämpft als der Ertrunkene, und daß ſein Kadaver von der Strömung bis zu derſelben Stelle fortgeführt wird, wo auch der Menſch geſunken iſt.

Schwer oder nicht zu erklären ist die Art und Weise des Leichensuchens der Norweger, die einen Hahn im Nachen mitführen und glauben, daß an der Stelle, wo der Vogel kräht, die Leiche im Wasser liege. Verständlicher ist dagegen das Leichensuchen mancher Indianerstämme; diese fahren auf einem Boot, das sie treiben lassen, aufs Wasser hinaus und suchen die Leiche da, wo sich das Boot zu drehen beginnt; dort befinden sich Wirbel über Tiefen im Flußbette, und sie nehmen an, daß da auch die Leiche hinuntergedreht worden ist. C. T.

Gut pariert. — König Ludwig XV. hielt nach längeren Fehden mit England einst Revue über sein Leibgrenadierregiment. Im Gefolge befand sich auch der englische Gesandte. Man hielt vor einem ergrauten Grenadier, dessen Gesicht ganz von Narben zerfetzt war. Auf Befehl Ludwigs XV. mußte der Grenadier aus der Front heraustreten.

„Bekennen Sie, Herr Ambassadeur," sagte der König zu dem Engländer, „daß es diesen Leuten auf dem Gesicht geschrieben steht, daß sie die tapfersten Truppen der Welt sind."

„Sire," entgegnete der Gesandte schlagfertig, „was werden Eure Majestät von denen sagen, welche diese Wunden schlugen?"

Ludwig schwieg, und der gewandte Sohn Albions triumphierte schon, als plötzlich der Grenadier grimmig losfuhr: „Von denen lebt keiner mehr!" J. W.

Drei Exemplare. — Die kolossalen Auflagen mancher Tageszeitungen, die man noch vor mehreren Jahrzehnten kaum in Amerika in solcher Höhe kannte, nehmen immer noch zu. Schon besitzen wir verschiedene Tageszeitungen in Deutschland, die täglich mehrmals in mehr als einer viertel Million Auflage erscheinen. Gegenüber diesen Riesenauflagen nimmt sich höchst sonderbar eine Zeitung aus, die ebenfalls täglich erscheint, aber nur in drei Exemplaren. Unter den 42,800 täglich erscheinenden Zeitungen der ganzen Welt hat sie jedenfalls die kleinste Auflage und ist die originellste. Sie erscheint in Wien, und zwar lediglich für die Privatbenutzung des österreichischen Kaisers. Sie enthält Auszüge der interessantesten Artikel aus allen Zeitungen der Welt. Diese werden in einem besonderen Bureau ausgesucht, übersetzt, zum Druck befördert, und täglich wird das

gedruckte Exemplar dem Kaiſer vorgelegt. Von den beiden anderen Exemplaren geht das eine in das kaiſerliche Archiv, das andere ſteht zur Verfügung der Generaladjutanten und liegt im Vorzimmer des Kaiſers aus. A. O. Kl.

Das Ende der Potsdamer Rieſengarde. — Beim Leichenbegängnis des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen marſchierte das Lieblingsregiment des Verſtorbenen, die Potsdamer Rieſengarde, zum letztenmal auf. Gleich beim Regierungsantritt Friedrichs des Großen war die Auflöſung der koſtſpieligen Rieſentruppe beſchloſſene Sache. Demnach wurden die tüchtigſten „langen Kerle" ausgeſucht und in die verſchiedenen Regimenter verteilt, die meiſten der Giganten aber wurden nach Magdeburg in die Sternſchanze geſchickt, mit der Weiſung, daß man ſie da anſtändig verpflegen, „ihnen aber nicht wehren wolle, davonzulaufen". Viele thaten auch dem König den Gefallen und deſertierten. Die übrigen ließ Friedrich ſpäter als Heiducken kleiden und in Bürgerhäuſern Berlins einlogieren, um ſie bei beſonderen Hoffeſtlichkeiten als die letzten Zeugen des abgeſtorbenen Rieſenregiments zur Schau ſtellen zu können. J. W.

Noch ganz andere Dinge. — Der Vizeadmiral d'Aubigné war trotz ſeines ſchroffen Charakters bei König Heinrich IV. von Frankreich wohl gelitten und durfte ſich manche Grobheit herausnehmen. Einmal ſchlief er im Feldlager mit dem Kammerdiener La Force in dem Zelte des Königs. Als er glaubte, dieſer ſei eingeſchlafen, ſagte er leiſe zu La Force: „Der König iſt doch der undankbarſte Monarch von der Welt."

„Wie ſagt Ihr?" flüſterte der Kammerdiener.

Heinrich IV. aber war noch wach und rief aus ſeiner Ecke: „Aubigné ſagt, ich ſei der undankbarſte Monarch von der Welt."

Ohne ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, rief der Seemann zurück: „Schlafen Sie doch lieber, Sire, ich habe Ihrem Kammerdiener noch ganz andere Dinge von Ihnen zu ſagen!" D.

UNIV. OF MICHIGAN.

JUL 15 1912

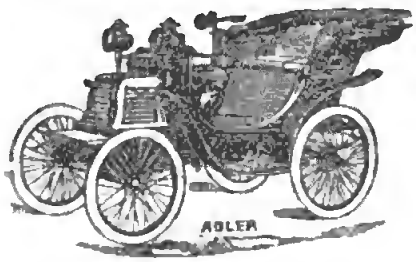
Adler Fahrräder

Adler Motorwagen

und

Schnell-Schreibmaschinen

in vollendetster Ausführung!



Adler Fahrradwerke

vorm. **Heinrich Kleyer**

Frankfurt a/M.

Vielfach prämiiert mit „höchsten“ Auszeichnungen.

Patentiert in allen Kulturstaaten.

Grösste Leistungsfähigkeit.

Unmittelbar sichtbare Schrift.

Stärkste Durchschlagskraft.

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

= Butter umsonst =

Wiederverkäufern lohnender Rabatt!

erhält man in 6—10 Minuten durch Selbstherstellung aus dem von der täglichen Kaffeemilch angesammelten Rahm (Sahne) mit der gesetzlich geschützten

Haushaltungs-Buttermaschine.

Schutzmarke „mit dem Bären". — Jährliche nachweisbare Ersparnis für den Haushalt ca. 100 Mark. — Täglich frische unverfälschte Butter von köstlichem Wohlgeschmack und die ärztlich so sehr empfohlene Buttermilch kostenlos.

☛ Zugleich bester Schneeschläger, Chocoladequirler etc.

Preise

in hocheleg. solidest. Ausführung mit Glasgefäss 1 2 3 4 Lit. Inhalt

Mark 3.75, 5.50, 7.—, 9.—.

80 % Zeit- u. Kraftersparnis beim Teigrühren.

Unerreicht prachtvolle Back-Resultate!

Preis **nur noch ℳ 15.—** (ohne Befestigungsvorr. ℳ 13).

Nach Abnahme des Triebwerks für alle Küchenzwecke das ganze Jahr verwendbar.

Schönstes Geschenk für Hausfrauen. Kochbüchlein mit erprobten Rezepten für die bessere Küche gratis und franco.

Erhältlich in den besseren einschlägigen Geschäften, wo nicht, direkt gegen Nachn. vom alleinig. Fabrik. **R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart,** welcher auch Prospecte und Ia.-Zeugnisse gratis und franco versendet.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Universal-Bibliothek für die Jugend. Eine Auswahl der besten und bekanntesten Jugendschriften in neuen Ausgaben zu sehr billigen Preisen von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Es sind 380 Nummern erschienen. Ausführl. Inhaltsverzeichnisse in jeder Buchhandl. gratis.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1549

Von Autoritäten der K… empfohlen. Im Gebrauch… lands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

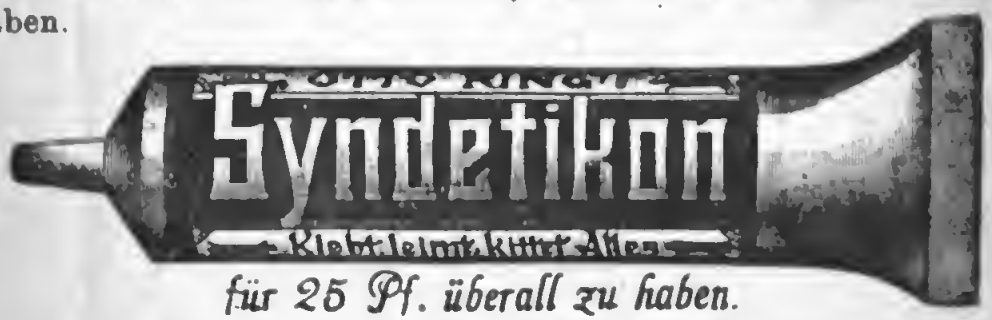
Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.



für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Ber… Otto Ring & Co.

…servation 1992

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.

Butter umsonst

Wiederverkäufern lohnender Rabatt!

erhält man in 6—10 Minuten durch **Selbstherstellung** aus dem von der täglichen Kaffeemilch angesammelten Rahm (Sahne) mit der gesetzlich geschützten

Haushaltungs-Buttermaschine.

Schutzmarke „mit dem Bären". — **Jährliche nachweisbare Ersparnis für den Haushalt ca. 100 Mark.** — Täglich frische unverfälschte Butter von köstlichem Wohlgeschmack und die ärztlich so sehr empfohlene Buttermilch kostenlos.

☛ Zugleich bester Schneeschläger, Chocoladequirler etc.

Preise

in hocheleg. solidest. Ausführung mit Glasgefäss 1 2 3 4 Lit. Inhalt

Mark 3.75, 5.50, 7.—, 9.—.

80 % Zeit- u. Kraftersparnis beim Teigrühren.

Unerreicht prachtvolle Back-Resultate!

Preis **nur noch ℳ 15.—** (ohne Befestigungsvorr. ℳ 13).

Nach Abnahme des Triebwerks für alle Küchenzwecke das ganze Jahr verwendbar.

Schönstes Geschenk für Hausfrauen. **Kochbüchlein mit erprobten Rezepten** für die bessere Küche gratis und franco.

Erhältlich in den besseren einschlägigen Geschäften, wo nicht, direkt gegen Nachn. vom alleinig. Fabrik. **R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart,** welcher auch Prospecte und Ia.-Zeugnisse gratis und franco versendet.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Universal-Bibliothek für die Jugend. Eine Auswahl der besten und bekanntesten Jugendschriften in neuen Ausgaben zu sehr billigen Preisen von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Es sind 380 Nummern erschienen. Ausführl. Inhaltsverzeichnisse in jeder Buchhandl. gratis.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1549

Von Autoritäten der K… empfohlen. Im Gebrauch… lands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die **Muttermilch.** Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen.** Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechdurchfall, Darmkatarrh** und **Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling". Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.

Lose Blätter aus Ihren Büchern, abgebrochene Stücke von Möbeln, Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.

für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin. Gegr. 1878. **Otto Ring & Co.**

Filmed by Preservation 1992